This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3
B817
n1

Das Rosenhäuschen.

(Eichemeyer
NGL

(Dol m K II
11-16-1911
gr

Das Rosenhäuschen

Roman einer armen Offizierstochter

von

Hanna Brandenfels pseud.

DISCARDED.
Hanna (Niclas) Eichemeyer

Dresden
Verlag von Carl Reissner
1905

SG
a78

PROPERTY OF THE
CITY OF NEW YORK
1019
DISCARDED.
3
B817
M1

Gestern war mein Geburtstag. Ich bin nun schon sechzehn Jahre alt. Papa schenkte mir ein reizendes Schreibzeug. Mama ein Paar braune Halbschuhe, Bodo eine Tafel Schokolade — „von Sarotti!“ — fügte er etwas prahlerisch hinzu. Fränzel fand das Geschenk für einen Fähnrich „zu knickrig!“

Von Tante Ulrike bekam ich dies Tagebuch. Sie selbst hat es zu ihrer Einsegnung — vor vierzig Jahren — erhalten. Das Buch sieht aus wie ein liebes altes Gesicht — viele blasse Stockfleckchen und fahle Streifen durchziehen den braunen Sammetdeckel. Der Goldschnitt ist verblichen, und die Silberklammern sind mit dunkeln rostähnlichen Stellen durchsetzt. Ich freue mich aber sehr darüber, weil ich mir brennend ein Tagebuch gewünscht und sonst doch keins bekommen hätte.

Im Hause herrschen nämlich zwei strenge Damen. Die eine heißt militärische Ordnung, die andere: Geldnot.

Die erste ist manchmal unbequem. Ihretwegen

darf man sich z. B. nur Sonntags einmal gehörig ausschlafen — an den sechs Arbeitstagen der Woche hat man mit absoluter Pünktlichkeit am Frühstückstische zu erscheinen. Und ich schlafe so gern!

Die zweite ist eine böse Hexe, die jeden, auch den bescheidensten Wunsch, zerschlägt — ein giftiges Insekt, das fortwährend sticht —, eine ewig peinigende, anscheinend unheilbare Krankheit! Mit einem Wort: ein Scheusal!

Die böse Hexe Geldnot erlaubt gnädigst, daß wir nicht buchstäblich mit zerrissenen Kleidern und ohne Handschuhe gehen — den Luxus eines Tagebuchs hätte sie nie gestattet — und darum freue ich mich über das alte Buch, das aussieht, wie ein durchfurchtes liebes Gesicht unter grau gewordenem Goldhaarscheitel — wie Tante Ulrike.

* * *

Das Leben wäre wirklich schön, wenn es nicht so schrecklich knapp zuginge bei uns. Heute gab es beispielsweise nur Apfelsuppe zum Mittagessen und für Papa als Extragericht ein Setzei zum Brötchen.

Ein Setzei nebst Brötchen als Hauptgang im Montagsdiner des Kgl. preußischen Hauptmanns Freiherrn von Schellenberg! Mama sitzt eben an ihrem Schreibtisch und korrespondiert mit Fleischer

und Krämer und zerbricht sich den Kopf um liebenswürdige Beruhigungssätze, als Antwort auf häßliche Mahnbriefe. Augenblicklich kann sie nicht auf die Straße, weil sie nur ein Paar Stiefel hat, die beim Schuster sind. Es ist schrecklich.

Seit unser Vermögen durch den Zusammenbruch dieser abscheulichen Bank verloren ging, ist ewig Sorge und Not im Hause. Ich begreife nicht, wie Papa das aushält. Dabei ist er stets lustig, vergnügt und neckt „unser Sorgenmamachen", wenn es trübe und kummervoll umhergeht.

Die Eltern gelten für das schönste Paar in der Stadt. Freilich jetzt wird man das bald nicht mehr sagen, seit Mama in unmodernen abgetragenen Sachen gehen muß, weil es nie möglich ist, neues zu kaufen. Und sie ist schön mit dem braunen Lockenhaar und den großen Sammetaugen — ihr Teint ist blendend zart und die Lippen so fein und rot. Keine andere Dame im Regiment hat solche hohe schlanke Figur wie Mama.

Papa kommt mir immer vor wie ein blonder Ritter aus alter Zeit, der statt der eisernen Rüstung aus Versehen moderne Infanterieuniform angelegt hat. Wenn er so unverhofft hereintritt mit seiner prachtvollen Figur, den raschen Bewegungen und den blauen Herrscheraugen, erscheint er mir wie ein

großer Held, der aus siegreicher Schlacht heimkehrt, und den sie eben zum Kaiser gekrönt haben. Wenn ich das ausspreche, schilt Mama, daß ich überspanntes phantastisches Zeug rede, aber sie schilt nur so mechanisch — ihre hübschen Augen glänzen dabei, und ihr liebes blasses Gesicht sieht dann so glücklich aus — trotz Schuh- und Kleidernot.

Wenn Papa über die Straße geht, drehen sich die Leute nach ihm um, so fällt seine Erscheinung auf. Auf der Kriegsschule haben sie ihn Totila genannt.

Bodo ist, um Papas Worte zu gebrauchen, „genau sein Abklatsch" — ebenso groß und breitschultrig, hat auch schon einen blonden Schein unter der kühnen Nase, den er fortwährend zu „drehen" versucht, und der noch keine Ähnlichkeit mit Papas elegantem Schnurrbart aufweist. Dazu auch ewig lustig blitzende Augen und ganz „sonniger Totila". Er ist 18 Jahre alt, sieht aber viel älter aus.

Ich sehe Mama ähnlich, nur fehlt mir, hoffentlich nur vorläufig, ihre edelschöne Figur. Ich bin entsetzlich mager und gar nicht groß. Ich möchte schrecklich gern noch sehr wachsen. Wolff, unser Kadett und „Nesthaken", ist zwölf Jahre alt, ein kleiner Dicksack, sonst wie ich, nach Mama geartet, nur haben wir beide Tante Ulrikes Stubsnase geerbt. Leider! Ich möchte schon lieber Papas kühne Adler-

naſe in verkleinerter Ausgabe, wenn es nicht Mamas edle, gerade ſein durfte. Die Stubsnaſe ärgert mich.

Die Eltern haben ſehr jung geheiratet. Papa 21 und Mama knapp 16. — Nun ſehen ſie noch beide ſo jung aus und haben ſo große Kinder und ſo große Sorgen! Dieſe beiden Menſchen, für die ein Fürſtenſchloß gerade gut genug wäre, die müſſen ſich ſo jämmerlich herumſtümpern. Ich könnte weinen.

* * *

Wir haben Schneiderei im Hauſe. Mein Einſegnungsſtaat wird gemacht und für Mama ein ſchwarzes Tuchkleid aus „längſt entſchwundenen Tagen“ modernisiert. Solche Näherei iſt greulich. Die Maſchine raſſelt, überall liegen Pakete, Flicken und Nähfäden. Dabei hört man nichts wie Tante Ulrikes und Mamas Beratungen über das Einteilen der „Kriegskaſſe“. Tante ſchüttelt bekümmert die drei grauen Locken, die ihr rechts und links wie drei kleine Würſtchen an der Schläfe hängen und weiß augenſcheinlich auch keinen Rat, wie man es möglich machen könne, meine Einſegnungsequipierung möglichſt mit Pfennigen zu beſtreiten. Sie hilft ſchrecklich gern, aber ſie hat leider ſelbſt keine Schätze. Sie iſt Papas Couſine und Stiftsdame in Mecklenburg, augenblicklich auf Beſuch bei uns.

* * *

Nichts wie Kümmernisse. Die Brüder können nicht kommen, weil Papa nicht das Reisegeld für sie hat. Ich heirate nie im Leben einen Offizier, nie! sowie der Zuschuß fehlt, ist es ein Angstleben. Ich will mein Examen machen und Geld verdienen. Ich will heraus aus dieser Sorgen- und Angstluft. Mir fehlt Papas glückliches Temperament, mit frohem Mut über alles Ungemach hinweg zu voltigieren. Es quält mich maßlos, wenn ich Mamas Kummer sehe und ihr mühsames Schöpfen mit Sieben nach allen Seiten hin. Ich will Geld verdienen! Arme Mädchen heiraten ja doch nicht, und arme Offizierstöchter erst recht nicht.

In 2—3 Jahren kann ich schon ein festes Gehalt haben. Das Lernen wird mir ja so leicht. Ich bin stets versetzt worden und habe überall zu den besten Schülerinnen gehört. Meine Aufsätze wurden vor der Klasse lobend erwähnt, außerdem habe ich viel Sprachtalent. Es hieß immer, ich sei ein kluges, begabtes Kind. Ich will versuchen, diese Begabung auszunutzen.

* *
*

Ich bin nur froh, daß Mama einen Wagen für Dienstag bestellt hat. Zuerst hatte Hexe Geldnot be-

stimmt, daß wir zu Fuß in die Kirche sollten. Das wäre mir doch gräßlich vor den anderen gewesen.

Mein weißes Kleid ist trotz der einfachsten Machart sehr hübsch, und ich sehe mit dem langen Rock viel größer aus. Schade, daß ich die Stubsnase habe, und daß ich klein bin — ich würde sonst eine Schönheit werden wie Mama. Vielleicht verliebte sich dann ein Millionär in mich, und ich könnte den Eltern ein Schloß kaufen und den Brüdern eine reiche Zulage geben. Warum sind wir so arm? Ich hasse die Armut! Ich möchte reich werden um jeden Preis.

* * *

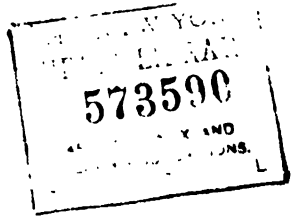
Übermorgen ist die Einsegnung. Ich bin ganz zerknirscht. Heute morgen saß ich mit Fränze Krüger unten in der Bohnenlaube, und zufällig kam auch Else Kahl dazu, und wir boten ihr einen Platz an. Wir sprachen von unsern Kleidern und Fränze und ich taten etwas herablassend zu Else, die nur ein schwarzes Fähnchen bekommt, während wir wie die meisten Töchterschülerinnen hier, weiß anziehen. Plötzlich kommt Tante Ulrike in den Garten, setzt sich zu uns und hält uns eine Rede, daß wir uns in Grund und Boden schämen mußten. Ob wir wüßten, wie häßlich es sei, angesichts der heiligen Handlung von Frisuren und Putz zu reden.

— aber sie haben täglich eine Suppe und ein ordentliches Stück Fleisch auf dem Tische. Und reich sind sie doch auch nicht.

Sie haben den Bäckerladen parterre. Haus und Garten und Hofhäuschen gehören Herrn Krügers Onkel, Emil Meier benamset, pensionierter Oberlehrer. Vor seiner wurmstichigen Tür stehen Geiz und Reichtum Schildwache. „Onkel Emil" bewohnt mit seiner Haushälterin den Oberstock des Hofhäuschens — unter ihm hausen Elses Eltern, ehrsame arme Flickschusterleute. Die Frau war früher Mamas Jungfer. Sie ist furchtbar häßlich und von Ehrgeiz geplagt. Sie hat es durchgesetzt, daß Elsa die Töchterschule absolvierte und jetzt das Seminar besuchen soll. Es ist drollig. Ich will mein Examen machen, weil ich Mammon verdienen will — Elsa will es machen, weil ihre Mutter es will — und Fränze, weil Papa Krüger es will.

Herr Krüger ist sehr komisch. Er hat einen mächtigen Bücherschrank, hält sich für sehr gebildet, was er über seinen Stand hinaus auch ist — schwärmt für gute Musik, „geistvolle Damen" und ist von dem Wahn umnebelt, daß seine brave hübsche Frau ihn „nicht versteht" und zu „gewöhnlich" für ihn ist.

Er nennt seine Tochter Ziska, während jeder


573590
AND
ONS.

Druck von H. Klöppel in Quedlinburg.

3
B817
n1

Das Rosenhäuschen.

(Eichemeyer
NGL

Mama erlaubt, daß ich abends nach unten gehen durfte, „Ziskas“ Einsegnung feiern helfen. Krügers hatten eine Kochfrau genommen und viel Umstände gemacht. Ein feines Abendessen mit verschiedenen Gängen, verschiedenen Weinen, Tafelblumen und Tischkarten. Um die drei Teller von uns Konfirmandinnen — Elsa Kahl war auch geladen — lagen Maiblumen und Veilchen. Natürlich Arrangement von Papa Krüger, der alles „fein“ wollte. Er selber hatte sich auch fein gemacht, mit Smoking, weißer Weste und Manschetten, die ewig drohten, ihm über die Hände zu rutschen. Ich habe ihn nie anders gesehen als im weißen Bäckeranzug mit Schürze und von oben bis unten wie aus dem Mehlsack gezogen. Ich hielt ihn immer für grau, und nun sah ich, daß Haar und Brauen goldblond waren, und das bartlose freundliche Vollmondgesicht erschien ohne den Mehlschleier nicht blaß wie sonst, sondern „rosig“.

Der kleine dicke Mann überwachte alles wie ein eiliges Hausmütterchen, und seine sehr hellen, etwas hervorquellenden Augen kommandierten die servierende Guste und ihren Pagen, den jüngsten Teiglehrling, daß es eine Art hatte. Dabei sahen alle Gäste so aus, als ob sie soviel Eifer gar nicht beanspruchten.

Es waren nur die nächsten Verwandten. Ein Zwirn- und Bandkrämer, der ein Lädchen hat, wie unser Entree so groß. Ein Gefangenaufseher mit zahlreichen Kriegsdenkmünzen und einer alten verhutzelten Tochter. Zwei Steuerbeamte mit ihren Frauen und eine Konditorfamilie.

Die Frauen hatten fast alle schwarze Seide an, goldene Halsketten und andere goldene Kinkerlitzchen und weiße Tüllkrawatten. Bei den Männern fielen mir sämtlich die blank gewichsten Stiefel auf, ehe wir zu Tisch gingen. Und dann schrieen sie alle so fürchterlich bei der Unterhaltung. Nur Erbonkel Emil nicht. Sein Geizkragengemüt kränkte sich, daß soviel aufgetafelt wurde. Fränze sagt, er hat schon tagelang vorher über die Schlemmerei von heute raisonniert. Er saß denn auch stumm und steif wie ein Stock zwischen den andern, und seine blassen Fischaugen sahen uns der Reihe nach strafend an. Er ist lang und glatt wie eine Latte, trägt seinen grauen Bart ausgeschnitten wie der alte Kaiser Wilhelm und an Festtagen wie gestern einen dunkelbraunen Rock, den er seit 50 Jahren „schont".

Das Essen war tadellos. Das Dessert wundervoll. Und dazu das unausgesetzte „Nötigen" von Herrn und Frau Krüger. „Eis gefällig, Fräulein Trudchen? — Prallinees gefällig? Bitte bedienen

Sie ſich doch, Fräulein Trudchen! hier 'n bißchen Sahnenſchokolade! ei 'n Knallbonbon! ei Erdbeeren, aber bedienen Sie ſich doch! bittſchön! kandierte Walnüſſe gefällig?"

Trudchen Schellenberg war alles „gefällig", und es ſchmeckte mir ausgezeichnet.

Herr Krüger ſegelte eben wieder vom Tiſch fort, der Weinflaſchenbatterie im Vorraum zu. Ich hörte durch die offen gelaſſene Tür plötzlich Sporenklirren und Herrn Krügers aufgeregtes Sprechen:

„Zuviel Ehre, Herr Hauptmann! Herr Hauptmann ſind zu gütig."

Papa kam vom Felddienſt, den Helm in der Hand, herein, um „der jungen Chriſtin hier unten" ſeinen Glückwunſch auszuſprechen. Der liebe goldgute Papa! Es war eine Minute lang ganz ſtill, und dann zwiſchen dem Aufſtehen und Stühlerücken Frau Krügers freundlich verlegene Stimme: „Wenn Herr Hauptmann es nicht übel nehmen, möcht'ſt Du wohl 'n Glas Wein anbieten, Fernandchen."

Herr Krüger ſah ſie vernichtend an. Er kann das „ordinäre" Fernandchen nicht ausſtehen und hat oft genug „ausdrücklich gewünſcht", daß ſie korrekt Ferdinand ſagt, was ſie wieder „verdreht" findet.

Eine Weile lang entſtand nun ein großes Laufen. Herr Krüger rannte augenſcheinlich nach

extra feinem Wein in den Keller, Fränze und ihre Mama liefen an den Gläſerſchrank und ſtießen in ſeinem Innern mit den Köpfen zuſammen. Der alte Oberlehrer trug eilig einen roten Plüſchſeſſel aus der guten Stube herbei, ſtolperte damit über eine altmodiſche Schleppe und warf einen Rohrſtuhl um. Die andern ſtanden verlegen und verzagt herum — nur der alte Aufſeher ſchob ſeine breite Bruſt mit den vielen Münzen noch weiter vor, ſtand ſtramm wie ein Baum und antwortete freimütig und ſicher auf Papas Anrede.

Endlich ſaß jeder wieder in der Reihe. Papa auf ſeinem Seſſel wie auf einem Thron mitten darunter.

Frau Krüger nahm ihm „mit Erlaubnis“ den Helm aus der Hand. Ich ſah, wie ihre Augen über den Tiſch mit den reichen Ueberreſten glitten und ſich dann mit Tränen füllten. Dabei ſtreichelte ſie verſtohlen den Helm, ehe ſie ihn vorſichtig wie etwas Zerbrechliches auf ein Schränkchen ſtellte. Ich fühlte, was ſie dachte, ſo genau fühlte ich's, als hätte ſie es mir zugerufen.

Sie dachte an ihr ſorgenfreies Leben und daß der vornehme Mann da an ſeinem eigenen Tiſche beinahe darben muß. Die Dienſtboten klatſchen,

und sie weiß, daß wir oft nur eine Suppe mittags haben, nichts weiter.

Es rührte mich bis zum Weinen und peinigte mich zugleich namenlos. Ich hätte ihr den Helm aus der Hand reißen mögen, als sie ihn streichelte — aus Mitleid.

* * *

Wie fange ich es nur an, reich zu werden? Der gute Papa hat mir heute drei Mark geschenkt. Ob ich mir ein Los kaufe? Frau Krüger hat gestern eins aus der Wohlfahrtslotterie gekauft. Man kann da einen ganzen Haufen Geld gewinnen, wenn man Glück hat.

* * *

Ich bin heute mit einer großen Enttäuschung aufgewacht. Ich hatte Herrliches geträumt. Der Hauptgewinn der Wohlfahrtslotterie war mir zugefallen. Frau Krüger stand bei uns im Eßzimmer, in jeder Hand einen Semmelkorb, bis oben mit Goldstücken gefüllt. Sie hielt mir beide entgegen und sagte immerzu: „Ist Ihnen nicht gefällig, Fräulein Trudchen? Bittschön, bedienen Sie sich!"

Ich verstand das Geld nicht herauszunehmen, und da kippte sie einfach beide Körbe auf den Eßtisch

aus und fing an mit ihren rötlichen Grübchenpatschen das Gold in langen blitzenden Reihen aufzuzählen. Die ganze große Friesdecke war belegt damit, und es reichte nicht. Wir räumten den Serviertisch ab, schoben ihn heran, und sie zählte weiter. Es reichte noch nicht. Die Anrichte mußte herzu und noch zwei Eßstühle. Frau Krüger sagte gerade wieder freundlich: „Ist Ihnen nicht gefällig? Bittschön, bedienen Sie sich, Fräulein Trudchen," — da klopfte Dorette an die Tür. Ich erwachte — und das Geld war zu meinem unbeschreiblichen Aerger fort. Ich hätte weinen können.

Vielleicht war der Traum ein Schicksalswink. Morgen kaufe ich mir ein Los.

* * *

Mama muß heute einen bösen Brief erhalten haben. Ich sah sie beim Lesen kreideweiß werden, ohne daß sie auf mich achtete. Dann kramte sie in ihrem Schmuckkasten herum, wickelte ein Päckchen ein und ging um die Dämmerstunde dicht verschleiert mit dem weiten Cape aus. Ich sah, wie ihre Hände zitterten. Ich konnte keinen Ton herausbringen, so würgte es mich — ich weiß, daß sie zum Goldschmied ging, oder zum Pfandhaus. Mein Gott, wie schrecklich ist das nur.

Ich habe den Stallburschen eben nach einem Los geschickt.

* * *

Noch sind es vierzehn Tage bis zur Ziehung. Ich kann nur sagen, daß ich keine andern Gedanken habe, wie den an den Gewinn. Wenn mein Traum doch Wahrheit würde! Oh Gott, wie froh wollte ich sein, für uns alle.

* * *

Mir ist ganz elend. Ich habe nichts gewonnen, nichts! Schade um meine schönen drei Mark. Ich lief mal wieder zu Krügers nach unten, um nach der Gewinnliste zu fragen. Im Laden roch es so prachtvoll nach frischen Weißbrötchen. Ein Bäckerbursche trug gerade eine große Kiepe voll herein. Ich hätte brennend gern in eins hineingebissen, und Frau Krüger hätte mir herzlich gern Händevoll davon gegeben, aber sie würde mir „sowas" nie anzubieten wagen, und sie ahnte ja auch nicht, daß mir gerade der Magen so knurrte. So rief sie denn nur freundlich über den Ladentisch: „Trösten Sie sich man, Fräulein Trudchen, wir haben auch nichts gewonnen, gerade wie Sie, eben ist die Liste angekommen."

Fränze zog mich in die Wohnstube und stellte

mir eine Schachtel Konfekt hin, die sie vom Einsegnungsabend aufbewahrt hat — und ich hätte doch so schrecklich gern eins von den köstlich duftenden, warmen Brötchen gegessen. Um eine Weile stürzte Herr Krüger mehlstäubend herein. Die Aermel aufgestreift, Teigspuren an Armen und Fingern und die Liste in der Hand.

„Onkel Emil hat gewonnen!" schrie er. „Donnerschlag noch mal! So ein Schweineglück!" In der Aufregung vergaß er alle Feinheit.

„Wieviel denn, Fernandchen?" fragte Frau Krüger gemütlich.

„Fernandchen" schlug mit der verkehrten Hand auf die Liste, daß die Teigkrümel flogen: „Fünftausend Mark."

„So eine Gemeinheit!" schimpfte Fränze. „Großonkel hat doch Geld genug. Das hätten wir doch lieber kriegen können — oder Trude."

„Na versteht sich," eiferte ihr Papa, „aber so geht's immer, wo Tauben sind, da fliegen Tauben zu. Wenn Onkel nicht so'n Geizkragen wär', würd' ich's ihm eher gönnen!"

„Aber Mann," besänftigte Frau Krüger, „es ist doch dein leiblicher Onkel, und — na wir kriegen es doch so wie so mal — und wenn nicht wir, dann unsere Kinder, na ja doch, Fernandchen!"

Fernandchen meinte skeptisch, das sei noch nicht ausgemacht. Onkel Emil könne „wie viele so alte Knöppe“ eventuell auch noch Heiratsideen bekommen.

Dann zogen wir alle über den Hof zu Onkel Emil. Papa Krüger mit der Liste und eilig wehender Mehlschürze voran, Fränze und ich Arm in Arm mit langen Schritten hinterher, und ein Ende nach uns mit der blauen Leinenschürze und dem eingehakten Schlüsselbund, sehr gemächlich, Frau Krüger.

Der Glückspilzonkel war nicht anwesend. Kascha, seine lange stockdürre Hausfee, empfing uns mit dunkelrotem Wutgesicht und der Erklärung, daß sie vom Ersten „ginge“. Herr Oberlehrer verlange, daß sie sich in einem Vogelnapf wasche, damit nicht soviel Leitungswasser „vergeudet“ würde. Nächstens werde er verlangen, daß sie sich mit Spucke wasche. Sie hätten sich eben gründlich gezankt deswegen. Andere Leute wüschen sich allerdings in „einer Nas' voll“ Wasser ganz und gar und dann noch in „derselben Suppe“ tagsüber zwanzigmal die Hände, aber sie sei kein Ferkel. „Andere Leute“, damit war ihr Herr gemeint. Frau Krüger sprach einige beschwichtigende Worte, Kascha habe doch nun acht Jahre „ausgehalten“, alte Leute hätten Schrullen usw.

Herr Krüger nickte grimmig, setzte sich in das

sogenannte grüne Sofa mit den Porzellanknöpfen (es ist graugelb, scheckig, mit schwarzen Schatten auf den Seitenpolstern) sprang dann wieder auf, ohne sich um den hinterlassenen Mehlabdruck zu kümmern, und rannte, immer die Liste in der Hand, auf und ab. „Kascha! der Olle hat fünftausend Mark gewonnen! lassen Sie sich Lohnzulage geben!"

Die große Person knickte krumm zusammen vor Schreck und Respekt. „Fünftausend Mark! Es gibt keine Gerechtigkeit auf der Welt," jammerte sie.

Ich finde das auch. Ein Mensch, der soviel besitzt und so schmutzig geizig ist, hätte den Gewinn nicht nötig gehabt. Um ein paar Groschen Wasserzins zu sparen, wäscht er sich in einer lächerlich kleinen Schüssel in ekligem Schmutzwasser und putzt sich nur Sonntags die Zähne. Kleider trägt er, wie man sie keinem Arbeiter anbieten möchte, und seinen Mittagswein trinkt er aus der Flasche, damit am Trinkglas kein Tropfen hängen bleibt. In keinem Zimmer liegt ein Teppich, jedes Fenster ist vollständig gardinenlos, und auf dem Eßtisch liegt eine schmutziggraue, teilweise zerfaserte Wachstuchdecke, die als Decke überhaupt und auch als Tischtuch benutzt wird. Sein großes rotbuntes Taschentuch (unsere Burschen haben die gleichen) ersetzt gleichzeitig die Serviette — pfui Kuckuck! Keine Wasch-

frau will mehr für ihn waschen, weil er nur alle vier bis fünf Wochen ein Hemd anziehen soll. Es ist nicht zu glauben, aber Fränze sagt, die Kascha hat's geschworen. Krügers bietet er nie etwas an, wenn sie zu ihm kommen, während er es sich bei ihnen immer gut schmecken läßt. Es ist ein greulicher Geizkragen.

* * *

Ich habe jetzt immer so viel zu tun, daß für mein Tagebuch kaum Zeit bleibt. Seit einem halben Jahr besuche ich das Seminar. Obgleich mir das Lernen leicht wird, gibt es doch gräßlich viel zu arbeiten. Außerdem sticke ich fleißig — in Metall-, Seiden-, Woll- oder Garnfäden — wie's kommt. Nicht etwa aus Liebe zur Sache, sondern um Taschengeld zu verdienen. Natürlich heimlich. Es geht alles durch die Hände der guten Frau Krüger.

Fränze kommt schlecht mit. Sie ist etwas träge und hat viel mehr Lust, dumme Streiche zu machen, als wie bei den Büchern zu sitzen. Sie schreibt viel von mir ab, erklärt zehnmal am Tage, daß sie „ja doch durchs Examen purzelt" und gibt das Abgeschriebene seelenruhig an Elsa Kahl weiter, die nur dann Gebrauch davon macht, wenn sie nicht mehr ein noch aus weiß. Das arme Ding ist ganz

unbegabt, aber eisern fleißig. Die halben Nächte wandert sie mit dem Buch in der Hand in ihrer kleinen Kammer auf und ab und murmelt ihr Pensum vor sich hin. Sie lernt so sehr schwer und quält sich entsetzlich, um ihre Aufgaben zu bewältigen. Sie sieht elend aus. Kein Wunder bei der ärmlichen Verpflegung und der geistigen Anstrengung. Armes Schusterkalmückchen.

* * *

In vierzehn Tagen ist Papas Geburtstag. Dazu wollte ich ihm die „Buschmühle" fein säuberlich auf weißem Karton hinlegen.

Die Buschmühle ist ein wenig besuchter Ausflugsort für bescheidene Gemüter, eine Stunde vor der Stadt gelegen, und Papas Lieblingsziel bei seinen Spazierritten. Er hat eine ausgesprochene Vorliebe für das poetische Winkelchen zwischen See und wunderschönem alten Buchenwald.

Jetzt im Spätherbst trifft man dort keinen Menschen, und ich kann ungestört mein Blatt auf einen der Tannentische legen und das idyllische Buschmühlchen „flott hinwerfen". Das Zeichnen nach der Natur ist auch so ein Talent von mir, das der Ausbildung vielleicht lohnte, aber das Geld, das Geld! Das Nichtvorhandensein dieser all-

mächtigen Macht im Hause Schellenberg hält mir überall ein Brett vor die Augen, wenn ich irgendwo ins Helle sehen will.

Gleich nach Tisch wollte ich mit Fränze — und ihrem Großonkel, Oberlehrer a. D. als Schutz — hinauswandern.

Mama krauste die Stirn und wollte selbstverständlich „diese Intimität" nicht erlauben.

Da es ihr aber unausführbar schien, eine Droschke zu nehmen und mit mir herauszufahren, und da es sich um eine Geburtstagsüberraschung für den lieben Papa handelte, so gab sie schweren Herzens nach.

Onkel Emil schien mir zu Ehren nicht gebrauchtes, sondern ganz reines Waschwasser benutzt zu haben — auch Kragen und Manschetten waren sauber (Fränze flüsterte mir zu, er habe sicher auch ein reines Hemd angezogen; sie werde Kascha fragen) er trug über dem braunen „geschonten" Bratenrock den Havelock, der blank und grünlich schimmerte, dazu einen großen, steifen, hechtgrauen Filzhut mit handbreitem, schwarzem Band herum, den er sonst nur an Festtagen trägt, und der sicher vor dreißig Jahren hochmodern war. Am schönsten gefiel mir sein gelbgrünschwarzscheckiger Regenschirm. Der sah genau so aus, als habe man einen Damenrock über

einen Stock gestreift und den Rock oben und unten zugebunden. Vergebens schwatzte Fränze auf ihn ein, das „dicke Scheusal" daheim zu lassen, es dächte nicht an Regen, und wir hätten auch keine Schirme.

„Gott, Onkel Emil, du wirst doch nicht so'n Ungetüm tragen! Was soll Baroneß Schellenberg denken!"

Baroneß Schellenberg!? Ich traute meinen Ohren nicht, aber Fränze hatte ihre Beredungskünste wirklich so geschlossen.

Onkel Emil ging plötzlich ohne ein weiteres Wort gehorsam zurück und gab das kostbare Schutzdach vorläufig im Bäckerladen ab.

„Orden und Ehrenzeichen sind anzulegen," brummte Fränze unterdes, halb belustigt, halb ärgerlich — „wundere dich nur nicht Trude, wenn ich's heute mit dem Respekt kriege und nur die Freiin in dir sehe."

In der Buschmühle war natürlich keine Katze zu sehen, geschweige denn ein Gast.

Onkel Emil fand es draußen zu kühl. Wir gingen hinein, und Fränze öffnete ein Päckchen, welches frische Weißbrötchen, mit dicken Schinkenscheiben belegt, enthielt. Dazu tranken wir Milch und der alte Herr Bier.

„Eigentlich wollte ich mich nicht damit tragen,"

meinte Fränze, „aber Mutter war so aufdringlich, nun wird es uns aber doch schmecken, was, Trude?“

Ja, es schmeckte prächtig.

Nachher zeichnete ich draußen seelenvergnügt los, und da ich jedes Detail fast im Kopfe habe, so ging es ziemlich rasch. Ich hätte das Bildchen aus der Erinnerung malen können, aber der gute Papa soll sein Lieblingsplätzchen ganz porträtähnlich finden, darum bin ich hingewandert.

Unter Fränzes begeisterten Ausrufen bezüglich meiner „tausendfachen Geschicklichkeit“ und einer geharnischten Anklage an das Schicksal, das „ihrem Strohkopf kein einziges Talent gegeben,“ gingen wir wieder in den „Saal“, wo mich Fränze zunächst mit einem nicht eben zarten Puff und gewissen Blick darauf aufmerksam machte, daß unser Ritter noch bei seinem ersten „Schnitt“ saß.

Wir blieben noch ein Weilchen, dann winkte er dem Kellner.

„Zahlen.“

Ich studierte inzwischen Onkels schwarzen Schlipsknoten, durch dessen fadenscheinige Seide diskret das Wattefutter schielte.

Fränze puffte mich wieder: „Du! Kascha kriegt noch die Schwindsucht!“

Ich sah sie verständnislos an.

„Sieh mal die Stiebel — wie fuchsig. Kaſcha hat wieder mit Spucke gewichſt. Auf den Wichsetat ſetzt Großonkel nur zwanzig Pfennige fürs Jahr — da hilft ſie ſich mit Spucke!“

Der alte Herr zog eine Art Tabaksbeutel aus der Taſche und klaubte umſtändlich dreißig Pfennige heraus.

„Ein Bier, zwei Milch —“ ſagte er kurz, die drei Nickelſtücke hinſchiebend.

Der Kellner war ſo unhöflich, nicht zu danken. Auch rächte er ſich für die Trinkgeldentziehung dadurch, daß er dem Gaſt nicht behilflich war — ungerührt ſah er zu, wie der alte Schulmann ſeinen fahlen Mantel vom Nagel hakte und mühſam hineinkroch.

Fränze und ich ſuchten tödlich verlegen und im Gefühl, daß der Kellner uns verächtlich nachſchaute, in unauffälliger Eile die Tür zu erreichen. Erſt als ſie hinter uns zufiel, hoben wir die hängenden Naſen und ſahen uns an.

Der Alte ſchritt gerade und ſteifnackig vor uns her den herbſtlich gefärbten Laubengang hinab.

Fränze machte eine Fauſt hinter ihm. „Oller Geizkragen,“ ſchimpfte ſie leiſe, „warte nur, ich will dir das gedenken!“

Und ſie gedachte es ihm.

Aus den Fenstern unsers Eßzimmers, das nach hinten liegt, kann man direkt in die Räume des Gartenhäuschens blicken.

Wir waren gerade mit dem Abendessen fertig, als drüben bei Onkel Emil ein Höllenspektakel losging.

Von dem zornigen Baß des Oberlehrers hob sich die im höchsten Diskant kreischende Stimme seiner geplagten Haushälterin ab. Die Fenster waren hüben und drüben geöffnet, und die Wortschlacht tobte ungehemmt zu uns herein — zwischen den verschwindend kleinen Gefechtspausen hörten wir es strudeln und rauschen, als ströme es unaufhaltsam aus dem Kran der Wasserleitung über den gefüllten Ausguß auf die Küchendielen hinab.

Der alte Herr und Kascha schienen ratlos auf- und abzurasen, und dann trafen sie sich wieder in der Nähe des Fensters am Wasserkran, hantierten da herum und tobten weiter.

Kascha schrie heulend, daß sie heute noch „bei Nacht und Nebel losziehe", während ihr Prinzipal zurückdonnerte, daß er Gott auf den Knieen danke, sie loszuwerden.

Das Gerase dauerte fort. Mama versuchte vergeblich, mich vom Fenster fortzubringen. Es war zu interessant.

Die ganze Bäckerfamilie erſchien auf dem Plan. Herr und Frau Krüger mit erregten Geſichtern, Fränze mit vorgerecktem Hals hinterdrein und fortwährend fragend: „Was iſt nur los? Was iſt nur bloß los?“

Der Geſelle und die beiden Lehrlinge konnten es augenſcheinlich in der Backſtube auch nicht aushalten — ſie betraten den Hof und tauſchten laute Bemerkungen mit dem Schuſter Kahl aus, der nebſt Frau und Kalmückchen in der Haustüre ſtand.

Von oben brüllte jetzt der Oberlehrer in den Wortwechſel hinein, dem einen Bäckerjungen zu, er ſolle „ſofort“ den Mechaniker holen. Der glotzte dumm hinauf, bis Herr Krüger ſein mehlgepudertes Vollmondsgeſicht am Arm ſeines zornigen Erbonkels vorbei durchs Fenſter ſchob und hinabſchrie: „Dalli, dalli, Joſef, lauf zu Meiſter Kleber, ſchnell! die Waſſerleitung iſt verſtopft!“

Das konnte doch nicht ſtimmen. Was verſtopft iſt, kann doch nicht ſtrömen.

Heute früh auf dem Weg zum Seminar hat Fränze mir den Radau von geſtern erklärt. Sie hat doch nichts wie Streiche im Kopf. Wie ſie es möglich gemacht, iſt mir nicht ganz klar. Genug, ſie iſt's geweſen, die den Waſſerkran erſt auf- und dann — mit einer Kneifzange glaube ich — ſo feſt

„übergedreht“ hat, daß er sich nicht rücken und rühren ließ, während das teure Naß unaufhaltsam „vergeudet“ wurde.

Die unschuldig leidende Kascha hat den Unfug „geahnt“, aber Fränze hat ihr zwei Mark Schweigegeld gegeben, „denn wenn's hinterher rauskommt, gibt Vater mir am Ende doch 'n paar Katzenköppe“.

Für die zwei Mark hat die Kascha nun die halbe Nacht Wasser aufwischen müssen. Die arme Person ist asthmatisch und schwächlich, sonst würde sie in diesem Dienst nicht bleiben. Der Geizonkel ist aber froh, eine so billige treue Bedienung zu haben, und macht keine Ansprüche. So hocken die beiden jahraus, jahrein zusammen, nicht durch Sympathie, sondern durch Not und Geiz verbunden.

Mama findet Fränzes Ungezogenheit „beispiellos“ und ist „durchaus dafür“, daß ich mich „endlich besinne und zurückziehe“.

Papa lachte herzlich und nannte die Attentäterin im Tone entschiedener Anerkennung ein „Teufelsmädel“, und dem „widerwärtigen Kerl da drüben“ sei ganz recht geschehen.

Fränze ist ein tolles Mädel, aber ich bin so an sie gewöhnt, daß ich sie nicht missen mag. Die arme Mama — sie findet mit Recht so vieles nicht

ſtandesgemäß für mich, und ſie wird es doch erleben, daß ich als „bezahlte Perſon“ für eine beſtimmte Ablöhnung manches werde einſtecken müſſen, was ſchwerer ſein wird, wie die Intimität der bürgerlichen Schulkameradin.

* * *

Das erſte Jahr im Seminar haben wir hinter uns. Mir geht es glänzend in der Klaſſe, aber jammervoll daheim. Ich bin 17 Jahre alt und habe eine raſende Sehnſucht nach Lebensgenuß. Ich möchte tanzen, reiten, fahren und reiſen! reiſen, die Schönheiten der Welt kennen lernen dürfen! an der Riviera Veilchen und Nelken pflücken, wenn es hier friert und ſtürmt — und Italiens Kunſtſchätze anſtaunen.

Und hier die Miſere, die Komödie! wie ich das alles haſſe! Mamas „angegriffene Geſundheit“ und ein „nicht ratſames Ablenken von meinen Studien“ (?) müſſen herhalten, jede Einladung höflichſt herzlichſt abzulehnen.

Der Oberſt hat ein faible für mich. Er und ſeine Frau haben die Eltern gebeten, mich ihnen zum Hausball im nächſten Monat „als zweites Töchterchen zu überlaſſen“, aber natürlich, es geht nicht! Ich habe kein Kleid und überhaupt kein

Stück einer Balltoilette. Ich bin jung und hübsch und gelte in der Klasse für die klügste und intelligenteste, dazu kommen meine kleinen Talente: ich habe einen hübschen hellen Sopran, spiele jedes Stück nach dem Gehör, und in der Kindertanzschule pflegte Monsieur Berton meine „feenhafte Grazie“ seinen minder gelenkigen Schülerinnen stets als Vorbild zu empfehlen.

Ich bin nicht eitel. Ich konstatiere nur ganz ruhig Tatsachen und habe dabei das deprimierende Gefühl, daß meine Vorzüge mir nie dazu verhelfen werden, ans Licht zu kommen.

Kärgliches Essen, unelegante Kleidung, ewig Sorgen im Hause um lächerliche Kleinigkeiten — zuweilen handelt es sich um eine Groschenausgabe — und dabei einsam und still verblühen, ein Menschenkind wie ich!

Wenn ich denke, es soll immer so bleiben? der Gedanke könnte mich wahnsinnig machen.

* * *

Der Papa ist Major geworden.

Sporenklirrend und lustig singend trat er heute in den Salon, hob Mama auf den Arm und schwenkte sie in strahlendem Uebermut herum. Dabei wirbelte er eine Vase herab, die natürlich in

Stücke ging, und als Mama bei dem Geklirr nervös aufschrie, lachte er auf, als sei das ein Extravergnügen, und dann im Jubeltone: „Scherben bringen Glück! Frau Major! Frau Major!“

Ich sehe es noch, wie Mamas blasses schmales Gesicht sich färbte — ganz rot wurde sie bis in die Stirnlöckchen, — und dann hielten sie sich umschlungen und küßten sich und sahen sich in die Augen — immer wieder. —

Mich beachteten sie gar nicht. Sie hatten wohl vergessen, daß ich auch im Zimmer sei. Ich fühlte mich mit einem Mal so verlassen — ich hatte das Bedürfnis zu weinen, aber ich tat's nicht — ich schluckte ein paarmal, und dann ging ich hinunter und erzählte Krügers: „Papa ist Major geworden.“

Fränze, die gerade die englische Arbeit von mir abschrieb, warf die Feder hin, schrie „Hurra“ wie ein Gassenjunge und lockte damit Herrn Krüger herbei. Der „gratulierte gehorsamst“ und verschwand dann eiligst. Als er zurückkam, hatte er eine reine Schürze vor und eine arg bestäubte Rotweinflasche in der Hand.

„Das müssen wir begießen, gnädiges Fräulein —“ sagte er feierlich. Dann schenkte er die Gläser voll, und jeder mußte „austrinken auf Herrn Major sein Wohl“. Das taten wir denn auch.

Fränze und ich sahen uns dabei über den Rand der Gläser hinweg sehr sprechend an, wie durchdrungen vom Gefühl unserer Trinktapferkeit. Eigentlich war es albern.

Dabei entging es mir nicht, wie die gute Frau Krüger, die eine ausgesprochene Aversion gegen jede Art von Wein hat, mit schmerzlichem Gesichtsausdruck ihr Glas bis auf den Grund leerte.

Trotz der ernsten Stimmung kam mir das Lachen. Ich streichelte ihre dicke Grübchenhand: „Um einen andern hätten Sie das Trinkopfer nicht gebracht“ neckte ich sie. Sie schüttelte sich, als hätte sie Tinte getrunken: „Na ganz sicher nicht, Fräulein Trudchen, aber schad't nicht! Für den guten Herrn Major tue ich es gern.“

Später äußerte ich zu Mama, welch ein Glück Papas Avancement sei, und daß nun doch endlich alle Not ein Ende habe.

Das scheint ein schöner Irrtum zu sein.

Mama erklärt mit ihrem schmerzlichen Sorgenlächeln, „daran ist noch nicht zu denken, liebes Herz. Wir haben zu viele Schulden — ein ganz klein wenig aufatmen können wir — nicht ewig vor dem Schlimmsten zittern —“

„Aber wie ist das denn möglich, Mama? wir

haben doch früher auch nicht wie die Wilden gewirtschaftet!"

„Nein, liebes Herz — aber wir waren verwöhnt, Papa und ich — wir verstanden nicht, mit wenigem auszukommen — wir mußten es erst lernen — und das Lehrgeld war teuer — — hätte mir die Köchin gesagt, man könne auch von zwei Pfund Fleisch einen kleinen Braten machen, so hätte ich das als positiven Unsinn aufgefaßt — zu einem Braten gehörte meiner Meinung nach das fünffache Gewicht, oder mehr — ich wußte es von Hause nicht anders — jetzt weiß ich, daß es nicht nur mit einem kleinen Stück, sondern auch ohne Fleisch geht — wenn man's nicht haben kann."

Die arme Mama! Wie traurig und jämmerlich ist das nur. Was hat sie vom Leben? Alles muß sie entbehren. Wie lebt dagegen Frau Oberst von Rhon! Die ist soviel älter und häßlich und hat alles, was das Leben verschönt, und Mama hat nichts — nur Sorgen.

Wenn ich an mein zukünftiges Gouvernantenleben denke, schaudert's mich. Fräulein Neumann, die Fränze französische Nachhilfestunden gibt — sie ist auch die Tochter eines Offiziers —, erzählt uns von ihrer ersten Stelle als Erzieherin auf einem Gut. Da habe man von ihr das Sortieren der

schmutzigen Wäsche verlangt — und eines Tages sei die Dame des Hauses mit einem paar reduzierter, stark nach Stallparfüm duftender Beinkleider des Herrn Gemahls zu ihr gekommen, an denen fast alle Knöpfe fehlten — „Fräulein" möchte sie doch annähen.

Pfui Kuckuck! Da Fräulein Neumann sich selbstverständlich weigerte (es sei ihr „eklig" gewesen), erhielt sie nach kurzem Disput stehenden Fußes ihre Entlassung. Sie sagt, wenn sie nicht die Stelle hier an der Schule gefunden, wäre sie nach England als Köchin gegangen. Ich verstehe zwar nichts vom Kochen, aber ich interessiere mich tausendmal mehr dafür, als wie dumme Landjöhren zu unterrichten und nebenbei Knöpfe an gebrauchte — „pfui Deibel" sagt unser Stubenbursche, wenn er die Asche unten ausschüttet, und ihm der graue Staub um den Kopf fliegt.

* * *

So lange ich denken kann, ist es uns gesagt worden, weinen sei feige, und ein echtes Soldatenkind dürfe nicht feige sein. Ich kann nicht sagen, daß ich je viel Tränen vergossen habe. Als ich den Begriff des Wortes feige noch gar nicht verstand, biß

ich tapfer in die Hängeschürze und sah starr in Papas Augen, wenn er beim ersten Verziehen des Mundes drohte: „Nicht weinen, Puttchen! Pfui Kuckuck! Weinen ist feige! Soldatenkinder weinen nicht!“

Nein Soldatenkinder weinen nicht, aber gestern hat es mich gepackt. Ganz heimtückisch kam sie herein, die Feigheit, und stieß und schüttelte mich, daß ich weinte, als sei mir das Liebste gestorben.

Morgens hatte der Oberst Papa wieder gefragt wegen des Balles, und am Nachmittag kam Frau von Rhon mit Gabriele, und beide redeten Mama soviel vor, daß ich ja so furchtbar leicht lerne und der „eine kleine Ball“ mein Examen sicher nicht gefährden werde, — dazu hatte Gabriele eine Art zu betteln, daß Mama wirklich nicht anders konnte, als „sie wolle es überlegen“.

Abends wurde dann Mamas einstige Toilettenpracht aus den Schränken geholt, ein blaßrosa dekolletiertes Seidenkleid mit echten Pelzkanten, Spitzen und Rotweinflecken gewählt, und der Stubenbursche sollte zur Schneiderin gehen, damit sie das Machwerk um zehn Jahre verjünge und die Rotweinsouvenirs entferne.

Da kam die große Schuh- und Handschuhfrage aufs Tapet, und das Resultat wandelte sich nach langer Beratung in ein negatives. Es ginge nicht.

Für den einen Abend die große Ausgabe. Eine Sortie müsse ich doch auch haben — es ginge nicht.

Ich biß die Zähne zusammen und schlich in meine Stube. Auf meinem bescheidenen Cretonsofa saß die Feigheit, nahm mich in ihre Arme und — ich schluchzte — schluchzte —

Ich hatte keinen kommen hören und fühlte plötzlich, daß Papa im Zimmer sei. Ich hörte das Aufflammen eines Streichholzes — dann brannte die Lampe auf meinem kleinen Schreibtisch — und dann lagen seine lieben Hände auf meinen Schultern. Ich verstand gar nicht, was er sagte —ich ließ ihn nicht ausreden: „Ich bin wie eine Blume im Keller," rief ich weinend, „ich sehe und höre nichts vom Leben wie Sorge und Not und Arbeit — wie eine Blume im Keller! immer nur Schatten, niemals helles Licht!"

Der gute Papa — ich glaube, es hat ihn so erschreckt, weil er mich — vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben — so rücksichtslos weinen, so feige sah. Es klang so sonderbar rauh, als er mein Haar streichelnd, leise wiederholte: „Wie eine Blume im Keller —"

Ich weiß nicht, ich hatte die schreckliche Empfindung, als ob Papa auch weinen wolle. Er, der ein einziges Talent hat, stets alles Trübe durch

strahlende Heiterkeit wegzuscherzen, er sagte kein Wort. Ich sah, wie er mechanisch die blakende Lampe herabschraubte, dann ging er leise hinaus und machte die Tür so behutsam zu, als sei ich ein schwerkranker Mensch.

Ich drückte den Kopf ins Polster, und die Tränen stürzten mir, als müsse ich die ganze bislang gebändigte „Feigheit" meines Lebens nachholen. Papas Ton ging mir nicht aus dem Kopf heraus. Ich hatte seine goldige Laune gestört — ich — um eine Albernheit! um ein paar versagte Ballschuhe. Todschämen hätte ich mich mögen. Einmal ging die Feigheit mit mir durch. Ich will achtgeben, daß es nicht wieder geschieht — wenigstens nicht in Papas Gegenwart.

Es war bodenlos schlecht von mir. Ich weiß ja, daß die Eltern ewig Sorgen haben, und hätte mich zusammennehmen können.

Bodos Equipierung hat auch ein paar Tausend Mark gekostet. Er liebäugelt im Spiegel mit dem neuen Waffenrock und findet die Epaulettes natürlich schöner als die Fähnrichstresse. Der zerbricht sich keineswegs den Kopf um die Zukunft, sondern lebt vergnügt in den Tag hinein und spricht ganz leichtsinnig von „Pumpen", wenn die Zulage — er

hat allerdings die kleinste im Regiment — nicht ausreichen sollte.

* * *

Ich bin so aufgeregt vor Freude, daß ich kaum schreiben kann. Ich darf nun doch auf den Ball. Der gute Papa wollte, daß es möglich gemacht werden sollte, und Tante Ulrike, die gestern zu Besuch gekommen, stellte sich so energisch auf seine Seite, daß Sorgenmamachen kapitulieren mußte.

Sie legten alle zusammen für mich, damit ich „schuldenfreien Herzens" meinen ersten Ball erleben kann. Papa gab 20 Mark, Tante aus ihrem mageren Stiftsbeutelchen 3 Taler (sie sagt unentwegt Taler), und sogar Bodo legte zu unserm Staunen den Rest seiner ersten Leutnantsgage auf den Tisch und schob ihn mir in rasender Großmut zu — fünfzig Pfennige?!

Ich lehnte dankend ab. Er nannte mich blasiert. Fünfzig Pfennige seien „für seine Verhältnisse sehr anständig".

* * *

Ich werde sehr gut aussehen. Die Schneiderin ist ein Genie. Heute muß ich anproben. Das Kleid wird entzückend. Eine Art Empiregewand mit

kurzer Schleppe. Die weiche zarte Seide, dazu die wunderschönen duftigen Spitzen und der feine dunkle Pelzrand am Ausschnitt.

Mama findet es zu auffallend, da hier noch niemand an „Reform" denkt. Ich kann nur sagen, daß es unbegreiflich ist, wie Menschen mit Schönheitssinn noch zögern können, wenn sie diese korsettlose, in schönem Faltenwurf am Körper herabgehende Tracht mit den Karikaturen von Mensch vergleichen, wie man sie in den Modeblättern findet. Wenn in einem Skulpturensaal die weiblichen Gestalten so gemeißelt wären, wie unsere „schlanke Taille" es vorschreibt, so würde jeder das lächerlich finden. Und wir laufen unentwegt als lebende Karikaturen herum, ganz abgesehen davon, daß unsere festen, geharnischten Taillen unbequem und gesundheitsschädlich sind.

Freilich die Art Reformtracht, wie einige „Künstler" sie jetzt ab und zu in den illustrierten Blättern zeigen, könnte mich auch nicht begeistern. Scheußliche Kleider, plump und ungraziöse, manche davon wie ein um die Taille etwas verengerter Sack wirkend. Wenn ich von Reform rede, meine ich Gewänder, wie man sie auf den neuesten Bildern der Sarah Bernhard sieht. Freilich ist nicht jeder so schlank wie die „Göttliche", aber auch sehr dicke

Damen würden mit losen Kleidern nicht so häßlich aussehen, wie mit zusammengewürgter Taille, wo Busen und Hüften eher als künstliche Sitzplätze, denn als natürliche menschliche Form erscheinen.

Mir gefällt mein Empire jedenfalls ausgezeichnet. Ich bin in diesem Jahr zu meiner großen Freude sehr gewachsen, gar nicht mehr so weit entfernt von Mamas Größe, und Fränze habe ich so gründlich überholt, daß es wirklich fabelhaft ist. Ich kann ohne Übertreibung sagen, daß ich sehr hübsch geworden bin. Hätte ich die Stubsnase nicht, wäre ich schön.

Im nächsten Monat bin ich neunzehn Jahre alt. Man sagt, wir Mädchen wären in wenigen Jahren verblüht, und mit dreiundzwanzig hießen wir „nicht mehr jung". Demnach muß ich in vier Jahren den ersehnten reichen Mann gefunden haben. Gelingt mir das nicht, so bleibt mir die trostlose Gouvernantenplage und später, mit grauen Haaren, der Platz im Stift unter lauter grämlichen alten Jungfern. Mich schaudert's! —

Torheit! Mama ist mit sechsundvierzig Jahren noch bildschön gewesen. Sie wäre es noch, wenn sie nicht so zergrämt und zersorgt aussähe. Ich habe also Zeit.

* * *

Ich begreife Papa nicht! Wo wir frei herausgesagt, oft selbst nicht ganz satt werden, führt er uns noch einen Esser zu.

Elsa Kahl hat durch Vermittlung einer Kundin ihres Vaters jetzt fünfmal in der Woche Freitisch.

Sie sah allerdings in letzter Zeit so verhungert aus, daß es nötig schien, etwas für sie zu tun.

Ich erzählte das ganz harmlos und nenne die verschiedenen Spender der Mittagsmahlzeiten, wobei Papa so nebenbei bemerkt: „Das arme Ding, also fünfmal in der Woche futtert es sich satt."

Heut kommt er lustig pfeifend herein und teilt uns im Tone einer freudigen Nachricht mit, daß er das „elende Wurm" für die „zwei Fastentage" bis auf weiteres an unsern Mittagstisch kommandiert habe.

Ich finde das wirklich überflüssig. Sie tut mir ja sehr leid, aber warum wird sie nicht Dienstmädchen, wo sie gut genährt und gut gekleidet herumgehen und noch Geld sparen kann. Alle Damen klagen über Dienstbotennot, während Lehrerinnen im Überflusse vorhanden sind. Hat die arme Schustertochter etwa Standesrücksichten zu nehmen? Wenn wir selbst nicht so jämmerlich lebten, wäre es mir gleichgültig, aber so — ich bin außer mir!

Mama ist auch sehr ärgerlich. Sie war nahe

daran zu weinen, aber Papa küßte sie auf Augen und Haar und versuchte mit ihr im Zimmer herumzutanzen (wozu wahrhaftig keine Veranlassung war), und es blieb natürlich bei dem, was er angerichtet hat.

* * *

Heute erhielt ich durch Frau Krüger 13 Mark „abgeliefert" — für Stickereien. Eigentlich ist es widerwärtig, mit solchem Bettel zu tun zu haben.

Monatelang plagt man sich täglich einige Stunden mit diesen geschmacklosen Arbeiten, und dann hat man ganze 13 Mark im Beutel. Am Ende komme ich nun doch noch zu einer Sortie. Dann ist mein Ballstaat ganz komplett.

* * *

Ich bin fix und fertig und warte nur noch auf meinen „Ballvater" Bodo, der mit mir zu Rhons fährt.

Eben ging Fränze fort. Nachdem sie mich eine Weile stumm bewundert, leitete sie folgendes Gespräch ein: „Rhons sind eigentlich furchtbar dumm!"

„Dumm? Wie meinst du das?" fragte ich kühl.

Fränze kauert auf einem Puff und sieht mich von unten herauf drollig an.

„Weil sie dich einladen! Sie haben doch selbst eine Tochter. Wie die neben dir bemerkt werden soll, ist mir schleierhaft — Herrgott, Trude, bist du schön heute!“

„Nur heute?“ lache ich — „ich dachte, ich sei es immer.“

„Na — na!“ spricht Fränze toternst, „nimm's nicht übel, Trudchen — aber du bist immer so häßlich und unvorteilhaft angezogen, daß du gar nicht auffällst, wenn man dir nicht gerade unter den Hut sieht — aber heute — wahrhaftig — bildschön!“

„Mit der Stubsnase?“

„Jawohl, mit der auch! Es gibt Stubsnasen, die wie ein Pantoffel aussehen, und in die es bekanntermaßen hineinregnen kann. Deine zierliche Nase ist eher hübsch, wie häßlich — freilich klassisch ist sie nicht!“

Ich seufzte unwillkürlich. Wer notgedrungen nach einem reichen Erlöser ausschaut und nichts in die Wageschale zu werfen hat, wie sein bißchen Äußeres, kann bei der ruhigen Bestätigung dieses Nasenurteils wohl Besorgnis empfinden.

„Merkwürdig — Mund und Kinn dagegen sind genau so geschnitten, wie bei der schönen

Griechin im Skulpturensaal des Museums — ganz klassisch," fährt Fränze ganz sachgemäß fort — „überhaupt dein blasses ovales Gesicht sieht so reizend vornehm aus — aber das Schönste darin sind die Augen! so groß und dunkel — man weiß nie, ob sie blau oder schwarz sind — und von so tiefem ruhigen Glanze, aber recht kühl im Ausdruck — unnahbar!"

Ich lache amüsiert auf und fühle doch innerlich etwas wie Freude.

„Du bist heute schrecklich klug, Fränze!"

Jetzt seufzt das hübsche Mädel fürchterlich.

„Gott ja, ein Idiot bin ich gerade nicht. Ich bin sogar ziemlich schlau und habe auch das, was man Mutterwitz nennt, — aber mir fehlt die Fähigkeit, den Haufen von allerlei Gelehrsamkeit in meinem Schädel gesondert und ordentlich aufzustapeln — es kollert oft durcheinander, und in dem engen Raum all den Wust richtig an Ort und Stelle bringen, ist fürchterlich schwer —"

„Du hast auch nicht das Interesse," sagte ich ernst, „sieh das elende Kalmückchen! das ist in der Tat ganz bedauernswert begriffsstutzig! und kommt besser mit wie du!"

Fränze nickt zustimmend — „und außerdem — ich bin schrecklich faul, Trude! Also viel Ver-

gnügen! Und Rhons werden heute noch 'ne schöne Laus in ihrem Pelz finden!"

Mit diesem wirklich abscheulichen Satze und einem letzten Blick auf meine kurze Schleppe schiebt sie sich durch die Portiere.

Bodo kommt immer noch nicht. Der eitle Mensch kann sich von seinem Spiegel nicht trennen.

Vom sogenannten Ballfieber verspüre ich nichts. Ich denke kühl und verständig darüber nach, ob ich Eindruck machen werde, ob ich einen reichen Mann (vielleicht einen von Frau von Rhons amerikanischen Millionärsvettern) kennen lernen werde, der mich vor der Laufbahn eines gebildeten Dienstboten bewahrt. Ich habe sicher gar kein Talent dazu, um irgend eine Ablöhnung das gehorsame „Fräulein" zu spielen, — und käme mir eine taktlose Frau mit dem Annähen eheherrlicher Hosenknöpfe, der wollte ich heimleuchten! auch wenn mir die Entlassung und vorläufiges Hungern drohte. Gut, dann hungert man eben. Ich habe das dumpfe Gefühl, daß diese Auffassung absolut nicht zu meinen Verhältnissen paßt, aber kann ich dafür, daß meine Charakteranlage viel mehr zum herrschen als wie zum dienen geeignet ist? Dienen! Das Wort an sich hat schon so etwas Plebejisches — in bezug auf meine Person geradezu Aufreizendes! Dienen!

natürlich, wenn auch die Not mit eiserner Knute zwingt, werde ich es wohl müssen — freien Herzens niemals, in keiner Form! auch nicht „aus Liebe dienen" — und wenn ich einen Mann vergötterte, „ihm dienen"? nein! es hätte etwas Entwürdigendes für mich! mich ihm unterordnen, freilich! das heißt — wenn er der Mann danach ist! aber „ihm dienen" wie die „niedere Magd" dem „Herrlichsten von allen"? nimmermehr!

* * *

„Für ein erstes Debüt hast du sehr gut abgeschnitten," sagte Bodo etwas gönnerhaft bei der Heimfahrt. Nebenbei — er hatte einen nicht ganz unbedeutenden Spitz. Ich mache die Bemerkung, daß im Alter von zwanzig Jahren das Herrengeschlecht viel kindlicher (oder kindischer?) ist, wie wir mit dem kleineren Hirn. Ich habe das gestern auf dem Balle auch gefunden. Bodo war nicht der einzige im Kranze der Bartlosen, dessen hervorgekehrte „männliche" Wichtigkeit und Würde in Haltung und Konversation dem bekannten Weg zusteuerte, der vom Erhabenen zum Lächerlichen führt.

Ich habe sehr viel getanzt und bin wirklich sehr ausgezeichnet worden, aber ich kann nicht sagen, daß ich von meinem ersten Balle „noch lange schwärmen"

werde, wie andere es immer tun. Es war sehr reizend, sich nach den Takten der schönen Musika im Tanze zu wiegen, aber — ich hatte mir einen Ball viel interessanter und anregender gedacht. Ich mag so schrecklich gern mit klugen Menschen reden. Ich brenne darauf, einmal etwas anderes zu hören, als wie alberne Seminargeschichten, das ewig gleiche Tick-Tack der militärischen Uhr, oder das Fauchen der Hyäne Geldnot. Eitler Wunsch! Die Damen sprachen über die „reizende Idee" meiner Toilette, über den „wirklich fürstlichen" Zuschnitt des Hauses Rhon, und daß das Korsett der altmodischen dicken Regierungspräsidentin viel zu hoch sei.

Bei der Herrenwelt schien es programmäßig ausgemacht, daß mich jeder, aber auch jeder, fragen müsse, wie mir mein erster Ball gefalle? und ob ich bei der Kasinofestlichkeit im nächsten Monat erscheinen werde. Ich fand diese Wiederholungen langweilig und sagte das zu Bodo. „Liebes Kind," sprach der — er hat mich nie im Leben so genannt, aber es klang sehr gut, weil er doch ein Jahr älter ist wie ich, schon zwanzig! — „liebes Kind, ein Tanzfest ist kein Ort für geistige Wortschlachten, merke dir das!" dazu weise Miene und Zurückwerfen des hübschen Kopfes. Er sah direkt komisch aus, aber recht wird er wohl haben.

Der Geldprinz, der gütige Erlöser, der mich aus meiner Dunkelkammer auf sein lichtes Schloß führen soll, war nicht zu erblicken, und so scheint's, daß ich keinen besonderen Eindruck von meinem „ersten Auftreten" erhalten habe.

Das heißt, einen doch. Es kam so. Bodo stürzte auf mich zu: „Ich verbiete dir weiter zu tanzen! du willst wohl krank werden?!" Obgleich er wieder ein gräßliches Großvatergesicht machte, ließ ich mich von ihm fortführen, weil ich wirklich atemlos war.

Er brachte mich nach der Bibliothek. „Hier bleibst du bis zum Kotillon!" befahl er — „ich hole dich nachher ab."

Ich blieb ein Weilchen, dann ließ ich den Bücherraum und Bodos albernen Befehl im Stich und ging durch die Zimmerreihe zurück. Dicht vor dem Tanzsaal, im „Palmensaal", war kein Mensch.

Ich trat hinter eine grüne Wand, um den herüberschauenden Flieder näher zu betrachten.

Der Baum stand in einem Riesenkübel. Er hatte fast kein Laub, aber viele Blütendolden — farblos — matt duftend — die Stengel ganz blaß. Hätte man ihn draußen gelassen und gewartet, bis seine Zeit gekommen — dann hätte er sich mit kraftvollem Laub, mit herrlich blauer Blütenflut und

mit Strömen von köstlichem Duft umgeben. Jetzt stand er da, wie ein kranker blutloser Mensch, dem sie mit künstlicher Ernährung und Mixturen ein mattes Scheinleben erquälten.

Ich bin nicht sentimental, aber ich mußte beim Anblick dieser bleichsüchtigen Blüten plötzlich an das Schusterkalmückchen denken. Das ist so eine junge „Menschenblume", die wahrscheinlich auch blühen und gedeihen würde, wenn man ihr kleines Hirn und ihre großen Hände Hausarbeit tun ließe — aber da wird der beschränkte Geist mit Kunst und Quälerei hoch geschraubt, um die heimatliche Dienstbotenluft mit dem zweifelhaften Himmel des Gouvernantentums vertauschen zu können. Zu verrückt! Wenn Elsa Kahl nachts bis 3 und 4 lernt, kocht ihr die Mutter extra starken Kaffee, damit sie nicht einschläft. Am Morgen in der Klasse fällt dann der gemißhandelte Körper zusammen wie ein Häufchen Elend.

Ich nickte den Fliederdolden zu: reizender, poesievoller, graziöser wie das Kalmückchen seid ihr — aber im Grunde sehen eure Blumengesichter genau so krank, blaß, gequält aus wie das Schusterkind.

In diese gar nicht ballmäßigen Betrachtungen hinein fiel plötzlich Bodos Stimme — und dann

eine andere erregte: „Donnerwetter, Schellenberg! haben Sie eine reizende Schweſter! Herr Gott, iſt die ſchön!“

„So? das kann ich eigentlich nicht finden,“ ſagte mein Ballvater trocken.

„Was!“ ſchrie der andere. Das „Was“ klang wie eine Herausforderung.

„Nee, wiſſen Sie, ich liebe die dunkeln Weiber nicht!“

„Dunkel? Ihr Fräulein Schweſter hat einen Teint wie ein weißes Roſenblatt.“

„So? na werden Sie bloß nicht poetiſch! Ich möchte Ihnen mal zeigen, was ſchön iſt. Ein Mädel wie ein Pfirſich! üppig! ſüß! Einen Zopf wie dickes Gold! Man könnte gleich hineinbeißen!“

Ich war ſtarr. Pfirſich! üppig! ſüß!? Hat er vielleicht ſchon eine heimliche Braut?

„Warten Sie hier,“ ſprach mein großer Bruder nachläſſig. Er ging augenſcheinlich, um mich zu holen. Der andere machte gehorſamſt Kehrt, kam an meiner grünen Wand vorüber und ſtellte ſich am Eingange des Tanzſaales auf.

Ich beſah mir dieſen erſten Bewunderer natürlich genau. Merkwürdig, daß er mir vorher nicht aufgefallen war, aber wer kann bei der Anweſenheit ſo zahlloſer Gäſte jedes Leutnantsgeſicht betrachten,

wenn einem ein Dutzend oder mehr hintereinander präsentiert wird.

Ich hörte Bodo kommen und ging ihm entgegen. Ein paar Sekunden später machte mir der andere Verbeugung, als sei ich eine königliche Hoheit. Ich erfuhr, daß er Bodos Stubengenosse auf der Kriegsschule gewesen und kurz vor ihm hergekommen sei.

Dieser Herr von Katte ist fast größer wie Papa, nur schmaler in den Schultern — sein Kopf ist bildschön in der Form, wie der Schnitt der Züge. Ein völlig bartloses Gesicht, und doch reif und ernst wie bei einem Dreißigjährigen — tiefbraun der glatte Teint — „Rabenhaar", an den Spitzen sich umlegend — und Augen? ich bin wirklich nicht sentimental, aber ich muß es sagen: eine ganze Welt von Schwermut guckt heraus — ein so lang und dicht verschleiertes Auge habe ich überhaupt noch nicht gesehen.

So schön kann ein Männerkopf sein! — Und ganz ohne die Dutzendzierde des „Es ist erreicht". Herr von Kattes obere Mundpartie ist rein und glatt, wie die meine, und wird es wohl ewig bleiben, da er schon sechsundzwanzig Jahre zählt. Er ist im Kadettenhaus erzogen, hat dann Jahre mit seiner

kranken Mutter im Süden zubringen müssen und ist so verhältnismäßig alt ins Offizierkorps getreten.

Sein Profil hat etwas Bekanntes, beinahe lächerlich Vertrautes für mich — ich muß es schon gesehen haben — irgendwo! ich kann's nur nicht herausbekommen, wo! — vergeblich zerbreche ich mir den Kopf.

Wie dieser Adonis sonst ist, weiß ich nicht. Wir sprachen nur wenig. Unsere Tanzverpflichtungen führten uns auseinander. Beim Blumenwalzer holte er mich zu einer Extratour. Er brachte mir einen Veilchenstrauß. Seine Brust war vollständig mit Schleifen und albernen „Orden" bedeckt. Er muß sehr beliebt sein.

* * *

Herr von Katte hat heute Besuch gemacht. Im Entree lag seine Karte, groß, gelblich, mit energischer Schrift — wie sein Gesicht. Wir fanden sie, als wir aus der Kirche kamen. Schade — —

* * *

Gestern nachmittag ging ich zu Rhons, um für den „wirklich reizenden Abend" zu danken. Vor der Einfahrt traf ich mit Katte zusammen. Er stutzte, sah mich erstaunt an, dann grüßte er — etwas heftig, aber ehrfurchtsvoll.

„Pardon, gnädiges Fräulein, ich habe Sie zuerst nicht erkannt.“

Jemanden nicht erkennen, den man vor wenigen Tagen „reizend“ und „schön“ gefunden, ist mindestens sonderbar. Er fragte, wie mir der Ball bekommen, und während ich laut mit ihm sprach, dachte ich leise an das, was Fränze mir vorhin beim Fortgehen gesagt: „du wächst schrecklich, Trude. Dein altes Winterkostüm ist überall zu kurz und zu eng.“ Ja das alte Kostüm — und die alte Pelzmütze! Schier sieben Jahre ist sie alt, hat manchen Sturm erlebt! — ich sah weder chick noch elegant aus.

Katte scheint sehr freundschaftlich bei Rhons zu verkehren. Er wurde beinahe wie ein Sohn des Hauses empfangen. Es kamen noch einige Besuche, und es gab in kleinem Kreise ein allgemeines ödes Gespräch. Ich weiß nicht, liegt es an mir, oder an den andern — ich finde diese Menschen und ihre Unterhaltung langweilig. Adonis Katte nicht ausgenommen. Er steuerte auch nur die üblichen Redensarten bei und sah mich dazwischen einigemale mit seinen Schleieraugen an — nicht gerade verehrungsvoll, wie mir schien. Vielleicht genierte ihn der schäbige Glanz meiner altersschwachen Pelzmütze. Ich habe nichts dagegen.

Wenn ich nur wüßte, woran mich sein Profil erinnert?

* *
*

3 Uhr nachts!!

Endlich hab' ich's heraus, das rätselhaft „Bekannte" in Kattes Gesicht. Fortwährend mußte ich darüber grübeln, und jetzt, wo ich vor reichlicher Examenarbeit gar nicht daran dachte, sehe ich plötzlich sein Bild. Ich kann ruhig sagen, sein Bild! In den letzten acht Tagen war ich lernfaul, wie Fränze Krüger zu ihrer schlimmsten Zeit. Dafür mußte ich heute von früh bis in die tiefe Nacht hinein nachholen und arbeiten, wie ein Lastträger, daß mir der Kopf rauchte.

Eben bin ich fertig. Seelenfroh und schläfrig nehme ich die Lampe, um für morgen ein Geschichtsbuch aus Papas Zimmer zu holen und da — ich bin ganz munter geworden! Nein so etwas!

Papa besitzt nämlich ein kostbares Erbstück — einen antiken Pokal aus dem Anfang der römischen Kaiserzeit. Der Pokal ist mit einer griechischen Kamee geschmückt — ein Männerkopf in Onyx geschnitten, weiß mit bräunlichem Schatten — und diese antike Kamee trägt genau, aber genau wie ein

Spiegelbild Kattes Profil. Na Gott sei dank, daß die alberne Grübelei ein Ende hat.

Mein Hirn muß gar nicht schlecht sein. Da hat es heute einen ganzen Wust von Gelehrsamkeit bewältigen müssen und rebelliert nicht einmal, wenn ich jetzt noch Lust verspüre, Tagebuchaufzeichnungen zu machen und den antiken Katte zu studieren.

Der Pokal steht vor mir neben dem Tintenfaß. Wie ich morgen, oder vielmehr heute um 6 Uhr aus dem Bett herausfinden soll, weiß ich nicht. Eigentlich müßte ich Dorette einen Zettel in die Küche legen, der die Erlaubnis enthält, mir einen Eimer Wasser über den Kopf zu gießen, falls ich wieder „nicht wach zu kriegen bin". Mein Gott — und das arme Kalmückchen! das arbeitet jede Nacht wie ein magerer Gaul an der überladenen Steinfuhre. Die reine Tierquälerei!

* * *

Morgen spielen Mitglieder der hiesigen Gesellschaft im Kaiserhotel Theater, zu wohltätigem Zweck. Bodo und Katte wirken mit. Goethes Iphigenie wird aufgeführt. Bodo ist ganz unglücklich, daß er seinen sogenannten Schnurrbart opfern muß. Eben hat er sich uns mit glatter Oberlippe im

Anzug seiner Rolle präsentiert. Er sieht prachtvoll aus. Ich fahre mit zur Generalprobe.

* * *

Ich habe Katte als Orest im griechischen Kostüm gesehen. Nein, daß es solche Menschenschönheit geben kann.

In zwei Tagen ist das Examen. Ich empfinde plötzlich etwas wie Unbehagen, geistig und körperlich, und werde ein albernes Angstgefühl nicht los. Sollte ich doch zu fest auf meinen „guten Kopf" gebaut haben? Es wäre mir entsetzlich, wenn ich durchfiele. Ich bin ehrgeizig!

Elsa Kahl hatte heute ihren Freitisch bei uns. Sie sieht zum Erbarmen aus. Papa holte ihr ein Glas Portwein und legte ihr die besten Stücke vor. Selbst Mama klingelte nach einem Ei und rührte es Elsa in die Suppe.

Sie fing an zu weinen. Das arme Ding ist ganz nervös. Die Hände zittern fortwährend und können kaum Löffel und Gabel regieren. Ich wünsche schon ihretwegen, daß der heiße Tag vorbei sein möge. Von Fränze sehe ich nichts. Sie schickte mir heute einen Bleistiftzettel: „Fräulein Neumann ochst mit mir Tag und Nacht und will sogar heute mit mir zusammenschlafen — natürlich nicht in

einem Bett —, morgen früh nimmt sie mir dann noch im Hemde die letzte Beichte ab, ehe wir zur Hinrichtung fahren. Mutter kommt alle fünf Minuten herein (auf Zehenspitzen) und bringt uns etwas zu essen, um mit Eiern und Schinken das Examen fördern zu helfen. Dabei tut mir mein Schafskopf schon schrecklich weh. Ich habe buchstäblich Schädelschmerzen. Der Mann, der das Seminar erfunden hat, hätte gleich totgeschlagen werden müssen. Du wirst sehen, daß ich durchplumpse."

Der ganze Hausbezirk steht im Bann des Examens. Mama hat den Burschen befohlen, den Teppichklopftag zu verschieben. Schuster Kahl sitzt auf seinem hölzernen Dreifuß im hintersten Gemüsebeet des Gartens, um Kalmückchen nicht durch Hämmern zu stören, und bei Krügers gehen sie auf Zehenspitzen.

Glänzend bestanden!!

Mit Kalmückchen war es hart am Scheitern, aber schließlich erhielt sie doch das Gouvernantenpatent. Es wäre auch furchtbar gewesen, wenn dieser eiserne Fleiß keinen Lohn gefunden hätte.

Fränze ist richtig „durchgeplumpst".

* * *

Neulich war ich mit den Eltern bei Rhons zum

„Musikabend“, der am Letzten jeden Monats bei ihnen stattfindet.

Es war reizend. Viel tausendmal schöner wie der Ball. Nur wenig Menschen und alles so zwanglos. Katte war natürlich auch da. Ich wurde gebeten, ein Duett mit ihm zu singen. Ich sträubte mich nicht, denn ich finde dieses „sich viel bitten lassen“ albern, wenn man etwas versteht. Unsere Stimmen paßten — ohne alle Vorbereitung — wunderbar zusammen. Papa war ganz entzückt. Wir mußten Lied auf Lied singen und hinterher viel Lob einstecken.

Als ich darauf in den Nebensaal treten wollte, um mir etwas vom Büffet zu holen, hörte ich die laute Stimme des Oberst.

„Nun Sieburg? Wie gefiel Ihnen die Sache?“

Herr von Sieburg ist der älteste Major und gilt als sehr musikverständig. Ich trat zurück hinter die Portiere und spitzte die Ohren. Es ist immer eine Annehmlichkeit, Gutes von sich zu hören und ich hatte das Gefühl, daß er, wie die andern, unsern Zwiegesang „köstlich“, „entzückend“ usw. finden würde. Sein Urteil ist jedenfalls maßgebend.

Die Antwort klang gar nicht nach Musikverstand: „Ein schönes Paar, diese beiden jungen Menschen — wie eigens für einander geschaffen!“

Und dann der Oberst in heftig abwehrendem Ton: „Um Gottes willen! die kleine Schellenberg ist ein reizendes Mädel, aber eine unglückliche Liebe wollen wir ihr lieber nicht wünschen!“

Die beiden können ruhig sein. Ich bewahre mich schon selbst vor unglücklicher Liebe. Wer in solcher Sorgenlast heranwuchs wie ich, hat gar nicht das Zeug, an Liebe zu denken. Ich finde Katte schön, wie ich die Kamee schön finde, nichts weiter.

Papa hat Katte eingeladen, auch Mama sagte ihm ein paar freundliche Worte.

* * *

Im Hause schleichen wieder allerlei Sorgen herum. Irgendwer ist plötzlich gestorben, dem Papa eine größere Summe schuldet — nun verlangen die Erben rücksichtslos die sofortige Auszahlung des Geldes.

Der Braune leidet seit Wochen an einer Sehnenentzündung und — wahrscheinlich aus Sympathie für den Stallkameraden — ist jetzt auch der Fuchs erkrankt. Er hustet, atmet rasch, hat eiskalte Ohren und läßt den Kopf hängen. Beide müssen natürlich geschont werden, und Papa ist nicht in der Lage, sich ein drittes Reitpferd anzuschaffen.

* * *

Eben war der Roßarzt hier. Der Fuchs hat Lungenkatarrh, womöglich geht er noch ein, dann hat Papa eine neue große Sorge.

* * *

Morgen kommt unser Nesthaken auf Urlaub, auch die gute Tante Ulrike wird erwartet. Mama kramte im sogenannten Geldfach ihres Schreibtisches nach Schätzen, und dann wurde ich in die Stadt geschickt, um kleine bescheidene Einkäufe für den Empfang der lieben Gäste zu besorgen. Ich hatte mich etwas verspätet, und es dämmerte schon, als ich zurückkam.

Wie ich die Treppe hinaufgehe, höre ich oben bei uns singen — ein bekanntes Lied — mir ist's, als verstehe ich ganz deutlich die Worte

„Kennst du das Land —"

Der Bursche macht mir auf, und im Entree höre ich, daß es eine Geige ist — eine Geige, die singt — singt wie eine richtige Menschenstimme. Nie hätte ich gedacht, daß so etwas möglich sein kann.

Leise ging ich weiter und sah durch die Portiere. Katte spielte.

Er stand mitten im Salon. Seine wunder-

ſchöne Hand fiel mir wieder auf. An dieſem Menſchen iſt alles ſchön.

Er ſah lächelnd auf Bodo, der mit geſchloſſenen Augen und gefalteten Händen im Schaukelſtuhl lag — ob aus Müdigkeit oder aus Andacht, weiß ich nicht. Auf dem kleinen Eckſofa ſaßen die Eltern andächtig lauſchend — Hand in Hand wie ein Brautpaar — und der Papa mit ſo entzückten Mienen, als gebe es keine Sorgen im Hauſe Schellenberg.

Ich blieb unbemerkt und hörte Lied auf Lied vorüberſchweben, nichts von klaſſiſcher Muſik — ſeltſam ſchwermütige iriſche und ſchwediſche Volkslieder, und dann unſer deutſches von der wunderſchönen Stadt „O Straßburg, o Straßburg“ und andere mehr.

Ich rührte mich nicht, und wenn ich die Augen ſchloß, dann war's immer wieder als ſinge eine ſüße Menſchenſtimme.

Da bilde ich mir ein, ich kann wunderſchön Klavier ſpielen — was iſt mein Spiel dagegen? Nichts!!

Ich weiß nicht, dieſer Katte macht auf mich den Eindruck — ganz abgeſehen von der antiken Kamee — als ſei er mir ſeit Jahren bekannt und vertraut. Vielleicht liegt das an ſeiner Art, mit

fremden Menschen so schnell warm zu werden. Bei Tisch erzählte er einiges von seinen Familienverhältnissen, so einfach, herzlich, zutraulich, als sei er hier zu Hause wie Bodo.

Er steht ganz allein in der Welt. Sein Vater war preußischer Offizier, seine Mutter eine Französin „ein ewig heimwehkrankes Kind der sonnigen Touraine" — sie vertrug die rauhe Luft der kleinen ostpreußischen Garnisonorte nicht und kränkelte viel. An dem Tag, als sie Witwe wurde, legte sie sich, ohne je wieder gesund zu werden. Man brachte sie nach dem Süden, und dort hat ihr Sohn sie „totgepflegt und in Bordighera begraben" — der Ton, mit dem er das sprach, geht mir nicht aus dem Ohr heraus — —

Ein Onkel Kattes, ein aktiver General, hat es möglich gemacht, daß die Kranke nicht im rauhen Osten dem Tode entgegensiechte — in Licht und Schönheit und Blütenzauber ist sie vergangen — aber doch vergangen. Ihr Sohn hat keine Heimat, kein Elternhaus — auch der General ist vor einem Jahr gestorben.

Nach Tisch gingen wir wieder in den Salon. Er sprach mit mir viel über Musik — dann nahm er auf meine Bitten noch einmal die Geige — was

ich zu hören wünsche? — ich bat um Lieder, die ich besonders liebe — —

Sein Geigenspiel hat mich behext — —

* * *

Ich traf Bodo auf der Straße. Es schien erst, als wollte er mir ausweichen. Als ich eine Bemerkung darüber machte, wurde er verlegen und brummte etwas von Eile. Er hielt einen kleinen Blumenstrauß in der Hand, den er bei meinem Anblick etwas ungeschickt in die Paletottasche schob — ich beobachtete das Manöver sehr scharf und interessiert — was man sich bei einem Bruder ja erlauben kann — und sah durch das verschobene Seidenpapier Veilchen und eine blasse Rose.

„Gehst du gratulieren, Bodo?"

„Unsinn! das heißt — ich wollte eigentlich Frau von — — Ihr Weiber seid doch schrecklich neugierig!"

„Bitte, drücke dich etwas höflicher aus."

„Na ja — übrigens verliebe dich nur nicht in Katte! Er hat einen Haufen Schulden und keinen Pfennig mehr Zuschuß wie ich. Ein entfernter Verwandter gibt den, bis Katte mal heiratet."

„Verlieben? Wie kommst du darauf? Ich verbitte mir das!"

„Na ja, gestern, als er spielte, sahst du ihn mit so einem gewissen verlornen Blick an — na ja — er ist ja ein zu netter Kerl — gehört auch zu den klugen Köppen! aber wo nichts ist, und so weiter — na adieu Trude, grüße zu Hause!“

Damit ließ er mich stehen. Ich sah ihm dumm nach. Er ist ein Schaf.

* * *

Ich habe in dieser Woche zwei Bälle und ein Diner mitgemacht — alles in derselben Toilette — weitere Strapazen verträgt das Empire kaum noch. Es hört ja nun auch auf, da es in den Frühling hineingeht. Ich bin so durch Rhons dazu gekommen, die mich sehr protegieren.

Katte macht mir in einer Weise den Hof — es beginnt aufzufallen.

Wo mich seine „Schwermutsaugen“ sehen, strahlen sie auf, daß ich zusammenfahre — sie strahlen! Das mag eine Romanphrase sein, meinetwegen! ich weiß keine zutreffendere Bezeichnung.

Der Oberst sprach neulich so liebevoll, extra väterlich zu mir von Katte, daß es nicht anders zu nehmen war wie eine Warnung. Hat er wirklich Angst um mich? oder um Gabriele?

Mag er seine Tochter warnen. „Sie frißt

Katte mit den Augen auf," sagte Bodo neulich von ihr. Er drückt sich immer so ordinär aus, aber er hat durchaus recht.

Ich warne mich schon selbst. Ich werde nicht den Wahnsinn begehn, mich in diesen Menschen „zu verlieben".

Ich will nicht Mamas Jammerleben an mir erproben. Ich will nicht! Dieses beständige Drehen und Winden durch ein Heer von Sorgen. Diese entnervende ewige Geldnot.

Übrigens spüre ich noch nichts von Liebesschmerz. Vorläufig bin ich nur in seine Geige verliebt — ich könnte sie küssen, wenn er sie im Arm hält — wenn sie singt — süß — betörend — —

Und sollte mein Herz mir um ihn zu schaffen machen, dann muß ich es eben unter die Knute nehmen — man kann alles, was man will.

Ich werde nicht so töricht sein, einen kurzen Liebestraum mit einem langen Leben von Not und Sorge zu bezahlen. Denn alle Liebesträume sind mehr oder weniger kurz. Es scheint das der Welt Lauf zu sein. Ich sehe das überall, wenn ich herumgucke. Schon allein im Regiment. Manche Ehe habe ich da mit „Sonne und Wonne" und blühenden Rosen erstehen sehen, und dann nach ein paar Jahren — nach einem, oder weniger manch-

mal — ſtatt der Roſenpracht das ruhig ſäuſelnde graugrüne Laub der „Freundſchaft“, oder — und das viel öfter — das dürre tote der Gleichgültigkeit.

Ich ſagte neulich bei Rhons etwas Ähnliches, als von der „ewigen Liebe“ die Rede war, und da lachten ſie fürchterlich und neckten mich mit meiner „grauen Weisheit“ und meinen „Erfahrungen.“

Was heißt Erfahrung?! Muß man das alles an ſich ſelbſt erfahren? Nein! Man muß nur mit offenen Augen ins wirkliche Leben hineinſehen — nicht wenn die Leute in großer Toilette ſind, ſondern wenn ſie im Hausrock herumgehen — zwiſchen ihren vier Wänden.

Man hat ſchon meine ſcharfe Beobachtungsgabe erwähnt, als ich ein Mädel der dritten Klaſſe war. Ich habe ſehr offene Augen. Ich kenne nur eine Ehe, in der die Liebe wie bei Verlobten erſcheint, — das iſt die Ehe meiner geliebten Eltern — — aber ich kenne ein Dutzend oder auch mehr, wo die Liebesroſen — mehr oder weniger ſchnell — aber abſolut verblüht ſind — und ich zähle noch nicht 20 Jahre.

Ich bin alſo ſehr verſtändig und werde mich nicht verlieben.

* * *

Papas immerwährende Sonnenlaune iſt nun doch fortgehuſcht. Ich mag ihn nicht anſehen, ſo

blaß iſt er. Es quält mich fürchterlich. Der ſchöne Fuchs iſt wirklich eingegangen. Papa hat das Pferd ſo lieb gehabt, das ihn ſeit einem Jahrzehnt feſt, treu und zuverläſſig durch gute und böſe Stunden getragen. Dieſes raſſige ausdauernde Tier, dem keine Manöverſtrapaze etwas antun konnte. Nicht für den ſchönſten jüngſten Gaul hätte Papa es hingegeben — und nun liegt es da, die ſchlanken feinen Feſſeln mit den goldglänzenden Härchen ausgeſtreckt — wie eine bleiſchwere Sorge, die Papa mit eigenen Händen nicht wegräumen kann — die Sorge: woher Geld nehmen, um Erſatz zu ſchaffen — — ja woher?

Bodo hat dem Fuchs einen Vorderhuf abnehmen laſſen. „Wenn er ſpäter mal Geld hat“ will er ihn, mit einem Silberrand eingefaßt, als Aſchbecher für Papa herrichten laſſen. Vorläufig müſſe es ſchon ſo bleiben.

„Ich danke dir, mein Junge,“ ſagte Papa heiſer — und dann ſah ich, was die andern nicht ſahen. Papa nahm den Huf vom Schreibtiſch fort, ſtreichelte ihn, wickelte ihn in Seidenpapier und legte ihn ſo ſorgſam leiſe, als ſei es der kranke Fuchs, in ein Fach, das er abſchloß. Jedenfalls kann er den Anblick des gut gemeinten Andenkens nicht ertragen.

Wolff weinte ganz laut, auch Mama, die vor

Jahren den Fuchs ritt, der ebensogut unter dem Damensattel ging, wischte sich immerfort verstohlen die Augen — vielleicht dachte sie daran, daß damals noch nicht die Geldnot und die Schulden im Hause regierten, als das schöne Pferd sie an Papas Seite hinaustrug ins Freie.

Papa, der sich sonst jede Sorge vom Herzen spricht oder mit Scherzen zu verjagen strebt, spricht diesmal kein Wort über den Verlust. Wenn ich ihn ansehe, muß ich weinen. So arm an Freuden, muß ihm diese auch genommen werden. Arm an Freude und Freunden. „Die Armut hat keine Freunde" heißt es irgendwo. Papa hat vielleicht heute seinen treuesten Freund verloren.

* * *

Die Burschen erzählen, der Fuchs hat wenige Minuten vor seinem Tode noch zu wiehern versucht, als er Papas Schritt hörte, der vom Dienst direkt in den Stall kam.

* * *

Tante Ulrike ist wirklich goldgut. Sie ist so gern hier und sieht nichts Freudiges. Sie hat Papa ein kostbares Perlenhalsband, ihr einziges wirklich wertvolles Schmuckstück, geradezu aufgedrungen. Er

soll es verkaufen und für den Erlös ein neues Pferd und die drückendsten Schulden bezahlen. Ein Juwelier hat ihr einmal auf Befragen 8000 Mark dafür geboten. Papa hat es gerührt, aber fest abgelehnt, ihren „Familiennotgroschen" anzugreifen.

Wie soll das nur werden? Wenn angesichts dieser Tatsache die Rede davon ist, ich könnte mich in Katte verlieben, so klingt das wie eine ungeheure Lächerlichkeit!

Wenn mich doch einer erlösen wollte! aber für arme Mädchen unserer Kreise gibt es keine Erlöser. Ich werde fabelhaft bevorzugt und ausgezeichnet vom herrlichen Geschlecht — sehr „verehrt", aber bislang noch nicht „begehrt", auch von solchen nicht, die arm heiraten könnten. Gabriele von Rhon soll schon fünf Körbe ausgeteilt haben, und sie ist häßlich und hat auch sonst keinerlei geistige oder seelische Reize.

In dieser modernen Zeit gilt den Leuten ein Liebestraum nichts, ein Geldsack alles. Bin ich etwa anders?

Wäre Katte ein Flickschuster, und ich ein Dienstmädchen, könnten wir uns heiraten und glücklich sein. Glücklich? Eine ärmliche Hofwohnung, schmale Bissen und vielleicht hungernde Kinder — ich glaube, auch solche Leute bauen mit der Liebe allein kein

Glück auf, wenn sie mit leeren Händen ihr Nest herrichten.

Mir geht etwas im Kopf herum. Ich guckte heute vom Hof in Fränze ihre Stube hinein und sah auf dem Sofatisch eine blasse Rose und Veilchen im Wasser stehen — ich mußte dabei an Bodo denken.

Fränze schrieb, klappte aber sofort die Mappe zu, als ich mich ins offene Fenster bog.

„Von wem sind die Blumen da?"

„Ach — die — na — rate mal, Trudchen!"

Sie wurde blutrot, wie ich nie einen Menschen rot werden sah.

„Von wem sind die Blumen, Fränze?"

Sie lachte laut und anhaltend.

„Nein Trude! eben siehst du aus, als ob du mich beißen willst, komm doch ein bißchen herein, Mutter hat wundervollen italienischen Salat fabriziert. — Du magst doch immer gern was Saures, Pikantes. Heute abend kommt Pastor Müller zu uns, du weißt doch, der blaßblonde Engel, der immer Onkel Emil besucht. Er kommt zu mir auf die Freite, das heißt, nicht der Onkel, sondern der Engel — soll ich ihn nehmen, Trude?" dabei lachte sie wieder, daß es schallt.

Vielleicht hat ihr der junge Pastor, mit dem frommen blassen Gesicht, das Sträußchen gebracht,

ich mochte nicht noch einmal fragen. Oder doch Bodo? aber was ſollte das heißen? Eine Liebelei mit Fränze anfangen, das wird er doch wohl ſchon aus Rückſicht auf ihre guten anſtändigen Eltern und auf unſere Kinderfreundſchaft unterlaſſen — und heiraten? der Gedanke iſt zu abſurd!

* * *

Kein Tag vergeht, an dem nicht die Rede von Katte iſt. Geſtern ſpielte er wieder bei uns. Abends nahm mich Stiftstantchen in den Arm. Die grauen Löckchen zitterten, und die welken Lippen flüſterten: Mein Herzchen, der Herr von Katte iſt ein entzückender Menſch, aber verlieb' dich nicht in ihn, um Gotteswillen nicht, Kind — und die Muſik iſt ſo gefährlich — und er muß 'ne reiche Frau haben — und du ſiehſt ihn manchmal ſo an, du weißt es nicht, Kind —"

Nein, ich weiß es nicht, daß ich ihn „ſo" anſehe. Es wäre beſſer, er käme nicht mehr her. Vielleicht liegt es an all den „Warnungen", daß ich ihm gar nicht mehr unbefangen zu begegnen vermag.

Wie ich ihn ſehe, ſteigt mir das Blut ins Geſicht, ich bekomme wahnſinniges Herzklopfen, und der Atem ſtockt mir, ſowie ich auf ſeine Anrede antworten will.

Natürlich fällt mir bei seinem Anblick stets sofort ein, daß ich mich „um Gotteswillen nicht in ihn verlieben soll", und das versetzt mich dann in eine so blödsinnige Aufregung, daß ich davonlaufen möchte.

Nur wenn er seinen Zauberbogen nimmt, wird es still, ruhig, wunschlos in mir. Meine Umgebung versinkt — ohne daß ich die Augen schließe — ich sehe nichts — auch ihn nicht. Wie im Traum, und doch mit allen Sinnen wach, lausche ich der Engelsstimme seiner Geige. Was ich dabei empfinde, kann ich mit Worten nicht erklären. Ich fühle nur: ich könnte Tage und Nächte so sitzen, ohne mich zu rühren — nur zuhören.

* *
*

Else Kahl ist gestorben. Mir fiel alles aus der Hand, und ich zitterte plötzlich, so daß ich mich setzen mußte, als Dorette es morgens erzählte. Mein Gott, wie mich das aufregt. Armes, armes Kalmückchen! Gequält, geschunden, gehungert, in „blühender" Jugend in die Erde gehetzt — um ein Phantom!

Sie stand mir nicht nahe, aber wir haben doch unsere Kindheit halbwegs zusammen verlebt, die-

ſelbe Schule beſucht, das gleiche Examen gemacht — vor vier Wochen!

Es tut mir ſo fürchterlich leid und weh, auch darum, daß ich ihr nicht noch etwas zugute getan habe. Ich wußte nicht einmal, daß ſie krank war. In der letzten Zeit hat mich ſo vieles beſchäftigt, daß ich an die Exiſtenz der Hofhäuschenleute gar nicht gedacht habe.

Und nun iſt ſie tot! tot, ohne das junge ſchöne Leben erſt recht begriffen zu haben, ohne deſſen froh geworden zu ſein. Sie mußte ja lernen, lernen! das beſchränkte Hirn zermartern, um „höher hinaus“ zu können.

Verrückt kann ein Menſch werden, der das verſchuldet hat und hinterher genau darüber nachdenkt.

Vierzehn Tage lang hat ſie gefiebert, dann iſt Gehirnentzündung und in der Nacht der Tod eingetreten.

Der Arzt hat es glatt heraus geſagt, daß ſie an den Folgen der geiſtigen Überbürdung geſtorben iſt.

Nein, daß ſo etwas paſſieren kann!

Die Bücher der Toten müßte man nehmen, ſie der Schuſterfrau an den eitlen Kopf werfen und ihr zurufen: du haſt dein Kind gemordet!

Fränze Krüger in Aufregung und Mitleid und in ihrer Wut auf alle Gelehrſamkeit, tat beinahe

ähnliches. Sie schimpfte laut weinend auf die geknickte Frau los.

„Sie mit Ihrem verrückten unangebrachten Ehrgeiz! Ich hab's Ihnen oft genug gesagt, daß Else sich schändlich quält, aber Sie hörten nicht!"

„Sie war zu schwach zum Dienen," klagte die Frau.

„Ach, Unsinn, schwach! Sie wußten ja, daß Mutter sie in den Laden nehmen wollte. Wenn sie Semmel und Brot verkauft hätte, wäre sie nicht gestorben — aber das war Ihnen nicht fein genug!"

Die Frau antwortete nicht. Sie schluchzte in ihre blaue Schürze hinein.

Es ist ein Jammer.

* * *

Ich brachte Else Kahl einen Kranz aus weißen Rosen.

Die gute Tante Ulrike ging mit und tröstete die Eltern: Der liebe Gott meine es gut mit dem armen Kind. Es sei nun doch mal schwach und klein gewesen, hätte vielleicht darum keine Stellung, oder sonst viel Kränkungen gefunden, deshalb habe Gott es aus allem Erdenleid heraus in seine Engelschar eingereiht.

Das gute Stiftstantchen! Wenn man so alt ist,

kann man klug reden. Else hätte gewiß gern gelebt. Wer denkt an den Tod, mit achtzehn Jahren — und nach bitter schwer errungenem Ziel.

Sie sah erschreckend lang aus im Sarge — als hätte der Tod das elende kleine Kalmückchen groß gemacht.

Die Kahl strich der Toten immerfort den Scheitel und klagte weinend über die großen Kosten, die sie jetzt habe, und sie wollte doch ihr Kind „anständig unter die Erde bringen".

Tante schenkte ihr drei Mark. Papa hat sicher auch in seinen dünnen Geldbeutel hineingefaßt. Ich fühlte gleich, daß er nur deswegen hinunterging, als er sich „das arme Wurm auch mal ansehen wollte".

Krügers haben ihren Onkel Emil, als Hausbesitzer, gebeten, den Schustersleuten die Miete für dieses Halbjahr zu erlassen, aber: „Ich habe da keine Verpflichtungen," erklärte kühl der fadenscheinige Herr.

Ich fand dieses Ansinnen an diesen Menschen lächerlich. Nein, gegen die Armut hat man keine Verpflichtungen, gewiß nicht. Zumal wenn man sonst bestrebt ist, sich die Hände in unsauberem Wasser zu waschen — aus Sparsamkeit.

Widerwärtiger Mensch, dieser alter Geldsack.

Übrigens schickte er Kascha mit einem kleinen

Gewinde aus Moos und Strohblumen hinunter. Fränze taxiert den Kranz „auf mindestens fünfzehn Pfennige".

* *
*

Wenn es in dieser Sorgenstimmung noch einmal etwas zu lachen gibt, dann hat es Fränze besorgt.

Eigentlich ist es furchtbar unästhetisch, aber lachen muß man doch.

Onkel Emil hat Geburtstag gehabt. Ein ehemaliger Schüler, Landwirt hier in der Nähe, der ihm — weiß Gott, weshalb — Dankbarkeit schuldet, sendet ihm dazu alljährlich fünfzig Perlhuhneier und ein Netz voll junger Forellen.

Der alte Geizhammel gibt seinen Gästen (außer Krügers noch einige alte Schulmänner mit Damen) ein Abendessen und setzt ihnen dazu die „feinen teuren" Eier und gebackene Forellen vor. Natürlich liebt er, daß sie wenig essen, damit Kascha noch mit den Resten „eine Woche mindestens" auskommt.

Fränze hat nun zehn Eier gegessen, „kann auch sein elf", dann vier Forellen, und dazu fünf, „kann auch sein sechs", Glas Rotwein getrunken.

Das liebe Kind hat sich tagsüber nur halb satt gegessen, um bei dem Geburtstagssouper „Onkel

Emil zum Tort" recht viel vertilgen zu können. Sein Schmerz soll denn auch, nach seiner immer grüner werdenden Gesichtskouleur zu schließen, grenzenlos gewesen sein.

Frau Krüger hat sich vor den Lehrersfrauen „halbtot geschämt", als Fränze sich — alle Bestecke ruhten schon — die vorletzte und dann „ganz ruhig" die letzte Forelle von der Schüssel nahm.

Hinterher ist sie dann, trotz Natron, fürchterlich „seekrank" geworden, und nun nimmt der gekränkte Magen nichts an und hält sie außerdem im Bett fest.

Papa Krüger machte eine wegwerfende Geste mit der mehlbestäubten Hand.

„Ziska hat sich für ihr Alter und ihre Bildung geradezu unanständig benommen, wirklich, gnädiges Fräulein!"

Seine hübsche Frau gab ihm recht.

„Es war auch eklig von Fränze!"

Fränze hielt sich den Magen und sprach kläglich: „Na gewiß, Mutter, sehr eklig, und ein schreckliches Stück Arbeit auch, das kannst du glauben, aber wenn ich an Onkel Emil denke — es war doch auch eine brave Tat. Wenn der Geiz wehrlos ist. und man kann ihm da ein bißchen sehr auf die Hühneraugen treten — es ist ein zu diebisches Vergnügen!"

Dazu machte sie ein Gesicht, das zum Totlachen komisch war.

Wie man sich buchstäblich krank machen kann, nur um einen anderen schwer zu ärgern, ist eigentlich unbegreiflich.

* * *

Es ist also doch wahr. Ich bin außer mir. Herr Krüger stürmte heute in schwarzem Anzug und fürchterlicher Erregung zu uns herein und ließ sich bei Papa melden. Ich hatte bei seinem Anblick sofort das Gefühl: etwas sehr Unangenehmes ist geschehen. Und richtig.

Der sonst so bescheidene Mann schrie, daß man trotz der geschlossenen Türen und Friesvorhänge im Nebenzimmer alles verstand — und es hat sicher Papas ganze Herzensgüte dazu gehört, um ihm nicht die Tür zu weisen.

„Der Herr Leutnant hat eine Liebschaft mit meiner Tochter! In der Bohnenlaube haben sie sich geküßt, und einen Haufen Liebesbriefe habe ich bei der sofortigen Durchsuchung von ihm gefunden! Ich leide das nicht! Und wenn Herr Major mir da nicht helfen, passiert ein Unglück!"

Das und noch viel mehr stieß er nur so heraus, und dann schlug plötzlich das Geschrei in

Weinen über, und er schien mit großem Geräusch sein Taschentuch zu benutzen.

Papas liebe Stimme sprach dann beruhigend auf den dicken Mann ein — die Worte konnte ich nicht verstehen —, und nach einer langen Weile ging die Tür.

Papa brachte ihn bis in den Korridor, schüttelte ihm die Hand, ich hörte etwas von „sofort veranlassen", und dann klingelte Papa, wie mir schien, sehr erregt, und gab dem Stubenburschen einen Auftrag.

Nach einer Stunde kam Bodo und ging sofort, ohne uns zu beachten, in Papas Zimmer.

Es muß eine fürchterliche Szene gegeben haben, denn jetzt sprach Papa nicht beruhigend, sondern zornig und böse, wie ich ihn nie gehört, und so laut, daß es durch die ganze Wohnung schallte.

Tante Ulrike wurde ganz blaß: „Ernst wettert ja, als ob er sein ganzes Bataillon in Grund und Boden zu schimpfen hat. Der arme Junge!"

Gleich darauf stürzte Bodo mit dunkelrotem Kopf an uns vorbei, ohne Adieu hinaus.

Papa hat ihm das Versprechen abgenommen, jeden Verkehr mit Fränze zu vermeiden. Er hat's gegeben.

Außerdem darf er uns nicht eher besuchen, bis er eine Aufforderung erhält.

Ich hörte dann noch die Eltern allein erregt weiter sprechen.

Mama erschöpfte sich in Vorwürfen über die strenge Maßregelung, die allein „der Bäckertochter" zukäme. Jungen Herren würde dergleichen sonst nicht verdacht, und wenn „diese liederliche Person" sich dazu hergebe, sei es ihre Schuld.

Papa war anderer Meinung, und Mama bekam schließlich einen Weinkrampf.

Die ewige Geldnot hier läßt schon so wie so selten eine Freude aufkommen, und nun muß auch noch diese peinliche Liebelei so viel Ärger machen.

Mich packte plötzlich ein großer Zorn gegen Fränze — ohne Überlegung lief ich die Hintertreppe hinab und dann direkt in ihre Stube.

Fränze lag platt auf dem Teppich, das Gesicht in den Arm gedrückt und schluchzte.

In meiner Aufregung sagte ich ihr sehr häßliche Dinge und erwähnte auch ungerührt Bodos Versprechen, auch daß Papa ihm das Haus verboten.

Sie verstummte einen Augenblick, dann schrie sie gräßlich schrill auf, taumelte in die Höhe nach ihrem Bette, riß die rote Steppdecke auf, faßte unter die Kissen und schleuderte — mir beinahe ins Gesicht

— ein paar Briefe auf die Fensterbank, an der ich stand:

„Da — die hat Vater nicht gefunden! Lies! — Lies!“ schrie sie noch einmal.

Ihr sehr hübsches Gesicht sah direkt häßlich aus, so entstellt vom Weinen, ganz dunkelrot, feucht glänzend und die Augen wie dick geschwollen.

Sie warf sich über das Bett, wühlte den Kopf in die rote Wolldecke und schrie: „Wär' ich, wo Else Kahl ist — aber vielleicht gehe ich auch dahin — ihr sollt es erleben!“

Dann fing sie wieder bitterlich an zu weinen — wie ein Mensch, der schreckliche körperliche Schmerzen hat, wimmerte sie.

Es war nicht anzuhören. Mich faßte nun doch ein großes Mitleid, und ich fing an, ruhiger zu reden: Es sei doch auch ganz unschicklich, daß sie hinter dem Rücken ihrer guten Eltern so etwas anfange. Sie kenne doch die Verhältnisse. Sie hätten doch beide nicht das erforderliche Kapital, und Bodo sei doch kein Herr Müller oder Schulze, der gleich losheiraten könne.

„Nein — und kein Herr Krüger —“ schluchzte sie, „wer sagt denn, daß ich ihn heiraten will?“

Ich war starr.

„Was willst du denn?“

„Nichts! Ihr braucht keine Angst haben vor der — Handwerkstochter. Ich wollte nur ein Weilchen glücklich sein — es hätte euch nicht geschädigt — nur ein Weilchen — ich habe ihn so schrecklich lieb —“

„Du bist entsetzlich leichtsinnig, Fränze! Wohin soll das führen?“

„Das ist mir ganz egal. Ich liebe ihn.“

„Du würdest dich ins Gerede bringen. Das ist doch sehr töricht, wo ein Mann wie Pastor Wiens in Ehren um dich wirbt!“

„Was geht mich der Pastor an — ich liebe ihn nicht!“

„Aber durch Bodo kann dir nur Unglück kommen!“

„Meinetwegen! Ich habe dann auch das Glück gekannt —“

„Du bist doch sonst so vernünftig, Fränze —“

„Sei still Trude — es hört sich alles dumm an, was du sagst — weil du nicht weißt, wie die Liebe ist.“

Auf weiteres Zureden erhielt ich keine Antwort.

Ich nahm die Briefe von der Fensterbank und wollte flüchtig hineinblicken, aber — — mir wurde heiß beim Lesen.

Wenn das wahr ist, was Bodo ihr schreibt,

dann muß er sie rasend lieb haben. — Wie konnte er dann das Versprechen geben?

Die Männer sind im großen ganzen doch recht erbärmlich!

* * *

Mama wünscht ausdrücklich, daß ich „jede Berührung mit diesen Krügers" vermeide.

Ich schwieg zunächst, um sie nicht zu reizen. Später sagte ich ihr, daß ich das nicht versprechen könne. Diese guten Menschen haben mir nie etwas zuleide getan — im Gegenteil, es ist mir unmöglich, sie jetzt plötzlich wie Luft zu behandeln.

Ich werde im nächsten Monat zwanzig Jahre alt — bin also kein Kind mehr, das gedankenlos gehorchen muß — und werde mir nicht etwas befehlen lassen, was ich für unrecht halte. Auch nicht von meiner lieben Mama.

Ich habe viel über diese peinliche Geschichte nachgedacht, und dabei werde ich das Gefühl nicht los, daß Krügers jetzt erst recht freundlich behandelt werden müßten, — daß sie allein die Beleidigten sind.

Was hat Bodo sich da einzuschleichen, wo er nicht hingehört? Aus den Spieljahren sind wir ja seit langem heraus. Und wenn er die einstige

Kinderfreundschaft nicht ganz ignorieren will, so mag er's doch beim nachbarlichen Wort und Gruß bewenden lassen.

Was hat er Fränze Hoffnungen in den Kopf zu setzen, von deren Nichtigkeit er überzeugt sein muß.

Auf jeder Briefseite schwört er ihr sechs Liebeseide. Anders wie Meineid kann man's doch nicht nennen. Will er etwa den Abschied nehmen und bei Krügers Bäcker lernen? Nun also!

Ich finde das alles nicht gerade ehrenhaft. Wenn Fränze auch nicht zu unsern Kreisen gehört, so ist sie doch ein anständiges Mädchen und die Tochter ehrbarer Leute.

Ich kann nur sagen, daß ich Papas Zorn jetzt ganz und gar begreife. Er hatte recht wie immer.

* * *

Krügers haben Fränze eine Stellung in Berlin besorgt, und sie hat trotzig erklärt, es sei ihr durchaus recht.

Frau Krüger erklärte weinend, „damit Fränze Arbeit und andere Gedanken bekommt. Hier zu Hause sitzt sie herum und grämt sich. Bei Fremden geht das nicht."

Papa Krüger fügte hinzu: „Es ist so das beste

für uns alle, und Ziska hat Gelegenheit, sich etwas gesellschaftliche Tournüre anzueignen."

Fränze wird „Stütze und Gesellschafterin" bei Frau Landrat Schmidt, Berlin, Potsdamer Straße. Die Dame ist alt, Witwe, soll aber sehr gesellig leben.

„Was sagt denn nun der Pastor Wiens?" fragte ich heimlich Frau Krüger.

Sie lächelte schelmisch durch ihre dicken Tränen hindurch: „Ach, Fräulein Trudchen, dem hab' ich das so plausibel gemacht, als soll Fränze sich da ein bißchen abschleifen und den feinen Haushalt erlernen. Sie kann ja nach ein paar Monaten zurückkommen.

* * *

Fränze ist abgereist.

Ich ging heimlich zur Bahn, um ihr Adieu zu sagen. Ich fühlte die Verpflichtung, ihr etwas Liebes zu tun. Bodo ist schuld, daß sie aus ihrem liebeswarm umhegten Heimatwinkel hinaus muß zu fremden Menschen „in Stellung".

Vorher war sie aus Trotz tapfer und kühl gewesen. Auf dem Bahnhof stürzten ihr die Tränen, daß mir angst wurde.

Ich war sehr bekümmert und ging auf stillen Umwegen nach Hause. Ich mochte keine Menschen

sehen. Das Herz war mir seltsam schwer, nicht nur wegen Fränze, — ein beklemmendes Gefühl plagte mich, als komme mir unsichtbar ein Unheil entgegen.

Eigentlich war das töricht. In der Linden-Allee sangen die Vöglein, und es roch überall nach Veilchen. Dazu herrliches Frühlingswetter und ich „in des Lebens Mai".

* * *

Es ist wertlos, jung und hübsch zu sein, wenn der goldene Rahmen fehlt.

Auch ein vornehmer alter Name ändert das nicht.

Ich habe eine „genußreiche" Saison durchtanzt und viele Bewunderer gefunden, aber keinen lockte es, die zerrütteten Verhältnisse meines Vaterhauses zu vergessen darüber, daß ich jung, hübsch und vornehm bin.

Nicht der kleinste lächerlichste Leutnant hat bislang um mich angehalten.

Hieße ich Trude Müller, und Papa wäre Millionär — ein Heer von „Versorgern" nahte sich mir. Aber so? nur keine Träume spinnen. —

Jugend und Schönheit vergeht — Mammon besteht, denken unsere Herren. Sehr vernünftig gedacht! Ich sage das ohne Bitterkeit.

Will ich mir etwa mein ganzes Leben durch ein kurzes Liebesglück verpfuschen? durchaus nicht!

Es ist daher besser, ich resigniere schon jetzt und bereite mich auf das Gouvernantentum vor — mit ergebungsvollem Blick in die Ferne, wo das Stiftstantenreich friedlich winkt: „Sträube dich nicht nutzlos und komm — hier ist's ganz unterhaltsam — wir essen und trinken ganz gut, klatschen ein bißchen — ganz harmlos versteht sich — gehen in die Kirche — pflegen und begraben unsere Kanarienvögel — legen Patiencen —"

Schaudervoll! Schaudervoll!

Trotz Vernunft und Skepsis fällt es mir schwer, alle Hoffnung aufzugeben. Käme doch einer, der mich vor Schule und Stift bewahrte.

* * *

Die Eltern waren ausgegangen. Ich saß mit Tante Ulrike im Garten. Vor uns einen Berg von Papas Handschuhen, die Dorette gewaschen. Wenn sie ausgebessert sind, werden sie unter die Presse gelegt und kommen dann hervor, wie vom kunstgerecht waschenden Handschuhgeschäft.

Ja ja, wir sparen!

Genau so wie „Onkel Emil", — nur daß

im Hofhäuschen der Geiz, und bei uns die Not das Kommando führt.

Also Freiin Schellenberg I und II stopften und flickten Handschuhe mit großem Aufwand von Geschick, denn auch hier gilt es den Schein zu wahren. Das heißt, möglichst „unsichtbar" einen halben Daumen ansetzen, eine siebartig durchlöcherte Stelle unmerklich verdichten oder ein zum Katzenmäulchen erweitertes Knopfloch auf seinen bescheidenen Platz zurückzudrängen — alles so, daß Papa keinen geflickten Eindruck macht.

Wir nähten und seufzten, denn es war schwer. Da kam der Bursche und meldete Katte.

Ich bekam natürlich wieder meine Angstzustände mit Herzpochen und Atemnot (gerade als wäre ich schon alte Tante im Stift).

„Bitten Sie den Herrn Leutnant hierher," befahl Tante.

Der Korb mit dem Handschuhhaufen verschwand eiligst unter der Bank.

Katte küßte Tante Ulrike die Hand. Dann hob er den Kopf zu mir, und in seine Augen trat wieder das eigenartige Leuchten, das sich nicht gut beschreiben läßt. Es ist merkwürdig, wie sein ernstes Steingesicht sich belebt und reizvoll wirkt, sowie er mich erblickt.

Ich hatte die Empfindung, als ob seine Blicke meine ganze Gestalt umfaßten und umarmten — als ob seine Augen mich küßten.

Das klingt offenbar verdreht, aber ich weiß eben nicht, wie ich mich passender ausdrücken soll.

Als alte Stiftsdame werde ich gewiß mit scharfem Spottlächeln über diese Zeilen herfallen.

Kattes hatte gerade Platz genommen, als die Tür im Stacket wieder knarrte.

Diesmal hieß es, die Schneiderin sei da. Sie hat es übernommen, eine vorsintflutliche Mantille der Tante in ein modernes Cape zu verwandeln, und wartete nun mit der Anprobe.

Tante Ulrike sah uns hilflos an.

Uns allein lassen, schickte sich nicht. Mich mitnehmen, wäre eine Unhöflichkeit. In Kattes Gegenwart anproben, unmöglich! Die viel beschäftigte Schneiderin warten lassen, zu gefährlich.

So stands in den Mienen der Tante geschrieben. Ich las es ungerührt heraus, sah herzlos ihrer peinlichen Verlegenheit zu und wartete stumm, bescheiden auf das, was sie tun würde.

Ich lächelte ein ganz klein wenig dabei. Vielleicht beschleunigte das die Entscheidung.

Tante murmelte eine Entschuldigung und „ich komme zur Minute zurück“ (was von vornherein

eine Unmöglichkeit war), und dann schwebte sie in ihrem uralten braunen Merinokleide jugendlich flink davon.

Wir sahen ihr nach, dann einander in die Augen und dann plötzlich, wie auf Kommando, lachten wir leise auf.

Das war ganz respektlos. Ich sprach das auch sofort reuevoll aus.

Mein antikes Gegenüber versprach mit hinreißend schelmischen Augen und sehr ernsten Lippen, sich zu bessern.

Dann machte er einige Bemerkungen über das Idyll dieses altmodischen Gartens mitten in der Stadt und wollte nebenbei meine Meinung über eine stattgefundene Verlobung hören.

Unsere Unterhaltung war recht uninteressant und schlief schließlich ein.

Und doch, ich kann es nicht mit Worten sagen, wie reizvoll diese Zweisamkeit mir vorkam. Ich empfand eine stille, große Freude — etwas weiches, heimlich Süßes war in mir — als sei das Glück kein Märchen, als schwebe es wirklich herbei, leise meinen Scheitel streifend und alle Sorgen und Kümmernisse fortschiebend, immer weiter in endlose Fernen — für ewige Zeiten — — —

Ich fange wirklich noch an sentimental zu

werden. Das wäre ein Unglück für mich. Denn ich bin darauf angewiesen, mit klarem Kopf auf meinen Lebensweg zu achten und damit zu rechnen, wie er ist, nicht wie ich ihn haben möchte. Dazu kann man keine Sentimentalitäten brauchen.

In der Laube dachte ich nicht daran.

Als Tante Ulrike zurückkam, fiel der träumerische Zustand denn auch gleich von mir ab, und ich wurde wieder „vernünftig".

Ich bemerkte, daß die Tante trotz ihrer veralteten Kleidung doch immer wie eine vornehme Dame wirkt, hörte wieder mit Bewußtsein das vom Hofe gedämpft herübertönende Klopfen von Meister Kahls Schusterhammer, sowie das laute Pfeifen der Gesellen in der Backstube: „Komm Karlineken komm", und daß auf dem Laubendach eine Spatzenkompagnie lärmte.

* * *

Fränze ist seit sechs Wochen fort und hat nichts wie die Karte bei ihrer Ankunft geschrieben.

Krügers haben in ihrer Angst ein Telegramm hingeschickt, und nun kam heute ein Brief mit einer Einlage für mich. Es ist sehr häßlich von Fränze, ihre Eltern so in Atem zu halten, daß die guten

Menſchen ſchon fürchten mußten, ſie hätte ſich ein Leid angetan.

Ihr Brief an mich ſieht nicht nach Selbſtmordſtimmung aus, gottlob! Mama dürfte ihn der Ausdrucksweiſe wegen allerdings nicht leſen, denn ſonſt — —. Die Epiſtel iſt aber ſo charakteriſtiſch für Fränze und mir darum ſchon ſo intereſſant, weil es die erſten Aeußerungen ſind, nach dem Zeitpunkt, da man ihr mehr brutal wie vorſichtig ihre erſte junge Liebe entriß und ſie noch dazu mit ihrem großen Schmerz in die Fremde ſchickte — nicht zur Zerſtreuung, ſondern in ungewohnte Dienſtbarkeit. Es erſcheint mir hart und grauſam, jetzt, wo ich ruhig darüber nachdenke. Mit dem erſten wilden Weh im Herzen von der liebevollen Mutter weit fort zu einer wildfremden Perſon „in Stellung".

Ich denke es mir furchtbar.

Und nun der erſte Brief von daher, Mama ſah ihn. Wenn ſie danach fragt, iſt er bereits verbrannt, aber ich ſchreibe den Inhalt ab, für mich in mein Tagebuch. Halbwegs iſt es ſchon die alte Fränze, die da zu mir redet.

„Liebe Trude!

Wie Du ſiehſt, lebe ich noch. Ich habe es ſchlecht und ſchwer, und wenn ich mich nicht ſchämte, wäre ich ſchon wieder zu Hauſe. Zuerſt war ich über

die viele Arbeit froh, weil ich ſonſt vor Kummer verrückt geworden wäre, aber jetzt wird es mir ſchon unerträglich. Ich habe böſere Hände wie unſere Guſte daheim. Denke Dir, die alte Hexe hat kein Mädchen. Ich muß alles allein machen und dazu hungern. Geſtern hatten wir beiſpielsweiſe zu Mittag „pro Mann“ ein Setzei und zuſammen einen Deſſertteller voll Bratkartoffeln. Dazu an Stelle der Suppe — ein Glas Zuckerwaſſer (!!!). Das fand ich denn doch die Wand hoch zu laufen und fing an aufzumucken: bei ſo ſchwerer Arbeit bäte ich um beſſeres Eſſen und etwas Fleiſch (ſeit 5 Tagen hatte es keins gegeben). Heute mußte ich auf den Schreck gleich ½ Pfund „Gehacktes“ holen. Du mußt aber nicht denken, daß wir zwei das zu Mittag aufſchlangen. O nein, ſolche Freßſäcke ſind wir nicht! Es wurden fünf Portionen davon gemacht. Die erſte roh zum Frühſtück für Madame. Die andern für zwei unſerer Diners.

„Bei einer alten Dame“ das iſt auch ſo ein auf den Angelhaken geſpießtes Lockmittel, ſo ein fetter Regenwurm. Da beißt ein unerfahrener grüner Hering happig an, und wenn er nun flugs aufs Trockene wippt, wird ihm natürlich die Luft knapp. Mir auch. Aber ſehr! Ich habe bei der „einen alten Dame“, die nebenbei fortwährend Gäſte

bei ſich ſieht (ein Heer von Couſinen, Neffen, Nichten „kommt nach ihr ſehen“ und bleibt ſtets zum Eſſen) täglich „nur“ folgendes zu tun: ſechs Zimmer aufräumen, Lampen putzen, Kleider reinigen, einholen, kochen, ſervieren, Geſchirr waſchen, Kochtöpfe ſcheuern, nähen, ſtopfen, flicken (der olle eklige Wäſchekorb wird nie leer) und abends mit peinlicher Berückſichtigung von Ausverkäufen und „zurückgeſetzten Sachen“ den Berliner Lokalanzeiger vorzuleſen. Dann Ausgaben ins „Wirtſchaftsbuch“ eintragen und zuweilen noch eine Einladung oder Abſage an einen oder mehrere von dem Verwandtentakelzeug ſchreiben.

Wenn ich dann meinen Strohſack aufſuche — jawohl Strohſack! bin ich ſtumpf und müde wie ein alter Klotz. Wenn das eine Bein ins „Bett“ torkelt, ſchläft das andere ſchon.

Meine Gnädige iſt ein Scheuſal. Sie glaubt an keinen Gott und denkt von jedem Menſchen nur das Schlechteſte. Iſt reich, brennt vor Geiz und ſtets zankbereit. Um einen verlegten Bleiſtift erfüllt ſie ſtundenlang die ganze Etage mit Lärm. Und ſolch ein Racker lebt vergnügt, ſorgenfrei und wird ſicher hundert Jahre alt.

Und ſchmutzig iſt das Kamel — Du haſt keine Ahnung! In ihrem Schlafzimmer ſieht es greulich

aus. Alle anderen Zimmer sind herrschaftlich, tadellos eingerichtet und stets empfangsbereit. Wenn kein Besuch kommt, haust die Xantippe den ganzen Tag im Schlafzimmer, und da fühlt sich das Ferkel am wohlsten. Da ißt sie an einem Tisch mit dunkler Wachstuchdecke, die Ecken faserig durchgestoßen. Wenn ich ihr nach Schimmel und Käse duftendes Bett mache, trinkt sie dicht daneben Kaffee, und die Taschentücher — sie leidet an Stockschnupfen — legt sie ausgebreitet auf den Kaffeetisch — zum Trocknen! Das Ekel sieht wie ein Indianer aus, hat einen Hut mit vier himmelwärts gerichteten Rebhuhnflügeln und sehr ansehnliche Wattepummel in den Ohren und in den Naselöchern! — in den Naselöchern, Trude! Bedenke! Gesichtscouleur generalstabsrot, auf den Backenknochen marineblau. Hemdwechsel alle vierzehn Tage.

Neulich hat sie furchtbar mit mir getobt, weil ich jede Woche ein Tag- und ein Nachthemd verbrauche. „Solche Verrücktheit" ist ihr noch im ganzen Leben nicht vorgekommen. Bei meiner Mutter sei das „sicherlich nicht Mode", zwei Hemden in einer Woche! Na ja, es ist himmelschreiend. Wenn ich noch lang hier bleibe, sehe ich es schließlich noch ein.

Wie mich dieser Indianer in bezug auf „Sparsamkeit" an Onkel Emil Rinnert, kann ich gar nicht

Bloomingdale Branch,
206 WEST 100TH ST
CIRCULATING DEPARTMENT

ſagen. Die beiden müßten ſich heiraten. Wenn ſie dann ein Baby kriegen, wickeln ſie es in Zeitungspapier, um Wäſche zu ſparen.

Na genug, ich beiße die Zähne zuſammen, um wenigſtens ein Vierteljahr auszuhalten. Heute iſt die alte Giftnudel für den ganzen Tag nach Potsdam gegondelt. Aus pekuniären Gründen wurde ich nicht zur Begleitung befohlen. Nun muß ſie den gelbgrauen Kaffeebeutel von Pompadour ſelbſt ſchleppen. Das iſt ihr ganz recht, und ich kann endlich mal nach Hauſe ſchreiben. Sie hat mir zwar einen ganzen Haufen zu nähen „aufgegeben". Bis um Mitternacht hätte ich zu tun, wenn ich das ſchaffen wollte. Aber ſie kann mir mit ihren platten Entenfüßen den Buckel hinaufpaddeln — immer einwärts natürlich —

So, nun leb wohl. Fortſetzung folgt nicht!! Mach Du keine Dummheiten und ſorge, daß Du nicht auch zu alten Damen in Stellung geſchickt wirſt, denn das iſt kein Spaß! Mit dieſer ernſten Mahnung ſchließe ich mit Küchenpfoten und herzlichem Gruß als Deine halbverhungerte

Fränze Krüger,
Mädchen für alles, genannt Fräulein.

* * *

Bodo, der jetzt wieder ins Haus kommen darf, trifft mich heute allein und fragt gleich nach der Begrüßung ohne jede Spur von Verlegenheit, wo Fränze „eigentlich steckt“. Er sähe sie nie am Fenster und habe sie seit Monaten noch niemals zufällig auf der Straße getroffen.

Ich, empört über seinen lustigen Ton, sage ihm natürlich gründlich meine Meinung.

Er wirft sich in einen Sessel, steckt gemütlich seine Handschuhe zusammen und blinzelt mich unter halbzugekniffenen Augen spöttisch an.

„Ihr Weiber seid zu ulkig!“

„Ich verbitte mir diese alberne Anrede! und das „ihr“ wende bei deinen Rekruten an.“

„Na ja — was hältst du mir denn hier 'ne Standpauke —.“

„Und es ist durchaus nicht ulkig, eine wenig vornehme Handlung als solche zu bezeichnen.“

„Du scheinst ja ganz „Krügerische“ Ansichten zu haben. Die Fränze ist ein reizendes Mädel, und ich habe sie riesig gern — auf Wort! aber — heiraten kann ich sie doch nicht!“

„Eben darum war dein Benehmen durchaus unverständlich!“

„So? dir auch? ich dachte nur dem Plebejer da unten, der tat, als wollte er mit dem Knüttel auf

573590

mich losgehn, aber er besann sich wohl noch rechtzeitig auf meinen Säbel —."

„Der Respekt vor deinem Säbel, den du ja nicht als persönliches Verdienst, sondern als Sohn Papas trägst, war sicher in dem Moment sehr gering, — und der Plebejer stand vor dir als Hüter seines Familienfriedens, in den du einbrechen wolltest wie ein wildes Tier, und wie ein solches Gefahr und Unheil bringend —"

„Lächerlich! als ob ein Unglück geschehen ist!"

„Es geschah nicht, weil Papa und Krüger reinen Tisch machten."

„Ach nee — sag mal, was geht dich das alles an? übrigens du weißt ja gar nicht, wie pöbelhaft dieser Bäcker war —."

„Schlimm genug, daß du ihm das Recht dazu gegeben hast — dem Papa gegenüber war und ist er stets bescheiden, fast ehrfürchtig, dieser Bäcker — der deine Kinderhände zahllose Male gefüllt hat."

Bodos bis jetzt spöttisches Gesicht wird ernst und seine Stirn färbt sich rot.

„Und weißt du denn, daß Fränze deinetwegen Unglaubliches ertragen muß?"

Ich erwähne den Brief, und er quält und bettelt so dringlich darum, daß ich irre werde an seinem Leichtsinn und nachgebe. Gespannt sehe ich

beim Lesen in sein Gesicht, eine Mitleidsäußerung erwartend. Wenn er sie wirklich lieb hat, muß ihn der Bericht doch peinigen. Keine Spur.

„Kinder, der Brief ist ja zum Schießen!“ sagt er hell auflachend, „den mußt du mir schenken, Trude, so ganz unsere Fränze, wie sie leibt und lebt; zu schade, bei Gott!“

Was zu schade ist, erfahre ich nicht.

Ich werde nicht klug aus ihm. Ist er so leicht darüber hinweg, oder tut er nur so zum Schein?

* * *

Die Eltern haben eine kleinere, viel billigere Wohnung vor dem Tor gemietet. Seit vierzehn Tagen sind wir hier. Ein altes Haus mit altem Garten und alten Wirtsleuten, die in den Giebelräumen hausen. Wir haben das Parterre. Ich mußte bitterlich weinen, als wir unser alt gewohntes Haus verließen. Mir war, als habe ich da ein Stück meiner Jugend verloren.

Man kommt sich alt und müde vor zwischen den immerwährenden Kümmernissen. Dies Haus sieht einfach und bäuerisch aus, aber die Geldnot zog uns die Zwangsjacke an und zerrte uns hinein.

Offiziell sind wir natürlich „der freien Luft

wegen", weil Mama „immer kränkelt", hinausgezogen.

Eine erbärmliche Komödie, die jeder von unsern Bekannten tadellos mitspielt. Alle finden den Umzug „selbstverständlich" und Mama „wirklich sehr angegriffen", und allseitig hofft man eifrig, daß sie sich „da draußen" recht erholen möge.

Der Eifer, mit dem sie das versichern, könnte mich zum Lachen bringen, wenn ich nicht so traurig wäre. Ich fühle ja so deutlich, wie sie dabei denken: die armen Schellenbergs, mein Gott, wie soll das nur enden!

Ja, wie soll das enden?!

Neulich traf ich bei Rhons die Gräfin Maria Egge. Sie hat ihr Doktorexamen gemacht und auch schon eine Stelle als Assistent in einer Klinik in Berlin.

Sie ist arm wie ich. Das Studium haben die Verwandten bezahlt.

Ich könnte das gewiß auch erreichen, aber abgesehen davon, daß mir niemand das Geld geben könnte, packt mich auch ein Grauen davor.

Für die Frauenwelt ist es ein Himmelssegen, daß es Frauen gibt, die stark an Geist und Nerv und ganz erfüllt von ihrem edlen schweren Beruf ihre Pflicht als Arzt zum Heil der leidenden Mit-

ſchweſtern ausüben. Ich könnte es nicht. Ich bin ein jämmerlicher Schwächling. Schon bei der Amputation eines Fingergliedes würde mir phyſiſch übel werden.

Wenn ich ſo darüber nachgrüble — es iſt doch wie eine Schmach für unſereins, ſich tatenlos hinzuſetzen und auf den gütigen Erlöſer zu warten, Bälle zu beſuchen mit dem innerlichen Notſchrei: wenn ſich doch ein Verſorger fände! Welch ſtolzes Gefühl dagegen, zielbewußt im ſelbſterrungenen Hafen zu halten, nicht wie die Sklavin, die ängſtlich bangend des Käufers harrt, ſondern als freie Herrin, die vom ſicheren Platz hinausſchauend denkt: kommt einer um mich zu werben, den ich hochachten muß und dem mein Herz entgegenfliegt, dann will ich mich gern ihm zu eigen geben für alle Zeit und gern nur aus ſeiner Hand nehmen, was ich brauche — kommt ſo einer aber nicht, bleibe ich ruhig auf meinem Arbeitsfeld und freue mich, daß ich ohne Not in die Zukunft ſehen darf.

* * *

Daß ich mein Examen gemacht habe, bewahrt mich gerade noch davor, daß ich nicht im Notfalle wie Fränze als „Stütze" gehen muß. Nach den Erfahrungen anderer aber iſt ein Leben als Erzieherin

nichts weniger wie selbständig sein, und feste Stellungen an Schulen, wo man nicht den ganzen Tag angekettet ist, sind sehr schwer zu erreichen.

Ich habe es mit dem Schreiben versucht und eine kleine, meiner Ansicht nach sehr hübsche Novelle verbrochen. Sie kommt immer wieder zurück und ich kann das Porto nicht mehr erschwingen. Außerdem schrieb mir der Verleger einer großen Zeitung auf meine höfliche Bitte um sein Urteil: „Es ist sehr schade, daß Ihre flotte elegante Schreibweise sich an einen so unbrauchbaren Stoff herangemacht hat."

Ich weinte ein Tränlein und wagte den Versuch mit der gleichen Bitte bei einem andern. Der tat mir folgendes kund: „Das Motiv ist allerliebst, aber leider ist der Stil so schwerfällig und die Ausführung so schülerhaft, daß ich zu meinem Bedauern verzichten muß."

Ich machte beim Lesen sicher ein recht dummes Gesicht — jedenfalls war ich sehr verblüfft. Die beiden Kritiken habe ich mir zum Andenken aufgehoben — das „Dichten" aber eingestellt.

* * *

Papa hat eine hübsche schwarze Stute gekauft, die „in gute Hände billig abzugeben" war. Ein Wundertier von Vielseitigkeit! „militärfromm",

geht auch unter dem Damensattel, ist ein- und zweispännig eingefahren.

Wenn sich mir einmal ein Vergnügen bietet, verdanke ich es immer Rhons. Sie haben den Eltern so beharrlich zugeredet, bis ich endlich die Erlaubnis zum Reiten erhielt. Da eins von Mamas Reitkleidern mit wenigen Kosten für mich hergerichtet werden konnte, und ihre aus jahrelangem Schlaf gerissenen Lackstiefel mir famos paßten, ließ es sich nicht allzuschwer arrangieren.

Auch ein hübscher Reitstock fand sich vor, nur der Zylinder war mir zu groß und die Form etwas veraltet. An einen neuen denken, wäre ein Anfall von Größenwahn gewesen.

Ein kleiner steifer Filzhut kostet 15 Mark. „Lieber Gott, gleich 5 Taler," flüsterte Tante Ulrike verzagt, als wir in einem Laden bescheiden danach fragten. Wir mochten nicht so abziehen und erstanden ein Paar Filzsohlen für 60 Pfennig (jetzt im Mai). Stiftstantchen will aus Wollresten ein Paar Fußblätter heranhäkeln und hat dann Schlafpantoffeln.

Ich mußte mich also bescheiden und setzte einfach einen Matrosenhut zu dem sonst tadellosen Anzug auf. Das fand Papa nicht vornehm.

Mama meinte, es käme nicht so darauf an,

Tante Ulrike seufzte, klaubte zwei „Taler“ aus ihrer grünen Börse hervor und sah Papa an: „Was meinst du, Ernst?“

Er nickte mit seinem Strahlenlächeln, küßte unser kläglich raisonnierendes „Sorgenmütterchen“ und legte 9 Mark auf den Tisch des Hauses. Dann zogen Tante und ich wieder stadtwärts.

Vorher entspann sich noch eine aufgeregte Unterhaltung zwischen uns beiden wegen der Filzsohlen, welche Tante zurückgeben wollte, was mir peinlich war.

Nachdem die verflixten Sohlen verschiedentlich aus- und eingewickelt waren, ich zweimal Tantens durch und durch platt getretene Pantoffeln unter ihrem Bett vorgeholt und wieder hingetragen hatte, tagte der Entschluß, die neuen Dinger endgiltig zu behalten.

Für einen unbeteiligten Zuschauer wäre dieser Filzsohlenkampf sicher eine amüsante Szene gewesen.

Bei den ersten Reitversuchen empfand ich gar kein Vergnügen. Mir taten bald alle Glieder weh, in einem Gefühl, als sei ich zerschlagen.

Papa litt kein Aussetzen der Stunden. Ich mußte täglich in die Bahn. Er erklärte seelenver-

gnügt, die schmerzenden Stellen würden schon hart werden und das Ungeschick sich geben.

So war's denn auch.

Jetzt, wo ich flott mit Rhons oder dem Papa schon weitere Ausflüge unternehme, kann ich nur sagen, daß es für mich kein schöneres Vergnügen gibt, als so auf weichem Weg dahin zu jagen, daß mir der Wind um die Ohren saust. Herrgott ist das schön!

Und dann sich im Schritt durch die uralte Allee tragen lassen und den köstlichen Lindenblütenduft einatmen, frühmorgens wenn die Vöglein singen und der Tau auf den Grabenrändern in der Sonne blinkt — kein Theater, kein Konzert, kein Ball ist so schön wie solch ein Morgenritt.

Und zu denken, daß das alles nur Episode ist, daß ich hinaus muß, Geld und Brot zu verdienen, bis ich ins stiftsmäßige Alter hineinkomme und dann? mich schaudert's!

Illusionen habe ich nicht mehr viel. Ich mache mir nichts vor und sehe genau, was uns armen Mädchen blüht, wenn wir kein Geld besitzen — auch keinen so hoch stehenden Vater, der den künftigen Schwiegersohn fein lanciert, daß der, wenn keine Mitgift, so doch wertvolle Konnektionen heiratet.

* * *

Ich mache wieder eine häßliche Erfahrung. Bei Sydows ist eine Cousine auf Besuch, eine „steinreiche“ Rheinländerin, vor der die ganze „Herrlichkeit“ des Regiments im Staube kniet. Sie ist weder schön, noch reizend, von mäßiger Intelligenz und kleiner unscheinbarer Figur, aber alles was keinen Ehering trägt, ob jung oder alt, legt sich ihr platt zu Füßen.

Wir andern sind absolute Nullen, sobald sie im Strahlenglanze ihrer väterlichen Millionen erscheint.

Der kleine Dickens — er kann zur Not arm heiraten — hat mir in letzter Zeit den Hof gemacht, daß sie mich schon alle mit ihm neckten und jetzt? blind und taub ist er plötzlich für meine Vorzüge und setzt seine kleinen dicken Beine erst in Trab, wenn er Fräulein Lemmer entgegenlaufen kann.

Ich habe manchmal darüber nachgedacht, wenn ich zwischen Dickens und Gouvernantentum zu wählen hätte, was das für eine schreckliche Skylla und Charybdis für mich wäre.

Und dabei kommen mir unsere Herren so dumm vor. Wenigstens die, die unbedeutend in der Erscheinung, bürgerlich und ohne Aussicht auf Karriere sind, sollten sich doch sagen, daß ihr Werben um eine Person, die solche Auswahl hat, erfolglos sein muß.

Es scheint aber, als wenn die Sucht nach Geld ihnen ausnahmelos den Verstand umnebelt. Blindlings rennen sie alle im Verehrertrott mit und machen sich lächerlich.

Es ist sehr amüsant, das zu beobachten.

Katte ist der einzige, der nicht mitrennt. Der wäre wenigstens nicht zu den Dummköpfen zu rechnen, wenn er's täte. Er entstammt einer uralten Familie und mit seinen Augen und seiner Geige kann er schon ein Mädchenherz behexen, das heißt eins, das nicht beständig auf der Hut ist, um sich aus Zwangsgründen gegen seinen Zauber zu wehren. Er ist eben ein Ausnahmemensch.

Gott, wenn ich mir Dickens dagegen vorstelle, den kleinen Plumpsack. Die Lemmer wird sich bedanken.

Ach — die Welt ist doch ein Jammertal! Erbärmlich! Wer Geld hat, kann sich das Glück mühelos heranwinken, wer arm ist — wird Stiftstante.

* * *

Gabriele von Rhon ist sehr häßlich, aber neulich habe ich sie bewundern müssen. Wie sie so in tadellos vornehmer Haltung auf dem dog cart thronte, ruhig sicher den nervös tänzelnden Gaul

lenkte und „Achten“ fuhr, wie mit dem Zirkel genau bemessen, da sah sie wirklich gut aus.

Ich empfand etwas wie Neid. Der Oberst muß mir das angesehen haben, denn er behauptete sofort, ich müsse auch fahren lernen.

Er selbst fährt eigentlich nie. Das dog cart benutzen nur die Damen. Von früher her besitzen sie einen kleinen Wagen, der „jetzt nur im Wege steht“ und den sollte ich haben.

Alles Sträuben war umsonst. Am nächsten Tage hielt der Wagen vor unserer Tür. Der Kutscher spannte aus, ließ ihn samt dem Geschirr stehen, legte seinem Gaul ein Halfter um und zog ab.

Nachmittag kam der Oberst selbst und beruhigte Mamas aufgeregtes Empfinden sehr herzlich: „Aber liebste, gnädige Frau, lassen Sie uns doch das Vergnügen, und wenn es Sie beruhigt, kann ich ja die Karre gleich wieder holen lassen, wenn das Kind mit der Lernerei fertig ist.“

Dann wurde die Stute eingespannt und Papa nahm die Leine. Da „Liselotte“ lange nicht im Geschirr gegangen ist, paßte es ihr zunächst ganz und gar nicht.

Sie warf den feinen Kopf hin und her, stieg ein wenig, nur so, daß sie eben die Füße vom Boden hob, knickte dann mit dem Hinterteil ein,

als wolle sie „schön" machen wie ein Hündchen, versuchte erst links, dann rechts auszubrechen, stand ein Weilchen bockig still, auf nichts reagierend, entschloß sich dann zu ein paar holperigen Sprüngen vorwärts, stand wieder still und wiederholte dann sämtliche Manöver noch einmal von vorne.

Papa redete ihr in einem fort liebevoll zu, kitzelte sie ein bißchen mit der Peitschenschnur am Halse, schmeichelte und lockte geduldig und endlich besann sich Liselotte.

Sie hob den Kopf und schien zu überlegen: Eigentlich bin ich ein Reitpferd, und es paßt mir nicht im Kummet zu gehen, aber schließlich, ein so hübsches leichtes Wägelchen zu ziehen, ist ja auch keine Schande, und weil du so zärtlich zuredest und trotz des festen Haltens sanft mit meinem Maul umgehst — na meinetwegen!

Liselotte riskierte noch einen kühnen Hopser, dann fiel sie in einen glatten schlanken Trab, daß es ein Vergnügen war, ihr zuzusehen.

Nun haben wir es täglich versucht und es geht famos.

Heute habe ich höchstselbst die liebe blasse Mama ein Stück ins Grüne hinauskutschiert und der Papa, der uns heimkommen sah, klatschte in die Hände: Bravo!

„Die Trude und die Liselotte machen sich ganz gut zusammen, ebenso gut wie beim Reiten.“

Ich glaub's schon. Ich hab's der Gabriele gut abgeguckt wie man sitzen muß, und die korrekte Haltung der Leine hat Papa mir aus dem ff beigebracht.

* *
*

Fränze ist wieder hier. Ich wußte von nichts und bekam einen Schreck, als ich sie gestern auf der Straße traf. Ich erkannte sie zuerst nicht, so verändert ist sie. Der berühmte Apfelblütenteint ist wie weggewischt, als sei es Schminke gewesen. Ganz blasse schmale Backen hat sie bekommen. Die Augen scheinen größer geworden, weil tiefe dunkle Schatten darunter liegen und ein Ausdruck im Gesicht, ernst, wie eine alte Familienmama.

Papa Krüger wird sie jetzt beim besten Willen nicht mehr „zu stämmig“ finden. Es ist unglaublich, daß ein Mensch in vier Monaten so schmal werden kann.

Fränze hatte ein schwarzes Schneiderkleid an, das sie noch ganz besonders schlank erscheinen ließ.

Ich fühlte bei ihrem Anblick sofort: diese auffallende Veränderung rührt nicht allein von dem Berliner Aufenthalt her. Soviel kräftige Frische,

ſoviel geſunder Humor — damit räumen ungewohnte Arbeit und ſchmale Biſſen in ſo kurzer Zeit nicht auf.

Sie kann Bodo nicht vergeſſen.

Ueber unſer unvermutetes Begegnen ſchien ſie durchaus nicht erfreut, und als ich ſie mit dem Vorwurf begrüßte, daß ich nichts von ihrem Hierſein wüßte, ſagte ſie leiſe und ſcharf: „Wie ſollſt du das wiſſen? jetzt, wo Ihr draußen wohnt — ein Brief von der — von der — Bäckerstochter könnte Euch ja blamieren!“

Ihre großen Augen flimmerten feucht und ich ſah, wie ſie die Zähne zuſammenbiß, um die Tränen nicht vorkommen zu laſſen.

Mir wurde etwas merkwürdig dabei. Ihr Anblick tat mir grenzenlos weh und zugleich empfand ich einen heftigen Aerger. Warum hatte ſie ſich die Dummheit mit Bodo in den Kopf geſetzt? ſie mit ihrem hellen Verſtand, der ſonſt immer recht praktiſch und garnicht romanhaft denkt.

Warum erhörte ſie nicht den netten Paſtor. Der ſah doch entſchieden beſſer aus wie Leutnant Dickens. Und wenn Dickens reich wäre und mich überhaupt noch wollte — in Not und Verzweiflung würde ich wahrſcheinlich Ja ſagen — — und ich

habe doch am Ende mehr Ansprüche zu machen wie Fränze Krüger.

Man kann nicht immer gleich haben, was man sich in seinen Träumen alles als erreichbar einbildet.

„Ach Unsinn — Bäckerstochter," sagte ich aus meiner Stimmung heraus — ich habe dich noch nie verleugnet! Es wäre auch schwarzer Undank!"

„Wieso Undank?" sprach Fränze, „vielleicht war es aufdringlich von Mutter, Euch immer mit ihrer Freundlichkeit zu überfallen, als wir noch Kinder waren. Hätte sie den gesellschaftlichen Abstand zwischen uns respektiert bei Zeiten, dann wäre mir jetzt vieles erspart geblieben." Ich war empört.

„Ich verbitte mir das, Fränze. Es ist mir peinlich, aber ich muß es dir sagen. Was du dir mit Bodo eingebrockt hast, das müsset Ihr beiden schon selber auseſſen. Im übrigen kannst du wohl nicht über uns klagen, zumal Papa ist doch immer reizend, liebenswürdig gewesen."

„Ja, der Herr Major! — wenn dein Bruder so wäre, dann — dann hätte er mich nicht so unglücklich gemacht —"

Nun kamen die Tränen wirklich. Zum Glück waren wir in einer ziemlich stillen Straße. Ich

faßte Fränze unter und zog sie durch das nahe Kuhtor — über die Brücke gingen wir dann auf's Geratewohl rechts weiter, die breite menschenleere Straße zwischen den Speichern entlang.

Um sie abzulenken, fragte ich fortwährend nach Berlin, und brachte sie auch glücklich auf das andere Thema.

Sie erzählte schließlich ganz eifrig allerlei aus ihrer bisherigen Stellung, und während sie sich die Tränen wischte, schimpfte sie auf ihre Landrätin, daß ich mich ab und zu ängstlich umsah — es waren aber nur Lastwagen und vereinzelte Arbeiter in der Nähe. Fränze schimpfte von Herzen.

Mama und Tante Ulrike hätten nicht dabei sein dürfen, die wären beide in Ohnmacht gefallen.

Als die Dame mit den „Wattpummeln" in der Nase abgetan war, kamen hiesige Neuigkeiten aufs Tapet. Dabei waren wir schon umgekehrt, und da wir uns noch immer schrecklich viel zu erzählen hatten, wollte Fränze mich noch ein Stück heimwärts bringen und dann mit der Pferdebahn zurückfahren. Vor dem Langgasser Tor kam uns neben Frau von Sydow die Lemmer mit ihrem Verehrertroß, 8 bis 9 Herren entgegen. Gleich dahinter die Rhons im dog-cart.

Fränze machte ganz in ihrer Art sofort Bemerkungen.

„Aha, das ist die Lemmer, nach der sich die Offiziere die Hacken schief laufen. Klotzig reich soll sie sein. Kokettes Frauenzimmer! Sieh bloß, Trude, wie sie mit den Augen klappert! Paß auf, der Leutnant Dickens wird gleich vom Trottoir kegeln. Vor lauter Respekt geht er am äußersten Rand, himmelt den Geldsack an und guckt nicht auf seine Füßchen. Das Schaf muß blind sein, sieht wohl nicht, daß sie andere Leute haben kann, noch dazu solche mit sieben Zinken. Bums! Da liegt er — nee? noch nicht."

Dickens trat wirklich fehl und glitt mit einem Fuß auf den Straßendamm, ohne gleich zu fallen, wie Fränze (und offen gestanden auch ich) es gern gesehen hätte.

Die ganze Herde grüßte, teils ehrerbietig, teils zerstreut; Dickens mit abwesenden Blicken. Er — mich?! die Damen sahen neugierig interessiert auf Fränze.

Die redete weiter: „Donnerwetter, Fräulein von Rhon sieht famos aus. Die sollte erst gar nicht runter vom Bock. Bei all der Forschigkeit und Eleganz sieht man gar nicht, daß sie so ab-

stehende große Ohren hat und so'n Teint wie ein Kiesweg."

* *
*

Ich bin wie zerschlagen. Mein Gott, was soll das sein? Zufällig muß ich heute bei Krügers vorbei, und aus alter Gewohnheit gucke ich hinein.

Fränze ist ausgegangen. Frau Krüger klagt und weint über sie. Die Nacht höre man sie schluchzen und sich herumwerfen. Am Tage gehe sie wie in gepeinigter Unruhe umher, rede kein Wort, habe zu nichts Lust, esse so gut wie nichts, es sei ein Jammer.

Ich kann nichts rechtes darauf erwidern und helfe mir mit einem Gemeinplatz: „Wir haben alle unser Päckchen zu tragen, liebe Frau Krüger." Was hätte ich auch sagen sollen.

Da kommt Fränze. Sie sieht wieder sehr blaß aus.

„Tag, Trude! du, ist das wahr, daß Fräulein von Rhon sich verloben wird? mit einem Leutnant von Katte? er soll nicht mal 'n Schnurrbart haben!"

Ich bin unfähig zu antworten. Ich habe das Gefühl, als sitze ich plötzlich unbekleidet in rasender Zugluft zwischen zwei Türen, und man gießt mir

einen Eimer Eiswasser über den Rücken. Dazu wahnsinniges Herzklopfen, Atemnot und die Empfindung, nicht aufstehen zu können.

Dann packt mich ein entsetzlicher Schreck; ich begreife erst jetzt, was Fränze gesagt hat.

Zum Glück redet sie ganz zerfahren allerlei anderes, wie ich mechanisch wahrnehme, und es gelingt mir endlich, mich aus meiner Lähmung etwas herauszuringen.

Möglichst harmlos und doch nicht ganz Herr meiner Stimme frage ich so nebenher:

„Wer sagt das von Gabriele Rhon?“

„Ach, unsere Schneiderin. Der ihre Schwester ist Jungfer da. Und der Leutnant Katte soll der einzige sein, der nicht der Lemmer nachläuft. Na, zwei Geldsäcke kann er ja auch nicht heiraten, wenigstens nicht zu gleicher Zeit.“

Was weiter geschehen, und wie ich nach Hause gekommen — ich weiß es nicht. Ich erinnere mich nur, daß Frau Krüger beim Abschied besorgt fragte, ob mir etwas fehle, ich sei „so sehr blaß im Gesicht und die Augen gar nicht so blank wie sonst.“

Ich weiß nicht, ob ich mit Nicken oder Kopfschütteln geantwortet habe — ich weiß nur, ich bin endlose Strecken gewandert, weiter, immer weiter

mit bleischweren Füßen und müdem Kopf, immer weiter — endlose Strecken — —

Und es war doch nur derselbe Weg wie sonst nach Hause — derselbe Weg — dieselben Bäume, die sonst so schnell vorbeihuschten — heute standen sie wie unbeweglich — und der Weg nahm kein Ende — und vor mir die Luft war wie eine dicke, graue, schwere Schicht, durch die ich mühsam weiter drang — mit schmerzendem Kopf, taubem Gefühl in den Ohren und bleischweren Füßen — immer weiter — endlose Strecken — — —

Bin ich krank? oder — —?

Ich wollte, ich wäre tot — —

* * *

Abends kam Bodo. Ich fühle mich elend. Alles macht mich ungeduldig, auch Bodos unaufhörlich lebhaftes Reden und seine polternde Ausdrucksweise.

Es traf mich wie Schläge auf die Stirn, als er von Katte sprach: „Katte ist ein zu großer Schafskopp, bei Gott! Sitzt ganz verflucht in der Klemme und läßt die kleine Rhon zappeln, als ob's keine Eile hätte. Dummer Kerl!"

„Aber die beiden passen ja gar nicht zusammen," meinte Tante Ulrike treuherzig, „sie ist so

klein und häßlich und hat nur Sportgedanken im Kopf — und dieser große schöne Mensch mit seiner Musikschwärmerei — ein zu ungleiches Paar, Kinder!"

Liebe gute Tante Ulrike, wie lieb hatte ich dich für dieses Wort.

„Ach Unsinn," sagte Bodo grob, „danach geht's nicht. Dem Katte sitzt das Wasser bis über den Hals. Ein reiches Mädel ist seine einzige Rettung, sonst fliegt er."

„Geld macht nicht glücklich, lieber Junge," sprach die Tante.

„Unglücklich auch nicht," schrie Bodo ausgelassen, „und wenn mir das geboten würde — ich griffe gleich zu, bei Gott!"

In meiner gereizten Stimmung fuhr ich ihn an, als wir allein waren.

„Du bist abscheulich, Bodo. Wie ich über dich und Fränze denke, weißt du, aber da es erst wenige Monate her ist, finde ich deine Äußerung von vorhin eine Roheit!"

Er lachte vergnügt, als hätte ich ihm eine Annehmlichkeit gesagt, und dann: „Ach Ihr Mädels mit den sogenannten Idealen. Laßt Euch begraben! Hungerpfotensaugen und Schulden sind 'ne verfluchte Geschichte. Ich habe mir meine Ballhandschuhe selbst gewaschen, mit Benzin — pfui Deuwel!

das ſtinkt und gibt Kopfweh. Außerdem muß man ſich einſchließen — um nicht vom Burſchen überraſcht zu werden. Na und wenn der Oberſt mein Schwiegervater wäre? Da lägen ſie dutzendweis parat, und ich nähme zu jedem Ball ein neues Paar. Nun alſo!"

„Dann renne doch der Lemmer auch nach, wenn du ſolche Anſicht haſt," ſagte ich ärgerlich.

Er drehte ſein Bärtchen und machte ein ernſtes Geſicht.

„Nee, Trude, wenn es ſchon ums Geld ſein muß — weißt du — ſo erſt eine Hergelaufene möchte ich denn doch nicht, aber die Rhon? na wie geſagt, ich wäre ein zu großer Schafskopp!"

* * *

Seit Tagen habe ich nichts anderes im Kopf, kann ich nichts anderes denken, wie das eine: Iſt's wahr, das mit Kattes Verlobung?

Ich halte das nicht mehr aus. Ich muß ſehen, eine Begegnung mit ihm herbeizuführen. Bodo erwähnte mittags beiläufig, daß Katte morgen hinaus muß, das Gelände links von der Buſchmühle aufzunehmen.

Ich will ihn ſuchen, ihn „zufällig" treffen, um an ſeinem Geſichtsausdruck, an ſeinem Benehmen

mir gegenüber zu erkennen, ob das Gerücht begründet ist. Ich halte diese Ungewißheit nicht aus, darum will ich ihn suchen.

Es ist unweiblich, mein Vorhaben, gewiß, aber gleichviel, ich muß ihn sehen! ich muß! Ich ertrage es nicht geduldig zu warten bis er, oder seine Verlobungsanzeige kommt.

* * *

Ich liebe ihn! ich liebe ihn! unendlich, unsäglich, bis zur Vernichtung liebe ich ihn —

Ich kann nicht schlafen — der Mond scheint hell zu mir herein — es ist eine schwüle Nacht — schwül von Flieder und Narzissenduft, der durch den offenen Fensterspalt wie unsinnig hereindringt — jenseits der Fahrstraße in den Kirchhofsbüschen singt eine Nachtigall ihr — nein, mein Liebeslied — — ich liebe ihn, ich liebe ihn!

Ich kann nicht schlafen — ich bin zu glücklich — — ich suchte ihn heute und fand ihn — o des Glücks!!

Ich ritt nachmittags „zum Tor hinaus" gen Heiligenbrunn und Langfuhr, der Bursche auf dem Braunen hinter mir — eine Begleitung, die mir heute mehr wie lästig, aber der Form wegen nicht zu vermeiden war.

Ich ſuchte, ſuchte. Erſt die Chauſſee bis faſt nach Oliva, dann Waldwege hin und zurück, über hügeliges und glattes Terrain, anſcheinend zwecklos — der Burſche mag ſich ſein Teil gedacht haben. Mir war es egal. Ich ſuchte.

Vergebens ſpähte mein Auge herum. Kein Reiter zu ſehen — nirgend am Grasrain ein plattgedrückter Sitz — jeden Meilenſtein ſah ich an, ob nicht ein langer Infanteriſt darauf hocke, die ſchwarze Ledermappe auf den Knien — wäre der Burſche nicht hinter mir geweſen, ich hätte geweint, ſo elend war mir um Kopf und Herz.

Müde und verzagt lenkte ich Liſelotte zum Heimweg.

Als wir in den Heiligenbrunner Feldweg einbogen, hörte ich Geſtolper hinter mir.

Kurowski hatte nicht acht gegeben, der Braune fiel beinahe über eine mächtige Baumwurzel, und um ein Haar wäre der Reiter in den Sand gekippt, — ohne Grazie mit Armen und Beinen agierend, turnte er in den Sattel zurück.

Der Braune weigerte ſich weiter zu gehen, ſtand feſt wie ein Klotz und bog den Kopf nach ſeinem rechten Hinterfuß, als ſei da etwas nicht in Ordnung.

Kurowski mußte auf mein Geheiß abſitzen und nachſehen, was es gäbe, während ich „Brauchen“

freundlich zuredete. Er hatte das Eisen verloren, das wohl schon vorher locker gewesen war und schien zu hinken.

Ich war außer mir und schalt kräftig, was die Situation nicht verbesserte. Schließlich zog der Bursche mit hängender Nase, die Zügel in der Hand, mit dem Braunen zur nächsten Schmiede. Etwa fünfzig Schritt vor dem kleinen Waldrestaurant wollte ich auf ihn warten.

Dort angekommen, glitt ich von meinem Sitz, und da die Stute folgsam ist wie ein artiger Hund, nahm ich ihr Gebiß und Zaum ab und empfahl ihr den üppigen Rasen am Wegrand.

Liselottchen wippte verständnisinnig mit den Ohren, markierte ein leises, diskretes Wiehern — wahrscheinlich in der Empfindung des unbefugten Betretens dieses Futterplatzes, und begann dann sofort gründlich zu rupfen. Butterblumen, Sauerampfer, Gras und Gänseblümchen wurden wahllos gepackt und zermalmt — ab und zu hob sie den schmalen Kopf, und die gelbliche Zahnreihe faßte in das zarte junge Erlengebüsch.

Eine Weile sah ich ihr interessiert zu, dann machte sich ein intensives Elendsgefühl bei mir bemerkbar, das mich buchstäblich zum Grabenrand niederdrückte. Ich fiel mehr, als daß ich mich setzte

— mechaniſch legte ich Hut und Handſchuhe ins Gras — kein Menſch und kein Tier war zu ſehen — nur die Vögel zwitſcherten und der Wind wehte die Fliederdüfte des „Waldhäuschens“ herüber — ich wartete und wartete, es ſchien mir endlos — der Burſche kam nicht. Ich kann nicht ſagen, wie mir zumute war — körperliche Müdigkeit, das Erfolgloſe, Vergebliche dieſes ſtundenlangen Rittes, die ärgerliche Unterbrechung hier und das ganze Drum und Dran unſerer beſchränkten Verhältniſſe — das alles zuſammen beklemmte mich plötzlich derartig, daß ich in Tränen ausbrach.

Ich dachte nicht daran, daß jemand kommen und mich in dieſer doppelt auffallenden Situation anſtarren könne, daß ich mir das Geſicht verheulte und ſo doch nicht durch teilweiſe belebte Straßen reiten konnte — einmal ſpürte ich das feuchte Maul der Stute an meinem Ohr, die mich teilnahmsvoll — kann auch ſein, neugierig — beſchnupperte.

Im Augenblick war mir alles egal und gleichgültig — unbeherrſcht gab ich mich der Elendsſtimmung hin, die mich zuſammendrückte, und die Hände in die Schläfen gepreßt, weinte ich rückſichtslos, heftig.

Ich bin kein Sonntagskind — ich leide nicht an Ahnungen — ich hätte ſonſt fühlen müſſen, daß

das Glück mit leisem zartem Flügelschlag heranschwebte — das Glück, von dem ich in stillen wachen Nachtstunden heimlich geträumt — ich hätte es fühlen müssen — der Fliederduft des Waldhäuschens hätte es mir zuraunen müssen: Weine nicht — jauchze! er kommt!!"

Mir zittert die Hand beim Schreiben vor Glück — glückstrunken! — das ist so ein Wort, das sinnlos erscheint, wenn man es ohne Verständnis hört oder liest — glückstrunken — wie es eine Trunkenheit gibt vom Wein, so auch eine vom Glück — ich bin trunken!

Mir ist's, als müßte ich etwas Törichtes, Tolles oder Gewaltsames tun — alle Türen aufstoßen, mit Jubelgeschrei durch die Zimmer tanzen und die Schlafenden wecken — oder die morsche Bodentreppe hinauf durch die windschiefe bemooste Luke aufs Dach klettern, oben vom First herunterspringen, mitten in die Flieder- und Narzissenpracht hinein: ihr tausend Blätter im Walde wißt — —!!

Damit ich nichts Unvernünftiges begehe, und weil ich's noch keinem anvertrauen kann — und weil ich mir irgendwie Luft machen muß, sag' ich's dem alten lieben Geheimbuch.

Also ich saß an der Grabenkante wie ein Häuflein Unglück, geduckt, die Hände auf die Augen ge-

drückt, und weinte hinein, in Ermangelung eines Tränenkrügleins — mein Taſchentuch lag bereits als kleiner naſſer Knäul irgendwo im Gras — und ich weinte, weinte —

Da fahre ich plötzlich mit einem Schrei auf und dann tödliche Verlegenheit und zugleich eine unſinnige Freude — er, der Geliebteſte, Einzigſte! —

Zwei wunderſchöne Hände ziehen ſanft meine greulich naſſen Finger von dem (ſicher puterrot geheulten) Geſicht herab — dann legt ſich ein Arm um meine Schulter — und dann — mir iſt's, als habe es ganz leiſe dicht an meinem Ohr geflüſtert: „Gertrud, liebe Gertrud" — mir iſt's ſo — beſchwören kann ich's nicht — vielleicht hat es nur ſein Herz geſagt, und nur mein Herz gehört: Gertrud, liebe liebe Gertrud — und dann — — oh unbeſchreiblich, unſagbar ſchöne Glücksminuten! Dicht zu meinen verweinten Gucken neigen ſich zwei teure, liebe, einzig liebe Augen und dann — ihr tauſend Blätter im Walde wißt!! —

Er hat mich geküßt auf Augen, Mund und Haar, immer wieder — kein Wort haben wir geſprochen — das höchſte Glück, der tiefſte Schmerz, ſie ſollen ſtumm ſein — es muß wohl ſo ſein, denn wir waren auch ſtumm — wir küßten uns ja nur.

Ein Pferd wieherte — wir fuhren auſein-

ander — ich bückte mich hastig nach meinem Hut — er ebenso eifrig — wir stießen mit den Köpfen zusammen — mein Gesicht brannte wie Feuer — — es war eine so köstliche, süß verwirrte Situation, und dabei auch ein ganz, ganz klein wenig lächerlich, denn wir fingen an sehr lebhaft — und sehr geistvoll — über das Wetter zu sprechen, daß es heute unverhältnismäßig heiß gewesen, und daß das in bezug auf die gestrige Kühle einen fabelhaften Umschlag bedeute — dazu kletterte Kurowski kurz vor uns von dem wiehernden Braunen und meldete stramm und laut, daß „allens in Ordnung", und daß der Schmied 1,50 verlangt, er habe „aber man bloß 35 Pfg. bei sich" gehabt und daher gesagt, der Herr Major würden das Geld schicken — — ein Kuckuck schrie in einem fort, ein anderer antwortete, und der Flieder duftete — —

Es war kein romantischer Zufall, der mir den Geliebtesten zuführte. Ganz trivial ist's zugegangen.

Liselottchen hatte sich sehr leise und sehr frech immer weiter von der Heulprinzessin entfernt und, dem Restaurant sich nähernd, höheres Terrain aufgesucht — und dort war sie von meinem Geliebtesten, der im Garten des Waldhäuschens sein frugales Abendbrot verzehrte, gesehen werden — „aus ganz gemeiner Neugier" wollte er sich den „wildernden

Gaul" mit dem Damensattel mal näher ansehen — bei seinem Kommen machte die Stute Kehrt, er ging ihr nach — (da heißt's immer, wir „Weiber" sind neugierig — morgen will ich meinen Schatz damit necken) — und so fand er mich — —

Während ich den Braunen hielt und der Bursche Liselotte das Zaumzeug zurechtschnallte, ging mein Liebster eilig nach dem Restaurant zurück, seinen Gaul — ein geliehenes Adjutantenpferd — zu holen.

Dann ritten wir Seite an Seite an überhängenden Flieder- und Goldregenbüschen, an blütenbeladenen Kirschbäumen vorbei durch die schmale Dorfstraße.

Feierabend — Frauen und Kinder stehen und sitzen vor den Türen der kleinen Häuschen und starren uns, ihr Gespräch unterbrechend, unentwegt an, Ziegen meckern, eine Kuh brüllt, und ein kleiner Fixköter springt kläffend hinter uns her — irgendwo quakt ein Heer von Fröschen, der Kuckuck ruft, und der Flieder duftet —

Ich nickte ihnen allen freundlich zu, Menschen, Tieren und Blumen freundlich — und heimlich unbändig stolz und so glücklich — so sehr glücklich — —

Wie eine junge Königsbraut, die der hohe Ge-

mahl eben heimgeholt, ziehe ich an seiner Seite in das neue Land —

Das Land ist klein und ohne Paläste. Wenige weißgekalkte Häuschen mit altmodischen quergeteilten Türen, eine barfüßige Kinderschar auf der morschen Schwelle —

Das Land ist arm — es gibt keine sechsspännigen Equipagen mit Spitzreitern beim Einzug, kein ehernes Zusammenklingen aus den Türmen, prachtvollen Kathedralen und keinen brausenden Empfangssalut —

An den Wegen läuten blaue Glockenblumen mit zarten Stimmchen Willkommen — vor dem Kirchlein stehen zwei barfüßige kleine Engel in rotscheckigen Röckchen und schwenken zur Begrüßung eine wunderschöne Kette — nicht aus gleißendem Gold, aus weichen Blumenstengeln sind ihre Glieder zusammengefügt, aber das Herrscherpaar freut sich doch, es lächelt — im Busch singt die Nachtigall ein Liebeslied als Einzugshymne — — ein betörend süßes Liebeslied — —

Die Armut wird Oberhofmeisterin bei der jungen Königin, und die beiden Hofdamen haben so schlichte einfache Namen: Liebe und Treue. Ihre Majestät bringt kein Heiratsgut mit, nur eine alte Kammer-

frau, die schon ihre Kindergarderobe instand hielt — sie heißt Geduld — — und das Schloß des hohen Paares ist so sehr klein, da wird oft ein Rußflöckchen vom Kochherd die Hände der jungen Königin anfliegen — aber das hohe Paar freut sich doch! lächelnd reitet es durch die enge sandige Straße seines kleinen armen Reiches —

Der König heißt Georg von Katte und ich bin seine Königin!

Der Abendtau blitzt auf den Gräsern und die Blüten duften — dieser unbeschreiblich köstliche Ritt Seite an Seite ist wie ein Märchen, nur unendlich viel schöner wie alle Märchen, die je mein Kinderherz entzückt — — und doch Wirklichkeit! Ich liebe ihn! ich liebe ihn!!

Wie die Zeit fliegt, wenn man glückstrunken ist. Das Dorf verschwand wie ein Traum. Beim Beginn der Promenade mußte mein Liebster links abschwenken. Ein todernstes Gesicht machte der Schelm plötzlich (es wissen's ja nur erst die Blätter im Walde, daß wir uns geküßt), als die Woge der Spaziergänger von weitem heranrollte.

Streng und unbeweglich wie die tote Kamee auf dem Pokal, als er sich verneigte, und ganz blaß — nicht einmal die Hand reichte er mir — —

Ich aber ſcherte mich weder an unſeres biederen Kurowskis Beobachtung, noch ſonſt um die Promenadenwelt — ich war ja zu glückstrunken — ich konnte mich nicht ſo knebeln — „auf Wiederſehen“, flüſterte ich zärtlich — und meine Augen küßten ihn — —

Was ſcherte mich die Welt — ich war zu glücklich!

Wie im Traum ritt ich langſam nach Hauſe. Es iſt ein wahres Wunder, daß mir bei der heraufziehenden Dämmerung nichts paſſiert iſt, wo ich keine Spur von Aufmerkſamkeit auf die Zügelhaltung richtete, und die Stute bei allen guten Eigenſchaften die eine unangenehme hat, manchmal vor einem Nichts zu erſchrecken. Sie ſcheut zuweilen vor einem Papierfetzen, einer Handvoll Stroh oder ſonſt einer im Wege liegenden Harmloſigkeit, beſonders in der Dämmerzeit — und wenn man nicht aufpaßt, tut ſie dann einen gewaltigen Seitenſprung und will losgaloppieren. Dieſe üble Angewohnheit hätte mir heute gefährlich werden können, denn ich ſaß ganz „abweſend“ im Sattel. Meine Seele achtete nicht Pferd noch Weg. Sie durchwanderte entzückt das kleine Königreich, deſſen Herrſcherin ich heute geworden, und ſie war noch lange nicht zu Ende damit, als Liſelotte plötzlich vor der heimat-

lichen Torpforte fest stand und durch ein etwas brummiges Gewieher anzudeuten schien: ich solle gefälligst absitzen, denn hier sei endlich der Stall.

Im Hause war es still wie in einer Kirche. Der Papa ist gestern verreist, um einen Freund und ehemaligen Regimentskameraden begraben zu helfen und der Witwe beim Ordnen des Nachlasses beizustehen. Die Mama, die seit einigen Tagen wirklich angegriffen ist und viel hustet, schlief schon.

Dovette kam deswegen auf Zehenspitzen mit der Lampe, meinem bescheidenen Souper und der geflüsterten Bitte: „doch man leise mit die Reitstiefeln zu sein", eine Mahnung, die nicht ganz überflüssig ist. Die „Stiefeln" sind etwas eng im Spann, da mein Fuß höher ist als Mamas, und das An- und Ausziehen so seine Schwierigkeiten hat und seine — Geräusche.

Nun soll ich mich ganz still verhalten, und in mir ist eine unbändige Lust, zu singen, aufs Dach zu steigen und hinunter zu fliegen.

Daß die Mama nun auch gerade das Bett hüten, und der Papa verreist sein muß. Mein Georg weiß beides und kann daher morgen nicht kommen, feierlich um des Hauses einzige Tochter anhalten, und morgen ist Gartenfest bei Rhons. Da ich im „Elfentanz" mitwirke, kann ich nicht gut

absagen. Mamas leichte Erkältung ist auch kein rechter Grund, die Aufführung zu stören.

Wir haben kein Wort davon gesprochen — wir waren ja im Land des Liebestraums —, wie sollen wir es nun fertig bringen uns fremd und formell vor einander zu verbeugen, wir, die wir uns in Liebe geküßt? —

Wenn mein Liebster es kann — ich kann's nicht, ich bin zu glücklich!!

Meine Worte habe ich wohl zur Not in der Gewalt, meine Augen nicht — sie werden ihn auch gegen meinen Willen liebevoll grüßen, denn ihn gar nicht oder fremd anzublicken, das liegt nicht mehr in meiner Macht — ich liebe ihn zu sehr! und das wird man mir an der Nasenspitze ansehen — meinetwegen! ich liebe ihn! alles andere ist Schall und Rauch —

Wäre es doch erst heller Morgen — ich kann nicht schlafen — die Nachtigall singt, und der Flieder duftet — — —

* * *

Die Sonne schien mir hell ins Gesicht, als ich heut erwachte. Einige Stunden habe ich doch noch „in Morpheus Armen" gelegen.

Die liebe Mama hustet entsetzlich und ist so

nervös erregt, daß ich gar nicht wagte, ihr mein Liebesglück zu beichten. Als ich davon sprach, eine Absage zu Rhons zu schicken, geriet sie in eine Aufregung, daß mir angst wurde.

Ich wünschte, der Papa wäre erst hier. Ich habe eine wilde Sehnsucht nach ihm — nach seiner Herzensgüte. Vielleicht werde ich sie mehr wie je gerade jetzt nötig haben.

Hier im hellen Tageslicht zwischen den schäbig gewordenen Möbelbezügen und den abgetretenen Teppichen, hier, wo die hohläugige spitznasige Frau Geldnot mit knöchernen Händen unsanft Menschen und Gebrauchsgegenstände herumschiebt, hier webt und schwebt etwas, das meinen mühsam zurückgedämmten Seligkeitsjubel nicht hell ausbrechen läßt.

Die Eltern werden nicht erfreut sein, weil wir beide arm sind, und eine Heirat beinahe unmöglich scheint. Besonders wenn ich an Mama denke, fliegt mich so eine kleine feige Furcht an. Sie ist so stolz auf mich — und sie hat es zu oft ausgesprochen, daß sie mich vor der Misere einer geldlosen Offiziersehe bewahrt wissen möchte.

Vielleicht wird es harte Kämpfe geben, aber ich will und werde sie bestehen.

Ich will alles tun, nur nicht meine Liebe aufgeben.

Ich muß an Fränze Krüger denken — arme liebe Fränze — ich weiß jetzt erst, was sie getragen hat und trägt. Mit Achselzucken, hochmütig, nachsichtig hörte ich damals zu, wie sie schluchzend sprach: „Sei still, Trude, es hört sich alles dumm an, was du sagst, du weißt nicht, wie die Liebe ist.“

Nein, ich wußte es nicht. Jetzt weiß ich es. Wo sind meine Ideen von dem Geldprinzen geblieben, der mich „erlösen“ sollte? Wie albern, töricht und kindisch erscheinen sie mir angesichts der Gefühle, die mich jetzt beherrschen. Nein, ich kannte die Liebe nicht, darum „hörte sich alles dumm an“, als ich — wie die Blinde der Sehenden — Fränze weise Ratschläge erteilte.

Und jetzt — wenn ich die reichste Königin der Welt werden könnte, und man böte mir die diamantenbesetzte Krone, — ich würde voll Glücksjubel in ihr edles Strahlengeflimmer hineinrufen:

Danke tausendmal, ich bin schon für ein anderes Reich versagt, es ist klein und arm, aber über die Maßen lieb — mein winziger Thron steht auf billigem Wiesengrund, ihn ziert kein ander Gold, als das der Butterblume; Tautropfen sind sein Edelsteingefunkel — er trägt ein Krönlein, von dem kein Blitzen und kein Flimmern und kein Glanz ausgeht, nur ein herber keuscher Duft, ein Krönlein aus

zartblühenden Myrtenreisern — das ist meine Königskrone — — und mein ganzes zukünftiges Reich liegt im Herzen eines Mannes.

In mir ist solch ein Glückswirbel, daß ich gar nicht darüber nachzudenken vermag, was nun werden soll.

Ich will mit allem zufrieden sein, ich will entbehren und darben, nur lassen kann ich nicht von ihm.

Ich will ihm folgen in die Todeskälte der Polargegend und in den Glutenbrand der Sahara, wenn es sein muß. Nicht die Froststarre der Eiswüste, nicht die Schrecknisse des Samum will ich fürchten, aber mein muß er bleiben — mein Katte für Zeit und Ewigkeit!

Welche Seligkeit, immer bei ihm, mit ihm, um ihn sein zu dürfen.

Lieber mit ihm auf die Galeere, als ohne ihn eines Krösus Frau.

Jeder Platz soll mir recht sein, den ich mit ihm teilen darf.

Und wenn er Grasmäher werden, und ich ihm das Essen aufs Feld nachtragen muß, ich will nicht murren.

Aber so schlimm wird's ja nicht werden. Er hat Qualitäten genug, um irgend eine Zivilstellung

ausfüllen zu können. Und ich will ſticken, Noten abſchreiben, Stunden geben, friern, hungern, wenn es nötig iſt, nur ohne ihn leben will ich nicht.

Sein Bleiben in der Armee wird ſich wohl kaum arrangieren laſſen, ja wenn der Papa General wäre, könnte er vielleicht die Schulden übernehmen.

Schulden? ich fürchte ſie nicht. Wir werden ſparen und arbeiten, bis ſie bezahlt ſind. Ich trüge Steine aufs Dach, wenn es darauf ankäme.

Ich wäre auch mit einer zehnjährigen Brautzeit zufrieden, aber das würden die Eltern nie zugeben. Außerdem — ich höre es noch immer, wie Katte bei der Hochzeit des Hauptmann von Golzow angeſichts der weißen Fäden im ſchwarzen Haar der Braut ſprach: „Herr Gott noch mal! Zwölf Jahre verlobt — eher ſchöſſe ich mich tot! Entweder ich heirate und eſſe kleine Steine mit meiner Frau, wenn's nicht anders geht, oder — Herz unter den Tiſch!“

Er wird alſo keineswegs zwölf Jahre warten wollen.

Die Welt wird unſere Liebe eine Torheit nennen und uns beide, jedes für ſich, nicht edel finden, da eins das andere ins Reich der Armut zieht. Raum in kleiner Hütte hat einen üblen Ruf in unſern Kreiſen. Meinetwegen! Mein Herz

schreit verlangend nach ihm, und ich bin nicht fähig, dieses Schreien zu unterdrücken — auch nicht auf Kosten meines Edelmuts, der entsagen müßte, um dem Geliebten die Bahn für ein angenehmeres Leben frei zu halten.

Ich will auch gar nicht edel sein. Ich will meinen Katte haben! alles andere ist gleichgültig. Mag die Welt reden, was sie will, was schert mich die Welt. Meine Welt ist meine Liebe!

Ich freue mich nun doch auf das Gartenfest heute abend. Wenn wir auch keinen Augenblick allein sein werden, so werde ich ihn doch sehen und im Tanze an seinem Herzen liegen dürfen, und vielleicht höre ich wieder, was sonst keiner hört im Festesschwarm: „Gertrud, liebe Gertrud!"

Nur noch wenige Stunden, und ich sehe ihn wieder.

* * *

2 Uhr nachts.

Ich war wahnsinnig, oder ich bin im Begriff es zu werden. Er ist verlobt.

* * *

Wochen sind vergangen, ohne daß ich dies Buch inzwischen berührt habe. Im ersten wütenden

Schmerz wollte ich es verbrennen, um durch seinen Anblick nicht daran zu denken, daß ich ein Kapitel „Liebesglück" hineinphantasiert habe. Dann machte ich den Versuch, nur die betreffenden Seiten herauszureißen, woran mich buchstäblich körperliche Schwäche verhinderte. Im hindämmernden Bewußtsein fühlte ich noch, daß kein Zerreißen, kein Verbrennen die Erinnerung totschlagen könne. Sie ist in Herz und Hirn eingegraben — eine ungeheure, nie zu vergessende Schmach, die keine Tagebuchvernichtung auslöschen kann.

Darum will ich meine Lebensbeschreibung wieder aufnehmen.

Ich fuhr im Kostüm der Titania „schleierumwallt" und blütenbehaftet zum Gartenfest. Rhons empfingen mich blendend liebenswürdig wie immer, — er — neben ihnen, wie ein Sohn des Hauses, was mir nicht weiter auffiel, da er ja zu ihren Intimen gehört.

Sein Gesicht war wieder unbeweglich und steinern wie die Kamee. Er verbeugte sich, als sei er mir eben erst vorgestellt.

Ich war etwas spät gekommen und mußte daher gleich zu den andern Mitwirkenden — aber ich konnte nicht anders — ich drehte mich im Gehen noch einmal nach ihm um — da sah ich seine Augen

aufleuchten — vielleicht habe ich mir das auch nur eingebildet. Übrigens irrte sein Blick zur Sekunde ab.

Ich tanzte meinen Part wie nie zuvor in den Proben. Ich habe so gar nichts von einer Kassandra — es sei nur, daß ich später als Stiftsdame auch werde sagen können, daß meine Jugend Weinen war, und daß ich den Schmerz gekannt.

Ja ich kenne ihn.

Es ist über mich hergefallen mit Messer und Beil, wie der Schlächter über ein wehrloses Tier. Er schnitt und hackte an Kopf und Herz herum, bis ich zusammenbrach.

Ich war nicht gegen ihn gewappnet. Ich trug nicht Schild und Speer, sondern Seide und Blumen, als seine mörderischen Klauen mich trafen.

Ich ahnte ja nichts. Ich tanzte. Ich hatte ein Gefühl, als ob ich auffliegen müsse, über alle die Köpfe hinweg — zu ihm! Als seien die im Tanze wehenden langen offenen Tüllärmel Flügel. Glück verschönt. Etwas von dem heimlichen „Brautglück" mag in meinen Blicken und Bewegungen gelegen haben. Ich wußte, daß ich die Zuschauer hinriß. Ich sah an ihren Blicken, daß ich schön war. Ich hörte im Vorbeischweben entzückte Ausrufe, und dann am Schlusse umringten sie mich und streuten

mir Weihrauch, ich sei die Grazie in Person, tanze „zum Verrücktwerden schön, bei Gott“ (Leutnant Meier) und dann über alle andern Beifallshymnen hinweg die Stimme des Oberst: „Unsere Elfenkönigin Hurra, Hurra, Hurra!“

Ein vielstimmiges Hurra, und von den Büschen, hinter denen die Kapelle saß, klang der „Damengruß“ herüber.

Ich arme blinde Törin, ich war so glücklich und so stolz über die Huldigung — nur des Einen wegen, den meine Augen immer suchten. Sie fanden ihn nicht.

Nach dem Elfenreigen betrat eine andere Gruppe den „feenhaft“ beleuchteten Rasen, um einen Zigeunertanz aufzuführen. Er war gewiß auch sehr interessant mit seinen leuchtenden Farben, dem Münzengeklirr und Kastagnettengeklapper. Ich kann mich nicht besinnen — ich suchte ja immer. Das übliche Beifallsgeräusch beim Schlusse schreckte mich auf. Man ging ohne Kostümwechsel gleich zum Souper, das im Gartensaal serviert war.

Mit freundlicher Zerstreutheit schritt ich stumm am Arm meines lebhaft sprechenden Tischherrn davon.

Ich hatte mich kaum gesetzt, als ich ihn sah.

Er saß auf der anderen Seite, etwa zehn Plätze von mir entfernt, neben Gabriele.

Ihre roten Backen in dem sonst stets einfarbig gelbgrauen Gesicht fielen mir auf. Ich sah, wie sie eifrig in ihn hineinsprach, und ärgerte mich über ihn, der steif und still, kaum höflich zuhörte. Das heißt, ich ärgerte mich, daß er nicht ein einziges Mal zu mir hinüberblickte.

Dann geschah etwas Ungeheures. Ich begriff es nicht gleich, denn ich lächelte mit den andern — ja, ich weiß ganz gewiß, daß ich gelächelt habe — als der Oberst die Verlobung seiner Tochter mit dem Leutnant von Katte verkündete —

Ich stand mit den andern auf und ging mit den andern um die endlose Tischseite herum, um mit dem Brautpaar anzustoßen —

Ich lächelte, aber mir war, als halte mir jemand rechts und links eine Schaufel voll Kohlenglut an die Schläfe, das Tafeltuch mit allen Gegenständen darauf begann zu schwanken, ich hörte plötzlich grelles Pfeifen und ein peinigendes vielstimmiges Gekreisch, als ob hundert ganz kleine Wickelkinder zugleich jämmerlich schrien — und dann nichts mehr.

So ein jämmerlicher Schwächling ist unsereins.

Ich war ohnmächtig geworden. Totschämen könnte ich mich, wenn ich daran denke.

Als mein elendes Hirn zur Besinnung kam, lag ich im Boudoir der Hausfrau, alle Rhons mit Kammerjungfer, englischem Salz und Eau de Cologne um mich herum.

Durch die offene Tür stürmte Frau Präsident von Schliemann: „Ich hab's der Schellenberg schon neulich gesagt, Trudchen muß Eisen haben. Sie sah in letzter Zeit zu blaß aus, sehen Sie die Ohren! wie Wachs, nicht wahr? So aus heiler Haut 'ne Ohnmacht zu bekommen."

Aus heiler Haut?!

Die lila Federaigrette auf der altmodischen Frisur schwankte auf und ab, und die Sprecherin stand doch ganz gerade.

Ich hatte plötzlich ein brennendes Verlangen, zu schreien, loszubrüllen wie ein wildes Tier, die Stirn an die Wand zu schlagen, daß sie blutete — vielleicht betäubte das den rasenden seelischen Schmerz — aber ich besann mich. Ich stand etwas taumelnd, aber gewaltsam auf und faßte die freundliche dicke Dame um.

„Liebe gute gnädige Frau, sagen Sie es um Gottes willen nicht der Mama — ich bin ungehorsam gewesen," rief ich hastig, „in meinem Schrank

ſteht eine mächtig große Schachtel Eiſenpillen, aber ich nehme ſie nicht, trotzdem ich faſt täglich einmal umkippe," log ich weiter.

„Ja, aber warum denn nicht, liebes Herzchen?"

„Ach, eine Schulkameradin hat es ein Vierteljahr lang ebenſo arg gehabt und iſt ohne Eiſen beſſer geworden. Eiſen ſoll ſo die Zähne verderben. Ich mag's nicht."

„Ja, das kann man begreifen, wenn man Ihre weißen Beißerchen ſieht, aber die Geſundheit geht doch vor, liebes Kind."

Gabriele meinte treuherzig, ſie hätte gar nicht gewußt, daß ich ſo bleichſüchtig ſei. Das Zimmer hatte ſich inzwiſchen mit Damen gefüllt, und von allen Seiten kamen Ratſchläge. Eine empfahl Milchkur und Nadelwaldluft, die andere Rotwein und täglich rohes Beefſteak, während Frau von Schliemann alle mit dem Ruf „nur Eiſenpillen" übertönte.

Ich nahm mich hart zuſammen, zog mit dem Schwarm zur Tafel zurück und bat lachend und ſcherzend um Pardon, die ganze Runde geſtört zu haben. Ich verſprach, es ganz gewiß nicht wieder zu tun und fleißig Eiſenpillen zu nehmen.

Soldatenkinder weinen nicht! Oh nein, wenn's

ihnen danach ist, lachen sie hübsch — nach außen! sie weinen und schreien nach innen, so sieht's und hört's keiner.

Der Wein tat auch seinen ehrlichen Teil. Der Wein und die innerlich tobende Angst: „nichts merken lassen, um Gottes willen nichts merken lassen —"

Ich wurde außerordentlich lustig, ich brachte es fertig, sprühende Laune zu heucheln und meine Umgebung zu amüsieren, so gut ich konnte. Dabei sah ich, fühlte ich ohne hinzusehen, daß jetzt seine Augen mich unausgesetzt suchten, wie vorhin ich ihn — und jetzt war ich es, die ihn mit keinem Blick streifte — als Gabriele ihn zu mir zog, um „mit dem kranken Kind" anzustoßen, tat ich ihnen lachend und scherzend Bescheid, aber dem Bräutigam ging mein Blick nur bis zum Kinn — hätte ich in seine Augen gesehen, wer weiß, ob ich nicht in Qual laut aufgeschrieen hätte.

Und während ich ausgelassen lustig tat und wie toll tanzte, „aus einem Arm in den andern flog," tobte in meinem Hirn in unerträglicher Wiederholung immer derselbe Gedankengang: Welche Schmach, welche ungeheure Schmach — wie soll ich das aushalten? wie soll ich das tragen! Ich lachte,

sang, tanzte und trug dabei ein Weh, als sei ich körperlich zerschnitten und zerstochen.

Welche erbärmliche Komödie!

An gebrochenem Herzen werde ich wohl nicht sterben, denn wenn ich die Anlagen dazu hätte, wäre ich wohl nicht fähig gewesen, dieses niederzuschreiben.

* *
*

Bei mancher Totenfeier,
Da Dir kein Weh geschah'n,
Sah ich im schwarzen Schleier
Dich ernsten Blickes stehn.

Doch als im bittern Leide
Dein Glück begrubest Du,
Da trugst Du rosa Seide
Und lächeltest dazu.

Ich sah neulich bei Bekannten eine Gedichtsammlung von Clothilde von Schwarzkoppen und fand diese Verse. Sie gehen mir nicht aus dem Kopf heraus, denn sie passen buchstäblich auf mich. Wie manches Mal habe ich „ernsten Blickes" und schwarz gekleidet in einer Trauerversammlung gestanden, ohne die leiseste Schmerzempfindung, — und beim Begräbnis meines jungen Liebesglücks trug ich wirklich rosa Seide unter den Tüllschleiern — und ich lächelte — —

* * *

Es regnet seit Tagen — langsam, eintönig, schläfernd.

Ich kann stundenlang tatenlos am Fenster meiner Stube sitzen und dem gleichmäßigen Tropf-Tropf zuhören. Dabei habe ich ein unsinniges Gefühl, als seien die aufs Dach fallenden Tropfen mein Herzblut, das langsam monoton verrinnt — bis es alle ist und das Schauerliche des Begrabenseins näher und näher rückt. Innen zieht sich dann alles zusammen, daß es weh tut, wie körperlicher Schmerz.

Es ist krankhaft. Vielleicht steckt mir ein böses Fieber in den Gliedern. Ich wollte, es käme zum Ausbruch und befreite mich lange Zeit vom bewußten Denken — nur sterben möchte ich nicht. Noch nicht. Ich habe trotz des fressenden Grams keine Todessehnsucht. Ich will vergessen und gesunden. Ich will!

Meine Stimmung ist nicht immer dieselbe. Es gibt Nächte, in denen ich mich ruhelos hin- und herdrehe, ohne einschlafen zu können, bitterlich durchweinte Nächte mit Anfällen von Verzweiflung — daß ich mein Leben leben soll ohne ihn — — dann kommen wieder Momente, wo ich ihn hasse und verwünsche, wo ich mir vornehme, alles dem Papa zu beichten, daß der ihn zur Rechenschaft ziehe mit der Waffe in der Hand — aber wenn der teure Papa

fiele — nicht ausdenken mag ich's. Keinem kann ich mein Leid klagen, auch nicht der Mama. Es wäre ihr unmöglich, dem Papa etwas zu verschweigen, außerdem kränkelt sie und soll sich nicht aufregen.

Manchmal versuche ich mich damit zu trösten, daß die Not ihn zwang, sich zu verloben. Die Not, die so viele zwingt. Mich hatte er lieb, aber ich war arm — und weil er mich lieb hatte, vergaß er bei meinem unerwarteten Anblick und der sonderbaren Situation, daß er tags zuvor um eine andere angehalten, vergaß es dicht vor seiner Verlobungsfeier.

Er fand mich allein an einsamer Wegeskante haltlos weinend — das hat ihn überrumpelt. Er nahm mich ans Herz, ohne die Folgen zu bedenken. Wären Menschen dahergekommen, so wäre es nicht geschehen. Er hätte sein impulsiv aufwallendes Gefühl unterdrücken müssen.

Es war keine bewußte Infamie, sondern ein unüberlegter impulsiver Zug. Sein Verstand wußte nicht, was sein Herz tat.

Freilich nach meinen Begriffen von Ehre — und sicher auch nach denen Papas — durfte er hinterher nicht tun, als ob nichts geschehen wäre, aber es scheint, als reden unsere modernen Herren

nur äußerlich so viel von Ehre und Ehrgefühl — heimlich auf stillen Wegen, wo weder Mensch noch Tier zusieht, nimmt man es nicht so schwer, wenn der blanke Schild einen Fleck bekommt.

* * *

Ich war heute in Zoppot bei Bekannten, auch bei Rhons. Dieser letzte Besuch erfordert natürlich stets ein über alles Maß hinausgehendes Quantum von Selbstbeherrschung, eine gute Dosis Heuchelei und schauspielerisches Talent.

Ich möchte schreien und weinen, und statt dessen muß ich unbefangen lachen, scherzen, „mich auf die Hochzeit freuen" und großes Interesse für den Trousseau und die Einrichtungspläne zeigen.

Während solcher Gespräche steigt dann jedesmal — als sei ich behext — mein geträumtes kleines Eintagskönigreich vor mir auf. Bei der Betrachtung von Möbelzeichnungen und Stoffproben sehe ich greifbar deutlich hängende Fliederbüsche und grüne, von Butterblumen und Maßlieb durchsetzte Grabenkanten — „und du reitest an meiner Seit" —

Und während die Tränen stürzen wollen, muß ich freundlich mit „meinem vornehmen Geschmack raten helfen" und mit den andern fröhlich

ſein. Ich muß! Es iſt nicht zu umgehen. Die gräßliche Ohnmachtsgeſchichte beim Verlobungsſouper iſt ſchuld. Zöge ich mich jetzt zurück, würden ſie meine „Bleichſucht“ erkennen. Das darf nicht ſein, und ſo muß ich dieſe Martergänge dann und wann antreten.

Welch ein Glück, daß Katte gleich nach der Verlobung ſein Kommando zur Turnanſtalt antreten mußte, ſo bleibt mir wenigſtens das Schwere erſpart, dem glücklichen Bräutigam gegenüber ſchauſpieleriſche Talente geſchickt zu entfalten.

Ob er glücklich iſt? Wahrſcheinlich! Leute, die ſehr reich ſind, oder im Begriff es zu werden, ſind wohl immer glücklich. Es wird uns zwar oft genug weiſe vorgepredigt: Reichtum macht nicht glücklich, aber ich glaube nicht daran. Es iſt jedenfalls ſicherer, daß Armut nicht glücklich macht.

Es gibt ja ſo viele Sprichworte, die als Wahrheitsklötze feſt aufgeſtellt und im Grunde dummes Zeug ſind. Die Theorie ſtellt ſie auf den Sockel, die Praxis wirft ſie herunter.

Bodo brach mir neulich mutwillig die Krücke meines Reitſtocks ab. Ich bin jetzt immer leicht gereizt und wurde ſehr heftig. Er lachte: „Schimpf' nicht ſo, Trude, ich hab' dir noch nie was zerbrochen — einmal iſt keinmal!“

Beim Reitſtock laß ich's gelten, aber ſonſt? wer einmal zum Dieb wird oder einmal ſonſtwie ſeine Ehre verliert — iſt das keinmal? Nun alſo!

So könnte man gleich dutzendweis ähnlich weiſe Sprichworte herzählen.

Wie glücklich würde beiſpielsweiſe mich der Reichtum machen. Dann wäre Katte mein geworden — nicht des Geldes wegen — er hatte mich lieb, ich weiß es. —

Übrigens ſtimmten alle Zoppoter Freunde die gleiche Klage an. Regen und Regen. Sie hätten nichts von der Sommerfriſche.

Mir iſt das gleichgültig. Mag es regnen bis zum Ende der Welt. Es paßt zu meiner Stimmung. Ich mag nicht in die Sonne ſehen, und ich glaube, ich werde mein Leben lang keinen Fliederduft mehr ertragen können.

Mein Gott, wo ſind meine lebendigen Phantaſien geblieben? — die Wirklichkeit hat ſie alle totgeſchlagen.

„Es war mir nicht beſtimmt, glücklich zu werden," ſoll die belgiſche Königin als Frau von achtzehn Jahren in ihr Tagebuch geſchrieben haben.

Ich ſchreibe es ihr nach.

Mein Eintagsliebesglück war nicht von guten

Zeichen umgeben. Die schlimmen irritierten mich nicht.

Die Mama krank. Der Papa am Sarge eines lieben Freundes — der Unfall mit dem Braunen — meine „vom Zaun gebrochene" Tränenflut — und die Nachtigall sang mir ihr Liebeslied vom Kirchhof her — in jener stillen Mondnacht, als ich vor ungebändigtem Jubel vom Dach springen wollte. Vielleicht „ahnte" der kleine Vogel, daß ich nach wenigen Stunden zerbrochen am Boden liegen würde.

Ach, es ist alles Unsinn. Ich fange an abergläubisch zu werden — als Vorbereitung des Stiftstantentums.

* * *

Es regnet weiter — kein ehrliches Regnen, kaum ein Sprühen, feucht, grau, fröstelnd, sieht es wie ein Gespenst durch die beschlagenen Scheiben ins Zimmer herein.

Himmel, Luft, Erde, alles ein dicker bleierner Nebelschleier. Früher haßte ich solch ein Wetter. Jetzt mag ich es gern.

Auch im Hause herrscht graue Regenstimmung. Der Papa läuft wegen der bevorstehenden Besichtigung mit allerlei Bataillonssorgen umher und scheint viel Ärger zu haben.

Er will immer alles mit Herzensgüte erreichen und kann selten wirklich zornig werden. Ich glaube, das ist bei einem Vorgesetzten ein Fehler, der sich bemerkbar macht, wenn alles „klappen" soll.

Es ist sehr hübsch, wenn die jüngeren Offiziere für Papa schwärmen, und die Soldaten immer wie verliebt hinter ihm hersehen — es ist sehr hübsch, aber Nutzen wird der herzensgute Papa davon kaum haben.

Wenn die Hälfte der Güte Strenge wäre, hätte er jetzt gewiß weniger Ärger. Das heißt, es scheint mir so, schließlich bin ich ja nicht militärkundig genug, um das beurteilen zu können.

Es macht ihn auch nervös, daß er nichts für Mama tun kann, die nach dem Süden soll, weil die Luft hier zu rauh ist. Nach dem Süden! Ein aller Vernunft hohnsprechender Rat für unsere Verhältnisse.

Die Mama schleicht so müde herum, und der Husten nimmt nicht ab, eher zu. Es ist wie eine Strafe für die grobe Unwahrheit, mit der unser Umzug nach dieser billigen, aller Eleganz baren Wohnung begründet wurde.

Kräftig war Mama nie, aber auch nie kränklich, und seit wir „ihrer Gesundheit wegen" hier „draußen" wohnen, hat sie sich nie ganz wohl ge-

fühlt und kann sich nicht erholen. Das quält den Papa mehr, wie man mit Worten sagen kann. Wir sind nicht gewöhnt, ihn in unruhiger Hast, verärgert und kummervoll zu sehen, und darum wirkt es niederdrückend auf uns alle.

Die Burschen kommen und gehen auf Zehenspitzen, was sie sonst bei allem Respekt nicht zu tun pflegten, und Dorette schlägt bei jeder Besprechung über „was essen wir morgen" eins von Papas Lieblingsgerichten vor.

Ich sitze meist teilnahmslos als Trauerweide dabei und finde diese tägliche Beratung um den einfachen Mittagstisch sehr überflüssig.

Graue schwere Nebelluft außen und innen — ja ja, Armut macht nicht glücklich.

* * *

Der Oberst hat plötzlich seinen Abschied eingereicht, „aus Gesundheitsrücksichten", aber kein Mensch weiß warum, denn er ist stark und gesund wie ein Eichbaum.

Bodo meinte ganz frech: „Der Alte wird wohl 'n Wink gekriegt haben, damit er nicht unverhofft mit'm Zylinder aufwacht."

Die alten Rhons wollen nun gleich eine große Reise antreten, zunächst nach Süd-Amerika, um dort

ein Familienfeſt feiern zu helfen und einige Monate dort zu bleiben.

Deshalb wird die Hochzeit beſchleunigt und findet ſchon in vier Wochen ſtatt.

Ich bin beſtürzt darüber, fühle mich krank und elend, und obgleich dieſes Feſt früher oder ſpäter zu erwarten war, trifft mich der nahe Termin doch wie ein Schlag.

Mein Gott, was habe ich denn gedacht? Hoffte ich vielleicht, die Verlobung würde gelöſt werden, oder die Braut würde ſterben? Vielleicht iſt mir das im Irrſinn des Schmerzes wirklich durch den Kopf gehuſcht — ich weiß es nicht.

Der Bräutigam kommt am Erſten zurück. Sein Kommando iſt zu Ende.

Seine Hochzeit! — — —

Ich bin elend — elend! Lieber Gott, hilf mir doch! ich bin elend!

* * *

Ein Brief vom Kadettenkorps. Wolff iſt beim Turnen unglücklich geſtürzt und hat den rechten Arm gebrochen. Sie ſind hier alle wie gelähmt, auch Tante Ulrike, die wieder eingetroffen iſt.

Nur ich muß Anſtrengungen machen, um meine Gedanken gewaltſam auf den Unglücksfall zu lenken.

Mich lähmte kein Schreck, mir kamen keine Tränen — vielleicht weil ich allnächtlich so viele geweint, vielleicht weil mein Herz taub ist vor Weh.

Ich habe meinen kleinen Bruder sehr lieb, aber jetzt bin ich unfähig, viel an ihn zu denken.

Bin ich egoistisch? Dann vermag ich's nicht zu ändern.

An den lieben Jungen denken sie alle, sorgen alle um ihn — um mich kümmert sich niemand, weil ich nicht sagen kann, daß mir etwas fehlt.

Ich bin wie ein an einsamer Wegecke unbeachtet liegen gebliebenes Tier, über das ein Wagen gegangen —

* * *

Die arme Mama ist sehr leidend und seit Tagen nicht mehr imstande, allein aufzutreten. Wir ziehen sie an und aus, wie ein kleines Kind, und Papa trägt sie vom Bett auf die Chaiselongue und von der Chaiselongue ins Bett.

Tante Ulrike ist die geborene Krankenpflegerin, und so fuhr ich heute eilig zu Rhons, um ihnen zu sagen, daß es mir unter diesen Umständen unmöglich sei, an Aufführungen und Hochzeitsfeier zu denken, und daß ich vorläufig nicht kommen könne.

Ich sagte es unter strömenden Tränen, ohne Spur von Selbstbeherrschung.

Auf Tischen und Sesseln lagen flache weiße Kartons, geöffnet — eine Auswahl von Brautschleiern war soeben von Berlin gekommen — und ich weinte — rücksichtslos ohne Fassung, wie damals an der Grabenkante in Heiligenbrunn.

Sie umfaßten und trösteten mich und waren wirklich sehr lieb. Ach — sie wußten ja nicht, daß ich noch um anderes weinte, als um die liebe Mama. Sie wußten nicht, wie wohl es tat, hier, gerade hier sich einmal ohne Heuchelei geben zu können. Um eine kranke Mutter weinen, ist ja natürlich und verständlich.

Nachher schnitt der Oberst die schönsten Rosen ab für Mama. Dann ließ er anspannen und fuhr mich selbst nach Hause.

Ich empfand eine große Erleichterung bei dem Gedanken, daß diese Martergänge zu Rhons nun mit Anstand zu vermeiden sein würden. Die flinke Wagenfahrt kühlte mir die heißgeweinten Augen, und ich war so froh, nicht zwischen gleichgültigen Menschen im staubigen Eisenbahncoupee sitzen zu müssen.

Nur noch neunzehn Tage, dann spricht er das

Ja am Altar. Wäre der Tag erst vorüber, daß ich vergessen könnte.

Mein Frühling ist tot. Mein Sommer wird kein reicher sein — ich fürchte, für mich wird es bald herbstlich wehen — vielleicht ein langer freudloser Lebenswinter, bis es dann eines Tages als gleichgültige Notiz in der Zeitung steht, daß die Stiftsdame Gertrud Freiin von Schellenberg gestorben ist. Man kann mir dann auf den Grabstein setzen: Sie lebte, hatte kein Geld und ward begraben.

* * *

Was mag das bedeuten? Tante Stift erklärt mit Kassandrablick: „Es hat sich etwas gemeldet — es wird jemand sterben."

Das kam so. Ich erwachte heute bei Tagesgrauen mit einem ungeheuren Schreck. Ich fühlte den Herzschlag im Halse und zitterte, als habe ich starkes Fieber. Ich glaubte sehr deutlich und bestimmt unter meinem Fenster einen Schuß gehört zu haben. Dazu sofort die intensive Empfindung: Katte hat sich erschossen.

Mit einem Ruck saß ich aufrecht und starrte voll sinnloser Angst auf die Scheiben, bis Tante Ulrike mit einer Mischung von Humor und Verdruß etwas brummte.

„Du leidest doch nicht etwa am Veitstanz, Kind —"

„Eben fiel hier dicht am Fenster ein Schuß," sprach ich zähneklappernd.

Sie wurde gleich ganz munter, in der nächsten Minute riß sie schon das Fenster auf.

„Du hast geträumt, draußen ist kein Spatz zu sehen — aber vielleicht stirbt jemand und hat sich gemeldet."

Mir fiel eine Bleilast vom Kopf — — ich arme Törin! Heutzutage bringt man sich nicht mehr aus unglücklicher Liebe um. So etwas ist veraltet und kommt höchstens noch beim Proletariat vor — und dort auch nur bei sehr jugendlichen Leuten, wie Schusterjungen oder Laufburschen.

In unsern Kreisen erschießt man sich nicht — man heiratet eine andere!

* * *

Von der Petershagener Kirche schlägt es Mitternacht. Meine Augen brennen vom Weinen, aber ich muß die ungeheure Aufregung nach außen schaffen, in mein liebes Geheimbuch. Nachdenken allein macht mich sonst krank oder verrückt.

Er war hier — ich habe ihn gesprochen — wir haben uns ausgesprochen, oh mein Gott —

Die Menſchen verſuchen und erfinden ſoviel. Erfinder gibt es, die als „Zauberer" verbrannt worden wären, wenn ſie im Jahrhundert der Hexen gelebt hätten.

Warum ergrübelt kein Gelehrter eine Art Kraut Vergeſſenheit, ein Medikament, das das Gedächtnis für Vergangenes künſtlich einſchläfert, ſo daß man nur fühlt, was iſt, nicht was war.

Wenn ein Arzt ſolchen Heiltrank erfände — ein wirkſames Mittel gegen ſeeliſche Qualen! — es wäre ein Himmelsſegen für den Jammer der Welt, wenn ſo ein Arzt käme, die Menſchheit würde ihm auf Knieen danken —

Katte war hier.

Er hat, glaube ich, den Papa dienſtlich ſprechen wollen und ihn nicht angetroffen.

Ich komme aus dem Garten mit ſchmerzendem Kopf, müde geweint, durch die Hintertür ins Haus, nachläſſig gekleidet und friſiert, wie man geht, wenn's einem einerlei iſt, ob man gut oder ſchlecht ausſieht.

Gleichgültig, ahnungslos — ich bin ja immer ahnungslos — gehe ich auf die Vorzimmertür zu, da geht ſie knarrend auf und zu — und wir ſtehen einander gegenüber und ſtarren uns an, eine Weile lang — nicht wie zwei Menſchen von guter Erzie-

hung, sondern wie Michel und Trine vom Dorfe, wenn sie sich unverhofft in der Stadt begegnen.

Er murmelt etwas — ich blicke von ihm fort auf Papas Mantel, der am Halter hängt, und da ist mir, als ob das graue Tuch rot sei und sich wellenartig bewegt — in dem Moment hätte ich schwören können, das Tuch sei rot — und dabei denke ich bei mir: geh' hohnlächelnd an ihm vorüber, als wäre er Luft — und während ich das intensiv denke, mache ich mechanisch eine einladende Geste und gehe ihm unsicher voran in Papas Zimmer.

Wir setzen uns nicht — ich stütze mich auf die Schreibtischkante, meine Kniee zittern, und meine Hände sind eiskalt — er dicht vor mir spricht leise, eindringlich, und manches Wort kaum verständlich vor Erregung — er bittet um Verzeihung, und er habe nicht gewußt, was er tat — er habe mich nicht weinen sehen können und vergessen, daß er sich tags zuvor gebunden, weil — weil — dreimal dies „weil", und ich denke wieder ganz scharf, mache ein hochmütiges Gesicht und eine Phrase, etwa „auf Wiedersehen, Herr von Katte, Sie treffen Papa gewiß auf dem Wege" — aber ich tue ja nie, was ich denke, ich bin ja durch das Leid dieser Monate so herunter, daß ich gar keinen Willen mehr habe und mich stets gehen lasse — so auch hier —, ich

senke die überströmenden Augen und schluchze haltlos, feige, widerstandslos vom Schmerz ' mich rütteln lassend.

Da kniet er vor mir, seine Stirn beinahe auf meinen Füßen — er umfaßt mich und — weint —

„Gertrud! ich mache dich unglücklich!"

Und wenn ich hundert Jahre alt werde — nie, nie werde ich die furchtbare Erschütterung, das gräßliche Weh dieses Augenblicks vergessen — nie!

Ich weiß nicht, warum ich bisher immer verächtlich den Mund verzog, wenn einmal von einem weinenden Manne die Rede war.

Wenn ein Mann weint — ein Mann wie Katte, der selbst bei der Erzählung vom Tode seiner heißgeliebten Mutter, wenn auch mit bewegter, so doch fester Stimme spricht — wenn ein so großer starker Mann mit einem sonst so ehernen Steingesicht, dessen Art und Weise den Gedanken an Tränen wie eine Lächerlichkeit erscheinen läßt, wenn so einer plötzlich zusammensinkt und weint — es ist nicht weibisch, nicht unmännlich, nicht lächerlich — es ist furchtbar!

„Gertrud, ich mache dich unglücklich!"

Das stößt er hervor, und ich, wie zerbrochen und zerrissen innerlich — ich biege mich herab zu ihm, ich fasse seinen Kopf und küsse sein Haar —

ich konnte nicht anders — kein Gedanke war in mir, daß er das Eigentum einer anderen sei — ich konnte nicht anders — ich habe das liebe geliebteste Haupt geküßt, zu dem ich so oft in zitternder Freude aufgesehen, wenn sein Augenaufleuchten mich grüßte wie ein heißer Kuß —

Das war meine stumme Antwort. Kein Wort ist zwischen uns noch gewechselt worden — und es war doch eine beredte Aussprache — ja wir haben uns ausgesprochen —

Sein einer hervorgestoßener Satz sagte mir tausendfach, daß er mich liebt, und mein zitternder Kuß auf seinem Scheitel gab ihm die Antwort, daß ich alles verstehe und alles verzeihe.

In meinen Ohren war ein Singen und Klingen, in meiner Kehle ein ungeheurer Schmerz, als würge mich jemand — ich krampfte meine Hände um das Fensterholz und stierte ihm nach, bis meine armen Augen nichts mehr sahen von der geliebten hohen Gestalt. —

Ich lief in den Garten und warf mich hin mit dem Gesicht ins Gras — ich biß hinein, und meine Hände rauften es aus.

Ich blieb stundenlang draußen, dann schlich ich müde und elend in mein Stübchen — und nun schreibe ich und weine, und weine und schreibe.

Daß man nicht blind wird, wenn man so viel weint.

Ja, wir haben uns ausgesprochen, aber es hat mich nicht ruhiger gemacht.

Ich darf ihn nicht wiedersehen. Es würde mich töten.

Ich will fort von hier, gleichviel wohin. Ich muß mir eine Stellung suchen, nicht als Gouvernante, das würde mich jetzt wahnsinnig machen. Am besten so eine Art Magdstelle, wie Fränze damals, und weit fort, wo mich keiner kennt, wo ich keinen kenne — ich will arbeiten wie ein Karrengaul, wenn ich nur vergessen kann.

* * *

Wolff hat heute eine Karte vom Lazarett aus geschrieben, mit der linken Hand. Es war ganz gut zu entziffern. Der arme kleine Bengel.

Auch sein Hauptmann teilte dem Papa heute brieflich mit, daß Wolff munter und alles verhältnismäßig gut sei.

Nur die Mama wird nicht besser — und nur mein Weh tobt weiter —

Wenn ich in den Spiegel sehe, fahre ich zusammen über mein elendes Aussehen — grünblaß

der Teint, die Augen tief, und breite schwarze Schatten darunter, geradezu unheimlich.

Nun sind's nur noch sieben Tage bis zur Hochzeit. Sieben Tage!

* * *

Bodo ist Bräutigam. Wir sind ganz überrascht, nur der Papa scheint eingeweiht gewesen zu sein, denn er fuhr gestern mit Bodo noch nach Zoppot und brachte uns am späten Abend die Neuigkeit. Wenn alles Erforderliche geordnet ist, soll die Verlobung veröffentlicht werden.

Die Braut ist ein Fräulein Anna von Born aus Charlottenburg; mit ihren Eltern zur Kur (zur Männerkur wahrscheinlich) in Zoppot.

Arme Fränze! Sie wird sich die Augen halb blind weinen — wie ich.

Es ist wunderbar, daß Bodo diesmal so sehr schweigen konnte, wo er sonst über jede neue Damenbekanntschaft, wenn sie ihm gefällt, fortwährend spricht — bis jetzt war es jedesmal „ein wirklich ganz reizendes Mädel, bei Gott."

Ob diese Anna von Born wohl auch „ganz reizend" ist? Nachmittag kommt sie mit den Eltern zu uns.

* * *

Bodos Braut ist ein hübsches, rosiges, junges Mädchen, wie sie zu Dutzenden auf dem Zoppoter Seesteg herumpendeln — mittelgroß, eher kräftig, wie zart, und den Blicken nach sehr verliebt in den hübschen Bodo.

Die Mama eine ältere Ausgabe der Tochter, ins Kleine, Rundliche übersetzt, ganz hübsch in Antlitz und Kleidung, spricht etwas laut, scheint halbgebildet und gutherzig und ungefähr in die Kategorie Frau Krügers zu passen.

Neben unserm vornehmen Mütterlein machte diese freundliche kleine Dame den Eindruck einer gut situierten einfachen Bürgersfrau.

Der Gemahl (der zweite), Herr von Terry, wirkt ähnlich. Klein, dick, mit kurzen Beinchen, rotem Gesicht, einem Urwald von weißem Haarschopf und altväterischer Galanterie — nebenbei schien er sich in dem sonst tadellosen Visitenrock nicht behaglich zu fühlen. Augenscheinlich ein zärtlicher Stiefpapa und entschieden noch immer verliebter Gatte. So eine Art Verliebtheit, die trotz der weißen Haare nichts Lächerliches, sondern eher etwas Rührendes hat.

Bodo hielt, nachdem der Besuch gegangen, folgende Rede: „Bei Gott, Kinder, ich bin wahnsinnig glücklich, daß ich ein so gutes wirklich reizendes

Mädel gefunden, die dabei noch 'n anständigen Batzen hat. Ein Mädel, das ich rasend lieb habe, das mich rasend lieb hat, ohne daß wir Hungerpfoten saugen müssen. Bei Gott, das ist famos!"

Und er hat doch auch Fränze „rasend" lieb gehabt — und man kann durchaus nicht sagen, lang lang ist's her.

Papa und Tante Ulrike scheinen sehr froh über Bodos Glück, und daß die Verhältnisse so gute sind.

Die Mama lächelt still freundlich, aber äußert kein Wort. Ich seh ihr's an, daß ihr weder der ehemalige Landwirt noch die freundliche Madame gefallen haben, wenigstens nicht als Bodos Schwiegereltern. Ein Exzellenzenpaar wäre ihr natürlich lieber gewesen. Mir auch. Aber wir sind nicht vom Stamme derer, die zu wählen haben. Wir müssen froh sein, daß Bodo versorgt und glücklich dazu ist.

Jedes andere nette Mädchen mit hübschen roten Backen und hübschem blankem Gelde hätte ihn wahrscheinlich auch rasend glücklich gemacht.

Unsere Herrenwelt — der teure Papa natürlich immer ausgenommen — scheint nicht so zu sein, daß unsereins viel Achtung empfinden könnte.

* *
*

Wir waren heute in Zoppot bei den neuen Verwandten, Papa, Bodo und ich. Sie bewohnen ein hübsch möbliertes Häuschen mit Vorgarten in der Seestraße, haben ihr Mädchen mit und nehmen die Hauptmahlzeiten im Strandhotel ein.

Wir fanden einen ganzen Kreis von Verwandten bei ihnen: ein angeheirateter pensionierter General, Baron von Nordwall, sehr distinguierte Erscheinung; so wird der Papa einmal aussehen, wenn er ganz weiß ist. Die Generalin eine goldblonde Beauté in eleganter Toilette, sehr liebenswürdig, etwas phlegmatisch und von mäßiger Intelligenz, aber als Mutter einer erwachsenen Tochter lächerlich jung aussehend — das Gesicht hat wohl nie eine Seelenqual verzerrt, sonst wäre es nicht so glatt geblieben. — Die Tochter aus ihrer ersten Ehe, Berta von Terry, ist in meinem Alter, sehr mager und wenig hübsch, gewinnt ungemein beim Sprechen durch geistsprühende Augen und fortwährend wechselnden Gesichtsausdruck.

Dann war noch ein mecklenburgischer Gutsbesitzer mit einem engelschönen Kinde zugegen. Er kann dreißig, auch fünfzig sein, ist jedenfalls ganz grau, mit tiefen Stirnlinien, aber sonst von jugendlicher flinker Art, braunem Teint, schönen Zähnen und schönen Augen. Dieser nicht uninteressante Herr

führt den Namen Schuster. Er ist Witwer — seine Schwiegermama, eine Freifrau von Helden-Bahrendorf nebst Tochter Rita — beide blaß, nervös, überschlank, waren gleichfalls da und gaben dem Kinderfräulein der süßen kleinen Asta fortwährend Verhaltungsmaßregeln. Die alte Dame ist eine geborene von Born, Schwester von Annas verstorbenem Vater.

Die Hausfrau gab sich sehr herzlich, aber für mein Empfinden etwas aufdringlich. Die Verlobung ist doch schließlich noch nicht öffentlich.

„Sag' man ganz ruhig Tante Jette zu mir und du! Ih Gott doch man, wir wollen doch nicht viel Umstände machen, mein Herzchen," flüsterte sie mir zu, „na ja doch, Kinderchens, euer Bodo wird ja nu mein Sohn, da wollen wir uns doch man einfach duzen, Gertrudchen."

Ich finde diese Frau doch recht gewöhnlich — und seltsam, sie, die in ihren eigenen Familienkreis so wenig wie in den unsrigen hineinzupassen scheint, sie erfreut sich bei den Ihren allgemeiner Aufmerksamkeit. Das war ein fortwährendes Tante Jette hier und Tante Jettchen da, auch der General nannte sie so. Sie scheint so eine populäre Familientante zu sein, die um Rat gefragt, in Geheimnisse eingeweiht oder zum Streitschlichten herbeigeholt wird. Ich merkte das aus den Reden der andern.

Bodo und Anna redeten sich formell an und vermieden mit großer Anstrengung ein stetes Nebeneinander, trotzdem mußte ein Halbblinder sehen und fühlen, daß sie ein Brautpaar seien.

„Tante Jette" hatte auch in Blick und Geste keine Spur von Diskretion. Man sieht es ihr an, daß sie unbändig stolz ist auf den Schwiegersohn. Sie sah ihn immer mütterlich verliebt an.

Ob Bodo sie wohl auch ordinär findet?

Würde ich es finden — würde ich mich sträuben, sie du zu nennen, wenn sie meine Schwiegermama würde? — wenn sie Kattes Mutter wäre?

Nein, nein, nein! Ich würde mich zu ihr niederbeugen, demütig ihre Hände küssen und rufen: du! du! du! du hast das Glück meines Lebens zur Welt gebracht! ich liebe dich! ich verehre dich! ich will dir immer gehorsam sein, du — du! liebe teure Mutter meines Georg!

So würde ich rufen, so würde ich fühlen.

* * *

Ich komme vorhin aus der Apotheke und treffe vor der Tür zufällig Fränze Krüger. Sie will vorbeigehen, aber ich bleibe natürlich stehen, nicht ohne Verlegenheit.

„Hast du es so eilig?" frage ich mit zur Schau getragener Munterkeit.

„Ach wo doch, aber du scheinst jetzt kurzsichtig zu sein — neulich bist du auch so an mir vorbeigeflitzt, na wenn nicht, denn nicht! denke ich.“

Ich verwahre mich entrüstet gegen die Annahme, sie absichtlich übersehen zu haben, und erzähle von Mamas Krankheit.

„So?“ blitzt sie mich mit ihren hübschen Goldaugen durchdringend an. „Sag', du bist wohl eben zehn Kilometer gelaufen?“

„Wieso denn?“

„Na entweder bist du müde und hungrig oder — du hast eine unglückliche Liebe!“

Während sie das mit dem ihr eigenen drolligen Humor sagt, kommen die Rhonschen Damen angefahren und winken mir.

„Ich verabschiede mich mit einem hastigen „Auf Wiedersehen, Fränze“ und steige ein.

Sie wollen nach Mama sehen und bringen ihr herrliche Rosen und einen Korb mit köstlichen Südfrüchten.

Ich zwinge mich zu einer Art von Lustigkeit und necke Gabriele, ob sie denn jetzt noch Zeit und Gedanken für die arme Mama habe.

Sie lächelt — wie glückliche Bräute lächeln, wenn sie am Ziel ihrer Sehnsucht sind, am Ziel, das ihnen keine Hexe Geldnot verwehrte — strah-

lend, in den kleinen Augen einen hellen Glanz, daß das häßliche Gesicht momentan beinahe schön wird.

„Unsere Herren sind heute bei Borkes zur Jagd," plaudert Frau von Rhon freundlich. „Sie kommen erst mit dem Nachtzuge zurück. Mein Mann ist eigentlich nur Schüsseljäger, aber Katte wirtschaftete ganz aufgeregt im Gewehrschrank herum und erzählte soviel von seiner Treffsicherheit — wenn's stimmt, wird er gar Jagdkönig."

„Unsere Herren" — nun gehört er ihnen — unsere Herren —

Übermorgen ist die Hochzeit — wäre der Tag erst vorüber — wäre ich erst tot!

Übermorgen ist die Hochzeit — —

* * *

Katte soll auf der Jagd verunglückt sein. Was ich schreibe, ist kaum leserlich, so zittern mir die Hände.

Papa kam mittags vom Dienst und erzählte es, und daß der Oberst gestern nacht allein zurückgekommen sei. Etwas Genaues wisse man noch nicht.

* * *

Er ist tot! Mein Gott — barmherziger Gott — er ist tot!

Ich will sterben — lieber Gott, laß mich sterben — —

* * *

Ich bin schwer krank gewesen. Sie sagen, es war hart am Sterben mit mir. Seit einigen Tagen darf ich aufstehen. Ich bin schwach und elend.

Als ich zuletzt dieses Buch in der Hand hatte, war alles grün draußen. Hebe ich jetzt den Kopf, sehe ich eine tote Schneewüste — schwarze kahle Gerippe darauf, wie Gespenster die Obstbäume.

Ich bin auch so ein Gerippe.

Als sie grünten und blühten, blühte ich auch — aber ich war ein Baum, der nur einen Tag lang sich mit Blütenlasten schmückte — in der Nacht fielen sie ab und welkten — und viele Füße traten darüber hin, ohne sie zu sehen.

Wenn der Frühling kommt, werden die alten knorrigen Stämme da draußen sich wieder mit Laub und Blüten bedecken.

Ich werde nicht mehr blühen. Mein Frühling ist tot — er kommt nicht wieder — nie wieder —

Ich kann nicht mehr. Die Hand will nicht weiter —

* * *

Es ist sehr kalt. Ich friere entsetzlich. Sogar mein Kopf friert. Ich habe einen Gazeschleier herumgebunden — wie eine alte Frau mit Barben.

Der Ofen glüht, und ich friere. Der Sturm rast und reißt an dem alten baufälligen Haus herum und pustet überall durch schlecht schließende Fenster und Türen.

Mir ist, als kommt der eisige Zugwind auch durch die breiten Dielenritzen, da, wo kein Teppich liegt.

Mein Kopf friert. Vielleicht weil der Haarschopf verschwunden, und nur leichter kurzer „Flaum" zum Vorschein kommt.

Das Nervenfieber, das ich mir damals freventlich gewünscht — es hat mich später wirklich gepackt.

An dem Tag — an seinem Polterabend — als die Schreckensnachricht von seinem Tode kam, fanden sie mich draußen im Gras, bewußtlos.

Dann fing ich an irre zu reden, und dann hat das Fieber viele Wochen Fangball mit mir gespielt.

Das von am gebrochenen Herzen sterben ist eine dumme Redensart.

Mein Herz ist zerbrochen. Mein Herz ist kalt und tot — und ich lebe noch und werde wahrscheinlich noch viele Jahre leben.

Ich habe den Papa gebeten, mit mir auf den

Kirchhof zu gehen — mir sein Grab zu zeigen. Ich habe versprochen, ganz ruhig zu sein. Ich bin es auch. Wenn ich mich erst etwas erholt habe, will Papa mit mir hinfahren.

Liselotte, die mich zu der Grabenkante trug, wo mein Frühling blühte, wo er mich in seinen Armen hielt, die wird mich jetzt hinziehen, wo ein kleiner Schneehügel zwischen Kreuzen und Grabsteinen aufragt, wo mein Liebstes ruht — wo ich auch ruhen möchte. Ich bin müde und elend. Wer das ist, mag gewiß wirklich da unten „sanft ruhen".

Die Meinen wissen jetzt, wie es mit mir steht. Im Fieber habe ich alle Qual hinausgeschrieen. Wenn der Tod in der Nähe ist, stieben alle menschlichen Rücksichten davon.

Dorette sagte mir einige Sätze, die ich unaufhörlich wiederholt haben soll, und daß Mama dann immer bitterlich geweint — da wußte ich, daß mein Geheimnis den Eltern verraten war.

Sie haben kein Wort zu mir davon erwähnt, aber sie gehen so zart und sanft und schonend mit mir um, als sei ich noch totkrank.

Ich bin es ja auch im Herzen.

Wie ich den teuern Papa um den Kirchhofbesuch anflehte, nahm er mich auf den Schoß — als sei ich noch ein kleines Mädchen — streichelte meinen

kahlen Kopf mit seiner warmen Hand und sagte leise und weich — und so selbstverständlich: „Ja, ja, mein gutes Kind, wenn du etwas wohler bist, bringen wir ihm einen Kranz."

* * *

Vorgestern waren wir auf dem Kirchhof. Es hat meinen elenden Körper so durchgeschüttelt, daß ich wieder zwei Tage im Bett zubringen mußte.

Wir fuhren am frühen Vormittag hinaus, um keine Neugierigen zu treffen.

Als ich sein Grab sah —, wenige Meter davor wurde mir so elend, daß Papa mich in den Arm nehmen mußte, sonst wäre ich gefallen — es dauerte eine Weile, dann ging die Schwäche vorüber, und ich tappte weiter — ich hatte versprochen ruhig zu sein, aber es ging über meine Kraft — — —

Papa machte mir keinen Vorwurf. Er ging weiter zwischen den Gräbern entlang — vielleicht quälte ihn mein Jammer zu Tränen, die ich nicht sehen sollte — vielleicht wollte er nachsehen, ob ich auch unbeobachtet sei.

Ich kniete unterdes an der Stelle, an dem winzigen Fleck, wo mein ganzes Königreich vergraben liegt — mein Königreich und mein eigenes Leben, denn ich bin wie eine Tote.

Kein Liebeszeichen schmückte den Hügel. Rhons sind noch in Amerika, und sonst scheint es keinen hier zu geben, der ihm einen Gruß bringt.

Die welken Kränze und modernen Schleifen vom Begräbnis lagen noch da.

Frau Krüger hat mir, als ich krank war, einen Teerosenbaum geschickt. Der fängt jetzt an zu blühen — die ersten zwei köstlichen Rosen — ich hatte sie abgeschnitten und auch einen Kranz von Taxus mit tausend Tränen gewunden —

Meine zitternden Hände scharrten den Schnee weg, da wo sein Kopf liegt — der geliebte schöne Kopf — meine Kamee — — und den Kränzemust scharrte ich weg, und ich küßte die gefrorene Erde und weinte in haltlosem Jammer — und ich rief seinen teuern Namen und fragte, ob er mich höre — aber er gab mir keine Antwort — er ist tot, tot, und nie wieder werde ich sein liebes Gesicht sehen — soviel ich auch jammerte, zu mir kam kein Laut, nur eine Krähenschar fuhr krächzend auf — schwarze Totenvögel.

Ich weiß nicht, wie lange ich so gelegen. Der Papa kam und hob mich wortlos auf, daß ich wieder auf den Füßen stand, die mich nicht tragen wollten. Er zog mir die nassen Handschuhe ab, hob den Muff auf, schob meine Hände hinein, faßte mich fest um die Schulter und führte mich fort.

Ich sah mich um, solange ich sein Grab sehen konnte. Zu Häupten lag der Kranz und in der Mitte der beiden Rosen. Wenn sie welk sind, will ich ihm einen anderen Gruß bringen und sei es auch nur ein Tannenreis vom Wege.

Wenn es nur erst besser geht, will ich jeden Tag hinwandern zu der Stelle, wo mein Liebstes ruht, wo sie meinen Frühling verscharrt haben, für ewig verscharrt.

* * *

Ich muß eine zähe Natur und Nerven wie Stahl haben, daß ich immer neue Erschütterungen vertrage, ohne daß ich sterbe, ohne daß ich wahnsinnig werde.

Rhons sind seit Tagen zurück. Sie reisten damals gleich nach dem Begräbnis Kattes ab, und nun hat der Oberst erst jetzt den sogenannten Nachlaß geordnet.

Was war da groß zu ordnen — er hat ja nichts gehabt, der Arme, der Liebe —

Ich bin allein mit Dorette zu Hause — die Mama ist jetzt wieder gottlob wohlauf, und mit dem Papa spazieren gegangen — da fährt ein Wagen vor, Dorette geht öffnen — ich höre ihr Gemurmel und die Stimme des Oberst —

Ein wahnsinniges, ganz unmotiviertes Herzklopfen fängt bei mir an, während ich dem Eintretenden entgegen taumele.

Er führt mich stützend zum Sofa, setzt sich neben mich und redet herzlich wie immer, alles mögliche, was man bei solchem Wiedersehen und zu einer Rekonvaleszentin sagt. Bis er zuletzt eine Bemerkung macht, die mich wieder in den Zustand versetzt, wo ich die Gegenstände um mich herum sich heben und senken sehe.

„Und dann, mein verehrtes gnädiges Fräulein, bringe ich Ihnen noch etwas Besonderes — das Vermächtnis eines Toten. Katte hat Ihnen seine Geige vererbt —"

Damit sehen mich seine guten Blauaugen so durchdringend und so traurig an, daß ich, schwach wie ich bin, in Tränen ausbreche.

Er faßt meine Hände und redet mir sanft zu, wie ein Vater seinem Kind, und ich, unfähig mich zusammenzureißen, sage kein Wort und weine weiter.

„Ich habe so etwas geahnt, mein gutes Kind, seien Sie ganz ruhig, nur ich, niemand sonst hat auch nur den leisesten Gedanken daran gehabt. Es mag verdammt schlecht klingen, aber mir war sein Tod eine Erleichterung. Sie paßten ja gar nicht zusammen, Gabriele und er! Es wäre eine kreuzun-

glückliche Ehe geworden, auch ohne daß sein Herz andere Wege ging als wie — seine Ehrenscheine. Wir waren durchaus dagegen, aber sie ist unser einziges Kind, und hat buchstäblich zu meinen Füßen um die Einwilligung gebettelt. Wie gesagt, ich vermag seinen Tod nicht zu beklagen. Nun weinen Sie nicht mehr, mein liebes gutes Kind — wie die Verhältnisse hier einmal lagen und liegen, ist es auch für Sie eine Fügung zum Guten. Glauben Sie mir, dem älteren Manne, der es stets gut mit Ihnen gemeint hat, und der Ihnen, genau so wie Ihre lieben Eltern, von Herzen ein wirkliches reines Glück wünscht. Nun lassen Sie das die letzten Tränen heute sein! Die Zeit wird alles lindern — und es war mir eine Freude und Erleichterung, Sie heute allein zu treffen. Wenn ich mit meinen Damen komme, wollen wir keine Silbe von meinem heutigen Besuch erwähnen. Von dem kleinen „Erbe" — er lächelte gutmütig spöttisch — „wissen sie, Gott sei Lob und Dank, auch nichts. Nun auf Wiedersehen und Kopf hoch, Soldatenkind!"

Kopf hoch, Soldatenkind — das klingt wie schneidendster Hohn zu dem, was ich empfinde.

Er ging endlich, mir noch von der Tür her zurufend, daß er mich nächstens „frisch und munter" zu finden hoffe.

Dann kam das Schwerſte — —

Ich öffnete zitternd, ſchluchzend den Geigenkaſten und ſchrie auf beim Anblick der lieben, ach ſo geliebten Handſchrift.

Ein offenes Couvert lag auf dem Inſtrument — meine Adreſſe darauf von ſeiner Hand und — „Nach meinem Tode abzugeben" — ein Briefblatt darin —

Unſere Sprache — und auch wohl die anderer Völker — hat keine Worte um das auszudrücken, was wir empfinden, wenn ein heißgeliebter Toter unerwartet zu uns ſpricht. Ein Toter, deſſen Mund auf ewig verſtummt, zu dem wir vergeblich geſchrieen: ſieh mich noch einmal an, ſprich noch ein einzigmal zu mir, noch ein einzigmal!

Und das Grab bleibt ſtumm, es gibt dem Verzweifelten keine Antwort — und dann ganz unerwartet ſpricht der geliebte Tote doch noch ein einzigmal, nicht mit den Lippen, aber mit ſeinem Geiſte, mit Zeichen, die ſeine Hände gezogen, als ſie noch lebenswarm die Feder faßten.

„Sehr geehrtes gnädiges Fräulein!

Sie „ſchwärmen" für meine Violine, wie Sie heute ſagten, und Sie wären noch nie einem Inſtrument begegnet, das eine „ſolche Menſchenſtimme" habe. Ich erlaubte mir darauf die von den lieben

Ihrigen herzlich belachte Bemerkung, daß ich Sie in meinem Testament zur Erbin der Violine einsetzen würde. Sie antworteten scherzend, ich solle mir doch gleich eine Notiz machen, damit ich es in den 60 Jahren, die bis zur Abfassung des Testaments voraussichtlich vergehen würden, „nur ja nicht vergäße".

Also — für alle Fälle — mein letzter Wille!

Wenn ich sterbe, soll man diese Geige, die Trösterin so vieler trüben Stunden, mit meinem letzten verehrungsvollen Gruß in die lieben Hände der jungen Freiin von Schellenberg legen.

Georg von Katte.

Weihnachten 18 . ."

Drei gepreßte Margaretenblumen liegen wie achtlos hineingefallen zwischen den Violinsaiten — — nicht achtlos für mich — ich trug sie im Knopfloch meiner Reittaille an dem Tag, als wir uns küßten — es sind dieselben — an der einen Blume fehlt ein Blatt, das er neckisch auszupfte: „sie liebt mich" — ich wehrte ihm das weitere Zerpflücken und er legte die Blüten in sein Notizbuch — oh selige Glücksminute! sind nicht seitdem hundert Jahre vergangen? und ich lebe und weine —

Kein Mensch auf Erden wird mir je sagen

können, ob wirklich ein Zufall oder — sein Wille den Tod herbei geführt.

Vielleicht ist es wahr, daß beim Übersteigen eines Gatters sein Gewehr losging, daß die Kugel „zufällig" seine Stirn durchschlug vielleicht — vielleicht hat ihn ein Grauen vor der liebeleeren Ehe gepackt, und — wenn er elend war, wie ich, und wie ich dieses Elend versteckte — vielleicht schwerer trug wie ich, weil er noch erzwungene „Liebespflichten" erfüllen mußte, — wenn — wenn —

Der für Uneingeweihte halb wie ein Scherz wirkende „letzte Wille" kann ebensogut am Tage der Jagd wie Weihnachten geschrieben sein. — Und die Margaretenblumen?

Kein Mensch auf Erden wird mir je dieses Rätsels Lösung geben können.

* * *

Papa hat den Abschied.

Ich bin so abgestumpft, daß es mich gar nicht aufregt. Es ist mir beinahe gleichgültig. Es wäre mir gleichgültig, wenn wir jetzt in eine Dachkammer ziehen müßten, so abgestumpft bin ich. Ich äußerte keine Silbe dazu, als der Brief vom Generalkommando kam.

Die andern saßen plötzlich wie gelähmt um den

Tisch herum, und das Mittagessen wurde beinahe unberührt abgetragen.

Sie murren nicht und klagen nicht, und nach dem ersten lähmenden Schreck finden sie sich ohne Widerspruch hinein mit dem Standesheroismus, der unseren Familien eigen ist. Sie nehmen es hin, wie eine durch unabwendbare Naturgewalt verursachte Schädigung. Als habe unerwartet ein Blitzschlag das Haus getroffen. Man erschrickt bis ins Mark, berechnet verzagt und kummervoll den Schaden, den niemand ersetzt, und — nimmt sein Kreuz auf sich. Es hat eingeschlagen — ein Blitzableiter in Gestalt von Wertpapieren ist nicht da, also traf es. Das ist unabänderlich, und man muß es mit Würde tragen.

Wenn ich nicht so zerbrochen wäre, ich hätte wahrscheinlich geschrieen über die Ungerechtigkeit, die dem Papa nach meiner Meinung geschehen ist. So ein Mann wie der Papa!

Mir ist das gerade so, als schlügen sie einem kraftvollen Eichbaum Krone und Äste ab — um anderen Bäumen Platz zu machen — unbekümmert darum, ob der Beraubte soviel neue Triebe werde ansetzen können, wie er zum Atmen braucht.

Zivilisten haben es doch besser wie Militärs. Ein Beamter nimmt seinen Abschied meist, wenn es

ihm paßt — ein Offizier erhält seinen Abschied meist ungewollt.

Wenn ein Regierungsrat nicht das Zeug zum Präsidenten hat, bleibt er eben Regierungsrat, bis er alt und grau ist, und einen Landpfarrer, der nicht die geringste Qualität zum Oberkirchenrat besitzt, läßt man bis ins hohe Greisenalter in seinem Dorfkirchlein amtieren. Weder der eine, noch der andere wird ohne besonderen Grund im kräftigsten Mannesalter aus seinem Beruf herausgerissen und, falls er kein Vermögen besitzt, mit seiner Familie ins Reich der Nahrungssorgen hineingeschoben.

Ein tüchtiger Bataillonskommandeur aber wird verabschiedet, wenn er — nach Ansicht eines Vorgesetzten — nicht ganz besonders geeignet scheint, ein Regiment ganz vorzüglich führen zu können. Ihm muß notwendig der Boden entzogen werden, auf dem allein er sich vielleicht wohl und sicher fühlt. Kraftvoll, lebensvoll zur Untätigkeit verurteilt kann er zusehen, wie er mit der unzulänglichen Pension sein und der Seinen Leben fristet — standesgemäß fristet.

Ich bin aus der Art geschlagen, ich murre darüber! Ich finde, es ist ein schweres Unrecht, daß für diejenigen, die in Not und Gefahr ihr Leben für das Vaterland einsetzen müssen, daß für diese viel

schlechter gesorgt ist, als für die anderen, die hinter geschützten Pulten dem fernen Kanonendonner und Waffengeklirr zuhören, statt mitten darin zu stehen.

Wenn ich der Papa wäre, kochen würde es in mir vor Empörung.

Ein wahres Glück, daß Bodo verlobt, das heißt versorgt, und dem Papa von der Tasche ist.

* * *

Fränze Krüger hat sich nun auch verlobt mit dem zartblonden Pastor, der sie seit Jahren verehrt. Ich empfand bei der Nachricht Freude und dachte: gottlob, sie hat sich getröstet.

Ob es so ist?

Ich war heute da, um ihr Glück zu wünschen. Die Eltern strahlten, aber die Braut nicht.

„Bist du glücklich, Fränze?" fragte ich sie.

„Was heißt hier Glück, Trude?" sagte sie hart, „es gibt kein Glück!"

Ich sah sie starr an. „Warum hast du dich denn verlobt?"

Sie überhörte das und sprach ruhig weiter: „Glück ist das, was wir uns wünschen und einbilden, wenn wir jung und dumm sind — und was niemals eintrifft! So ein Glück, wie wir es uns nach „Goldelse" und „Heideprinzeßchen" in kindischer

Phantasie ausmalen, und worüber vernünftige Menschen, die das Leben kennen, fürchterlich lachen! Na ja, es ist doch wahr!"

Sie sah an mir vorbei, und ich bemerkte, daß ihre Augen feucht flimmerten.

Ich habe jetzt die Schwäche, beim geringsten Anlaß in Tränen auszubrechen, so auch hier —

Fränze faßte mich um, und dann weinten wir beide zusammen.

„Ja ja, Trude, wir beide, uns hat es auch belogen, das Märchen vom Glück —"

Ich erschrak so, daß mich ein Zittern überfiel.

„Was meinst du denn?" stotterte ich.

Sie stand auf, wischte sich die Tränen und begann auf und ab zu laufen.

„Na, ich war doch bei dir in der Nacht, als sie dachten, du würdest sterben. Von selbst wäre ich natürlich nicht in euer Haus gekommen — wenn wir hier auch fortwährend von dir sprachen und dazu heulten — das kannst du dir denken. Du hattest im Fieber immer nach mir gerufen, und da ließen sie mich holen. Der Bursche bestellte ausdrücklich: Frau Major habe ihn geschickt. Da wußte ich, daß die Not groß sein müsse. Deine Mama dachte, es würde dich beruhigen, wenn ich käme — na halbwegs war es so. Mit meinem Ungeschick traf ich zufällig das

richtige — ich ging nämlich laut heulend auf alle deine Dummheiten ein, redete immer krauses Zeug mit, und da wurdest du wirklich ein bißchen stiller — aber na ja — ich wußte ja nun auch Bescheid."

„Was habe ich denn alles gesagt, Fränze?"

„Was? na allerlei, von mir und dir, und dir und mir! und Katte, Katte, Katte!"

Ich weinte heftiger.

„Hör' jetzt auf, Trude. Wir werden auch so nicht unter die Räder kommen. Es muß auch so gehen. Sieh mal, dein Bruder und ich, wir sind schon vernünftig geworden, wir wollen hoffen, du wirst es auch bald in dem Sinne —"

Frau Krüger trat mit Wein und Torte ein. Fränze nahm ihr das Tablett ab, setzte es auf ein Tischchen und schob eilig ihre gute Mutter zur Tür hinaus.

„Ade, Mutter, wir kommen nachher zu dir — Trude ist noch piepmatzig von ihrer Krankheit, sie muß erst 'n bißchen Ruhe haben."

Frau Krüger wollte etwas erwidern, aber Fränze gab ihr einen Kuß, schob sie buchstäblich über die Schwelle und zog die Tür zu.

„Liebst du deinen Pastor, Fränze?"

Sie schwieg.

„Wie kannst du dich denn nur mit ihm verloben, wo niemand dich zwingt. Es ist sündhaft!"

„Ich mag ihn gern leiden — und er liebt mich so sehr — und worauf soll ich denn warten? Es ist mir schon gräßlich, wenn Mutters Freundschaft immer so anzügliche Redensarten macht: Na ja, die Fränzchen wird auch schon 23 — im 24sten! hat sie noch keine Aussicht auf 'ne gute Partie?! Sag' wie kommt das, daß Franziska nicht heiratet — sie ist doch 'n hübsches Mädchen? Sogar Onkel Emil krähte neulich mit Würde: Ihr müßt Euch nach einem Manne umsehen für Fränze, wenn die dumme Gans den Pastor nicht will, sonst bleibt sie sitzen!

Ich wollte gerade aus der Nebenstube auf ihn zufliegen mit irgend einer Injurie, aber Vater schob noch fix Tür und Riegel vor. Der Geizdrachenerbgroßonkel darf natürlich um Gotteswillen nicht beleidigt werden. Na, und du kennst doch seine Freundin, die alte Oberlehrer Schramm? Nein! weißt du nicht, die dicke Giftmudel mit dem einzigen tabakfarbenen Vorderzahn im Maul? Die lispelte neulich auch so was von „nicht mehr ganz jung" in bezug auf mich. Sie weiß, daß das Mutter kränkt, und tut's darum gern, die alte Sabberliese!"

„Aber Fränze," rief ich entsetzt. „Du hast dich doch etwa nicht nur solcher alberner Redensarten wegen verlobt?"

„Ach wo doch! Du hörst ja, ich mag ihn leiden.

Es wird schon alles gut werden. Wer auf den Pfarrturm klettert und runterfällt, kann sich gehörig zerschlagen — ich hab's gemerkt — nun bleib' ich hübsch unten auf der platten Straße, das ist jedenfalls sicherer. Siehst du, das große fabelhafte Glück, von dem wir phantasieren, das ist so ein Klettern auf den Turm. Das gibt's nicht! vielleicht unter Tausenden einmal! als Ausnahme von der Regel — vielleicht! Aber nun wollen wir nicht mehr daran denken, Trude."

Und während ihre Augen noch gerötet sind vom Weinen, erzählt sie mit ihrem alten drolligen Humor lachend eine Geschichte von Onkel Emil.

„Hör' bloß mal zu, Trude: Also neulich gehe ich mit Mutter hinüber, etwas besprechen. Wir sind kaum da, kommt mein Pastor nachgezappelt. Guste hatte ihm gesagt, wo ich bin, und so folgte er errötend meinen Spuren. Onkel Emil zog sein schimmeliges Portemonnaie und schickte Kascha ein Glas Bier holen. Trude — eins! Und zwar muß sie danach bis zum Ausschank der Brauerei laufen, weil die Gläser da ungefähr einen Fingerhut voll mehr enthalten, als in den näher liegenden Restaurants. Kascha kommt — aus hier allgemein üblichem Respekt vor meinem Pastor — eilig eschauffiert mit dem Glas Bier an, und er — galant natürlich, wie

alle Bräutigämmer — bietet Mutter zuerſt an. Die dankt natürlich vielmals aus bekannten Gründen, und nun hieß es: Willſt du nicht die Blume, Liebchen? Natürlich! Liebchen wollte! Die Blume, auch gleich den ganzen Stengel. Ich nehme das Glas und trinke es bis auf den Grund leer. Hör' Trude! fein war's ja nicht, aber amüſant zum Kullern! Onkel Emil bekommt 'ne Couleur wie Gurkenſalat, Mutter eine ins Knallrote vor Scham, und mein Paſtor — der reißt Augen und Naslöcher auf und ſah gar nicht ſchlau dabei aus. Ein anderer hätte gelacht, aber er iſt ein Pedant. Er ſah entſetzt in eine Perſpektive von heimlichem Trinklaſter und deſſen Folgen auf die zahlreiche Nachkommenſchaft, denn natürlich werden wir viel Kinder haben. Vater ſagte mal, er kennt kein Paſtorhaus, in dem es nicht viel Kinder und viel Pfeifen gibt. Na alſo, ich durch Mutters hinſterbende Miene und des Paſtors entſetzten Blick drangſaliert, entſchuldigte mich mit raſendem Durſt und meinte dann blendend liebenswürdig: Großonkel läßt dir gern ein friſches holen. Der warf einen ſogenannten Dolchblick auf mich und faßte heuchleriſch nach dem Schimmeligen, aber Mutter wirbelte plötzlich unruhig hin und her, als habe ſie den Veitstanz, meinte, Guſte habe den Kaffee längſt fertig, und bat, Onkel möchte doch zu

einem Täßchen Kaffee mitkommen. Der dankte grimmigst und wir zogen mit unserm sprachlos gewordenen Pastor ab. Er ist wirklich ein Pedant, Trude. Übrigens hat mir der olle Geizdrachen sagen lassen, wenn ich nicht verlobt wäre, würde er mir sein Haus verbieten."

Dieses und ähnliche Schnurren erzählte sie in ihrer spaßigen Art, daß ich wirklich eine ganze Weile lang von meinem Kummer abgelenkt wurde.

„Warum sagst du immer „mein Pastor"?" fragte ich sie.

„Ja, würdest du vielleicht mein Isaak sagen, wenn dein Verlobter so hieße? Isaak! daraus kann man ja nichts machen! Kein Diminutiv. Soll ich vielleicht Ichen sagen oder Säckchen? nun also! Er entstammt einer alten Mennonitenfamilie, da heißen sie alle Abraham, Isaak, Jakob!"

„Wie redest du ihn denn an?"

„Zuerst vermied ich jede Anrede. Jetzt sage ich manchmal schon ohne besondere Anstrengung „Schatz". Wir werden ganz glücklich werden, oh gewiß, wir werden ganz glücklich werden."

Ich vermag das nicht zu glauben. Eine Fränze Krüger verlobt sich nicht aus Mitleid mit einem zähen Verehrer, oder weil sie „schon 23" alt ist. Ich habe die Empfindung, sie hat es aus Trotz getan, um

Bodo und uns zu zeigen, daß sie sich getröstet hat. Daraus kann doch aber kein Glück erblühen. Hoffentlich täusche ich mich mit meiner Vermutung.

Fränze behauptet, es gibt kein Glück. Doch, es gibt ein Glück! ich weiß es — mir hat es geleuchtet — einen kurzen Tag lang. — Wenn ich daran denke, dann — nein, Fränze kann keine glückliche Braut sein. Ich bedauere sie.

* * *

Im März findet Bodos Hochzeit in Charlottenburg statt. Nur der Papa wird dazu hinreisen, und unser Wölflein wird dabei sein, da Lichterfelde in der Nähe ist. Mama und ich verzichten, weil Mama „wieder sehr leidend" ist und meiner Pflege bedarf. In Wirklichkeit fehlt uns das Reisegeld und die passende Toilette.

Übrigens verzichte ich völlig schmerzlos. Was soll ich mit dem ewig unverändert bohrenden Herzeleid in dem frohen Festesschwarm? Eine Pein wäre mir das.

* * *

Ich habe Dorette heute mit einem Inserat nach der Zeitung geschickt. Es wird Zeit, daß ich mich

nun endlich anschicke, mein Gouvernantenpatent auszunutzen.

Ich kann nicht sagen, wie mir bei dem Gedanken graut. Trotzdem ich soviel litt und leide, überläuft mich bei dem Worte „dienen“ noch immer eine Gänsehaut, aber auf mein Grauen und Schaudern kommt es nicht an.

Hier fehlt es an allen Ecken und Enden. Ich muß versuchen, nun selbst für mich zu sorgen, aber — ich mag nicht daran denken.

Mag es bei Fremden auch nicht so schlimm sein, wie ich es mir vorstelle, mag es noch so arm und kärglich hier bei uns zugegangen sein — ich habe mein Zuhause doch lieb. Wenn ich die verblichenen Vorhänge und die abgetretenen Teppiche sehe und ans Fortgehen denke, muß ich weinen. Ich war noch nie in der Fremde und fühle doch schon jetzt: es ist nirgend so schön wie im Elternhaus.

Ich kann diese Stimmung jetzt nicht brauchen und muß sie unterdrücken. Mut und Tatkraft brauche ich, nicht Sentimentalität.

Körperlich bin ich gottlob nun wieder ganz gesund, auch mein Haar wächst auffallend schnell. Ich habe den Kopf voll dicker kurzer Locken, so daß mein Gesicht ganz klein erscheint. Bodo sagt, ich sehe jetzt wie ein Slowakenjunge aus, der mit

Mausefallen hausieren geht, „auch ebenso hungrige große Augen (seit er auf Bräutigamsurlaub in Berlin war, sagt er immer „groß"), ich müsse mehr essen, um wieder „die alte Trude" zu werden.

Die alte Trude! — die ist tot.

* * *

Ich habe dem ersten Inserat ein zweites und drittes folgen lassen und noch nichts erreicht. Im ganzen sind nur zwei Offerten eingegangen und beide zwecklos.

In der einen fragt man, ob ich „vorzügliche Zeugnisse über langjährige Lehrtätigkeit" besitze — in der andern wird von der geprüften Erzieherin „durchaus etwas Schneiderei" (?) verlangt.

* * *

Man soll nur ja nicht denken, daß man mit dem bestandenen Examen auch gleich eine Versorgung zur Hand hat.

Da habe ich für schweres Geld in zwei Berliner Zeitungen inserieren lassen, und nun bringt mir Fränze — deren Adresse ich angegeben — heute ein einziges Briefchen, und noch dazu eins, dessen Inhalt man besser gar nicht erwähnt. Es ist empörend! Wo ich sehr klar ein Engagement als

Erzieherin suche und eine Woche lang in Hangen und Bangen warte, kommt weiter nichts wie dieser alberne Brief — weiße Tinte auf lila Papier, scharf parfümiert —, in dem „ein einzelner Herr eine interessante junge Dame als Vorleserin" unter allerdings blendender Ablöhnung sucht.

Wenn der „einzelne" eine Dame wäre, würde ich sofort annehmen, mit Erlaubnis der Eltern.

Fränze meinte weise: „Ach, Unsinn! das ist nichts Reelles! gewiß so ein Fatzke, der 'ne Liebelei anfangen will. Vorleserinnenstellen mit 200 Mark Monatsgehalt wird's wohl auch in Berlin nicht geben."

Das Resultat also wieder gleich Null. Ich werde mutlos.

* * *

Heute kam ein Brief von Wolff, der eigentlich weiter nichts wie eine Lobeshymne auf „Tante Jette" enthält. Er nennt sie also auch schon so. Das Wort „famos" kommt neunmal in seiner krausen Epistel vor, und beinahe ausnahmelos nur in bezug auf „Tante Jette". Er ist jeden Sonntag da eingeladen und freut sich die ganze Woche auf diesen Tag. Sie scheinen ihn sehr zu verwöhnen. Onkel Karl August ist „wirklich auch ganz famos"

Public Library
206 WEST 58TH STREET
CIRCULATING DEPARTMENT

Anna dagegen „unter uns gesagt — langweilig.“ Sie redet nur von Bodo und will immer alles von Bodo wissen und „das ödet einen an“.

Onkel Karl August und Tante Jette spielen mit ihm Skat „ganz wahrhaftig um Geld“, und „obgleich er es eben erst lernt, gewinnt er immer“. Letzten Sonntag 80 Pfennige, einmal „hat er allerdings 12 Pfennige verloren“. Und in den Zoologischen Garten nimmt Tante Jette jedesmal eine Tüte mit Semmel und Brotresten mit für die Elefanten. Die kennen Tante Jette ganz genau und machen „sofort“ eine Verbeugung, wenn sie herankommt.

Ich habe das Lachen beinahe verlernt — beim Lesen dieses enthusiasmierten Briefes kam es mir leise wieder — auch ganz leise darüber, daß Mütterchen eifersüchtig wurde, und „es nicht in der Ordnung findet“, daß sie den Jungen „ganz als ihr Eigentum zu betrachten scheinen“. Auf meine Bemerkung, es sei doch gut für Wolff, daß er da soviel Annehmlichkeiten habe, erwiderte Mama ganz nervös, er könne sich die merkwürdige Ausdrucksweise „dieser Frau“ angewöhnen.

Ich dachte, Bodos Ausdrucksweise sei meist auch sehr merkwürdig, aber ich sprach es nicht aus.

* * *

Heute ist Bodos Hochzeitstag. Morgens kamen zwei Postkisten und ein Korb mit italienischen Weintrauben. Dazu ein Schreiben von „Tante Jette", nicht ganz auf der Höhe in bezug auf Stil und Form, aber so rührend gut und herzlich, daß man sich durch die Zusendung der inhaltsschweren „Kleinigkeiten" wirklich nicht verletzt fühlen kann. Sie haben es sich in den Kopf gesetzt, daß wir hier nicht nur mit den Gedanken, sondern auch ziemlich mit denselben Essereien bei der Hochzeit sein sollen. Einige Flaschen Sekt sind dabei, die wir aufs Wohl des jungen Paares trinken sollen, und zwar dieselbe Sorte, „sonst haben die Kinder kein Glück"! Einen Haufen Leckereien und Delikatessen, wir könnten beinahe ein kleines Fest damit ausrichten — „und Wolffchen und Papachen haben einpacken helfen". Papa ist vorgestern mit Bodo dort eingetroffen. Und abends sollen drei Lampen auf unserm Tisch brennen — „sonst haben die Kinder kein Glück" — und gegen 8 Uhr möchten wir mit den Gläsern anstoßen aufs Wohl der jungen Brautleute, so würden wir „um die Zeit im Herzen alle zusammen sein".

* * *

Trotz des leisen Protestes von seiten Mamas brannten wirklich drei Lampen. Wir saßen bei einem feinen Souper und tranken Sekt, aber es

war ernst und still um uns, als feierten wir ein Begräbnis. Die arme Mama trübselig und wortarm wie immer, wenn ihr Held ferne ist, trotzdem sie täglich Briefe erhält, wie zur Brautzeit. Ich sah es ihr an, daß sie mehr an Papa, wie an Bodos Ehrentag dachte.

Es ist gewiß etwas Köstliches um so ein seltenes Eheglück, wo eins — nach 24 Jahren — nicht wenige Tage ohne das andere sein mag, wo zwei so eins sind, immer zwei Herzen und nur ein Schlag. Es erweckt Bewunderung, Rührung, Ehrfurcht — wie vor etwas Heiligem, aber — solche seltenen Liebesehen müßten besser kinderlos sein.

Wie wir klein waren, wurden wir verhätschelt und verzärtelt, und es wäre Sünde zu sagen, die Eltern liebten uns nicht auch jetzt noch zärtlich, aber es gibt so oft Momente, in denen ich fühle: jetzt müßten wir zusammenstehen, alle auf einem Fleck, vom Ring der Familienliebe fest umschmiedet — und dann — dann gerade sehe ich — wir Kinder stehen abseits, außerhalb des Ringes — die Gattenliebe füllt seinen ganzen Kreis wie eine Sonne aus — ihre Strahlen wärmen auch uns, aber für Momente, wenn auch nur für Momente, ist unsere Existenz doch vergessen — wir stehen dann ganz im Schatten.

Jede glückliche Mutter — und Mama ist doch trotz Sorge und Not eine glückliche Mutter — würde doch heute abend heiter und freudig von des Sohnes Glück und Zukunft sprechen — Mamas Augen sahen still sehnsüchtig, als sei ich gar nicht da, nach der Wand, wo Papas jugendschönes Porträt hängt — sie zählte die Stunden bis zu seiner Heimkehr.

Ich sah es, fühlte mich so verlassen, rang meine Tränen nach innen und dachte an das Grab, und daß ich morgen früh hinwandern will, mich sattweinen, wie dort so oft schon — so paßten wir ganz zusammen. Beide still und stumm, wie bei einer Totenwacht.

Nachher fragte ich, ob wir nicht Dorette auch ein Glas Sekt geben wollten. Mama nickte stumm, und ich klingelte.

Dorette ist bei meiner Geburt ins Haus gekommen. Sie hat hier Freud' und Leid mit erlebt und in ihrer Art mitgetragen. Sie ist ein Jahr jünger wie Mama, sieht aber zehn Jahre älter aus.

Ein Festgesicht hatte auch sie heute nicht. Entweder ist ihr Bodos Hochzeit gleichgültig, oder unsere Miene steckte sie an. Sie nahm ihren Sekt feierlich ernst, wie das heilige Abendmahl in der Kirche.

Mama kämpfte mit dem Gähnen, murmelte etwas von Kopfweh und zog sich ins Schlafzimmer

zurück. Ich sah — als sei die Wand durchsichtig —, wie sie im Dunkeln auf der Chaiselongue lag und an Papa dachte.

Eine Weile stierte ich noch mit hervorquellenden Tränen auf die drei hochzeitlichen Lampen, dann löschte ich zwei und ging mit der dritten in mein toteinsames Stübchen.

Wäre wenigstens Tante Ulrike hier. Solche Einsamkeit des Herzens, wie eben jetzt, scheint mir schlimmer wie der Tod. Ich kann nicht schlafen, und es wird wieder eine fürchterliche Nacht.

Ich habe den Kasten geöffnet, die Violine herausgenommen, die Stelle geküßt, auf der seine liebe Hand ruhte, wenn er spielte — wenn die Geige sang. Meine Tränen strömen auf die Saiten, wie jetzt auf dieses Blatt, und es ist doch kein Trost — es ist Schmerz, immer ungestillt bleibender Schmerz. Ich werde nie vergessen können, was ich verloren.

* * *

Man munkelt von einer neuen Verlobung bei Rhons. Mir blieb buchstäblich der Atem fort, als ich es hörte — sie, die ihn „leidenschaftlich" geliebt, hat längst die Trauer abgelegt und lebt ihr Leben wie vordem.

Und Bodo? — und Fränze? sie alle sind froh

und „nehmen das Leben, wie es ist“ — nur ich schleppe meine Schmerzen weiter — bin ich anders wie sie alle? Dann ist es nicht zu meinem Besten — wo sie lachen, muß ich weinen. Von meines Bruders Glück fällt kein Schein auf mich.

* * *

Meine Bemühungen um eine Stellung scheitern fortgesetzt. Was sich eventuell noch einmal findet, ist immer nicht passend. Die Eltern bestehen darauf, daß ich den Gedanken vorderhand aufgebe. Ich soll noch erst ein bißchen meine Jugend genießen, wie es mir durch Bodo und Anna geboten wird.

Sie meinen es gut, aber mir klingt es wie Hohn — abgesehen von meinem Gram —, wenn ich die Misere um mich herum betrachte. Dieses allseitige mühselige Kopfzerbrechen, wie die nötigsten Bedürfnisse und die restierenden Schulden von der kargen Pension bestritten werden können.

Die Mama flickt, stopft, rechnet und teilt ein — selbst die Streichholzzahl für den Tag wird abgezählt — und der Papa trägt einen billigen Anzug von schlechtem Stoff und schlechtem Schnitt, Sachen, die zu ihm passen wie der Spatz zum Adler. Freilich der Papa würde auch in der Joppe eines Hausknechts wie ein Kavalier aussehen, aber das

ändert nicht, daß der fortgesetzte Anblick all dieser Unzulänglichkeiten mich an meine Pflicht mahnt, an die widerwärtige Pflicht, Geld zu verdienen!

Wenn mir nur ein anderes Feld dazu offen stände, als wie das der gebildeten Dienstboten! Wie schrecklich deplaciert muß man sich in solcher „Stellung" vorkommen. Worauf ich früher nie geachtet, das fällt mir jetzt ausnahmelos auf. Auch die gutherzigsten Damen, die ihre Untergebenen sonst sehr liebevoll behandeln, ziehen in gesellschaftlicher Beziehung zwischen sich und „Fräulein" die unsichtbare Wand: wir die Herrschaft, du die Dienende.

Neulich bei Hedemanns — die Gouvernante durfte beim Geburtstagsdiner zugegen sein — sah ich, daß niemand zu dem armen Mädchen eine Silbe redete. Stumm wie ein Stock saß sie die zwei Stunden bei Tisch. Nachher drückte sie sich in den Salonecken ebenso herum. Sie sieht hübsch und fein aus und tat mir leid. Ich war einige Male nahe daran, sie anzureden, unterließ es aber jedesmal, frei heraus gesagt, aus Feigheit. „Man" tut das nicht! und die Dressur von dem, was „man" tut oder nicht, sitzt so fest, daß man gedankenlos oder, wenn das Gefühl dagegen spricht, feige sich fügt — aber man fügt sich immer.

Die Erzieherin ist übrigens adelig und aus

guter Familie. Da sieht man wieder, daß der gute Name ohne Position keinen Wert hat. Hieße sie Müller oder Meier und wäre Gast, nicht „Fräulein“ dieses Hauses, würde „man“ sie als gleichberechtigt behandeln. Welcher erbärmliche Unsinn!

So wird es mir gehen.

Soviel ich aber auch grübele, mir bleibt nichts anderes übrig. Schade, daß ich kein Talent habe, das mich in den Stand setzt, mir eine bescheidene Unabhängigkeit zu erringen.

Manchmal denke ich an die Oper. Ich bin keine Dutzenderscheinung. Ich habe eine fabelhafte Fähigkeit, andere Leute und ihre Eigentümlichkeiten genau zu kopieren, und besitze eine sehr schöne Singstimme. Ich würde gewiß reüssieren und vielleicht zu den Künstlerinnen gehören, die sich und den ihrigen ein Vermögen erspielen.

Doch kann daraus nichts werden. Ich habe natürlich eine sehr hohe Meinung von der Kunst und denke es mir erhaben und entzückend zugleich, die Gestalten der großen Dichter verkörpern zu dürfen, nur stört mich dabei einerlei. Es ist sicher dumm und kindisch, aber ich kann's nicht ändern. Ich empfand so als Backfisch und genau so noch heute. So verlockend es mir stets schien und noch scheint, eine oder die andere reizvolle Gestalt auf

der Bühne darzustellen, so unbehaglich wird mir bei dem Gedanken an die Notwendigkeit der „Bühnenküsse“ und Umarmungen.

Lachen und weinen, jubeln und klagen würde ich können im Geiste meiner Rolle, aber mich von jedem fremden Manne, der zufällig mein Partner ist, umarmen und ans Herz drücken lassen, wäre mir unmöglich. In dem Moment würde ich stets aus der Rolle herausfallen, und daran würde meine Theaterlaufbahn von vornherein scheitern.

Mag es tausendmal albern sein, für mich ist's eine steile Wand, die ich nicht zu erklettern vermag.

Wie ich aus bestimmten Gründen nicht Aerztin sein könnte, so nicht Opernsängerin.

Ein Grübeln darüber ist ja auch zwecklos, da ein gründliches Gesangsstudium kostspielig und Geld im Hause Schellenberg nur Chimäre ist.

* * *

Der Flieder blüht.

Ich bin körperlich gesund, aber seelisch krank und elend. Nichts macht mir Freude. Selbst zu diesen gewohnten Aufzeichnungen fehlt mir die Lust. Was bin ich für ein unglücklicher Mensch, daß „die alles heilende Zeit“ nur auf mich keinen Einfluß hat!

Der Flieder blüht! Sein Anblick reißt an meinen Wunden, sein Duft preßt mir Tränen aus. Sie verwischen alles Geschriebene.

* * *

Ein Brief von „Tante Jette". Sie und ihr Gatte bitten herzlich um meinen Besuch. Sie hätten jetzt keine Tochter im Hause und ich möchte sie „ein bißchen trösten kommen". Naive gute Frau! — „auch der Wolffchen würde sich ganz ungeheuer freuen".

Das glaube ich nun nicht so unbedingt. Unser Nesthaken ist jetzt in dem Alter, wo kleine Brüder den großen Schwestern mit allem Respekt das Stadium der Flegeljahre gelegentlich vorführen.

Beim Pfingsturlaub behandelte er mich entschieden ohne besondere Hochhaltung. Er fand es „öde", sich von mir das Mangelhafte seiner deutschen Aufsätze erklären zu lassen, und meine Aufforderung zu einem Spaziergang schlug er ohne jede höfliche Umschreibung ab, weil „meine Begleitung allein" ihm „einfach langstielig" sei.

Er rauchte heimlich, tat sehr herrisch zu Dorette, fand die Leistungen von Bodos Rekruten „äußerst mäßig", Bodos Kommando „schlapp" und

tadelte vieles andere auf dem Exerzierplatz mit der Miene eines alten Regimentskommandeurs.

Nachher sprach er wie ein ergrauter Politiker über die „dollen" Zustände auf der Balkanhalbinsel und ventilierte dann männlich ernst und sorgenvoll das Thema eines eventuellen Krieges bei uns und dessen unausbleibliche Folgen, falls wir genötigt wären, Russen und Franzosen zugleich zu „verhauen".

Als ich ihn mit seiner angebeteten Tante Jette necken wollte, redete er sehr abfällig über meine Art „Witze zu machen" und erklärte die viel genannte Tante für eine „sehr verständige Frau".

Was in einem Jahr nicht aus so einem Jüngelchen werden kann. Ganz erwachsen hat sich das Wölfflein gebärdet.

* * *

Nach vielem Hin und Her mit den Eltern habe ich mich dahin entschieden, die Einladung anzunehmen.

Diese Terrys haben nichts, was mich anzieht, und ihre laute Art ist mir direkt unsympathisch, aber ich gehe zu ihnen, weil mir dadurch die Möglichkeit wird, leichter ein passendes Unterkommen für mich zu suchen, als wie es hier der Fall ist.

Wir sind nun dabei, meiner bescheidenen Garderobe etwas aufzuhelfen und alles für die Reise in Ordnung zu bringen. Unter unglaublichem Kopfzerbrechen, langatmigen Besprechungen mit der billigen Hausschneiderin und phänomenaler Rechenkunst wird das große Werk in Szene gesetzt.

Die gute Tante Ulrike hat aus ihren Erbtruhen allerlei hervorgesucht, was für mich zurecht gemacht werden kann.

Ich beteilige mich mit halbem Interesse daran. Der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, ziehe ich der unbekannten Kaiserstadt zu.

Es ist notwendig, daß ich von hier fortgehe, wenn ich nicht in meinem Kummer verkommen will — und es ist notwendig, daß ich die Eltern etwas entlaste.

* * *

Heute nachmittag in Langfuhr traf ich Liselotte. Ein älterer Zivildiener führte sie zur Schmiede. Ich trat heran, streichelte ihren schmalen Kopf und richtete einige Fragen an den Menschen.

Es scheint ein guter Pferdepfleger zu sein, sprach sehr liebevoll von „seinen" Pferden, und daß auch der Herr ihnen Zucker und Brot gebe.

Liselotte ist wenigstens in guten Händen. Sie

wieherte laut, als ich herantrat. Ich hatte Mühe, mich zu beherrschen, so nahe war mir das Weinen.

Alles, was wir lieb haben, wird uns genommen — und alles nur deshalb, weil wir kein Geld haben.

Rhons schenkten mir einen ganz jungen Terrier. Ein reizendes Hündchen. Ich habe mich an den kleinen Quirl gewöhnt und mag nicht daran denken, ihn zu verlieren. Trotzdem wird fortwährend davon geredet, wie Bob möglichst bald „in gute Hände" abzugeben sei, — der Steuer wegen.

Wenn ich nach Berlin fahre, soll er entfernt werden. Ich habe schon den Papa gebeten, ihn zu erschießen, wenn ich fort bin, und ihn nicht irgendwem zu schenken. Papa lächelte traurig: „Das kann ich nicht Kind, — ich habe den kleinen Kerl auch lieb —"

* * *

Meine Abreise ist auf Montag festgesetzt. Am Tage vorher gibt Bodo ein „Abschiedsdiner" meinetwegen.

Sie leben viel zu gesellig. Ich meine, ein junges verliebtes Paar, wie Bodo und Anna es sind, müßte sich allein am wohlsten fühlen und so-

lange es irgend mit Anstand geht, weder Feste besuchen, noch welche geben.

Ich sprach das heute zu Bodo aus. Er tat wieder schrecklich väterlich: „Liebes Kind, tu' doch nicht, als hätte dich der Storch eben aus dem Mummelsee gefischt. Du weißt doch, daß man ein ganz anderes Ansehen im Regiment hat, wenn man seine Diners geben kann."

„Wir haben in den letzten Jahren nie ein nennenswertes Fest geben können," sprach ich, „und ich wünsche nur, daß du immer so beliebt sein mögest, wie der teure Papa es war."

„Na ja! wer weiß, ob sie den guten Papa schon abgehalftert hätten, wenn —"

Ich unterbrach ihn ärgerlich, und wir gerieten in einen kleinen Zank, wobei Anna uns mit Lachen und Küssen „auseinanderbrachte".

Nachher beim Herausgehen gestand sie mir, daß sie ganz so wie ich denke, aber Bodo mache es so großes Vergnügen, Gesellschaften zu geben.

„Ihr werdet zuviel Geld verbrauchen," sagte ich warnend.

Sie lachte.

„Ach nein, Trudchen. Ich muß ja der Mama jeden Ersten mein Ausgabenbuch schicken, und wenn der Etat überschritten ist, schimpft sie liebevoll und

— verweigert den Extrazuschuß zum nächsten Festessen —" sie lachte wieder — „der kommt dann ein paar Tage später hinter ihrem Rücken vom Papa mit dem üblichen Schweigegebot. Er steht nämlich ein bißchen unter dem Pantoffel, der gute Stiefpapa."

Ich verstehe so etwas nicht. Mir wären solche Heimlichkeiten unmöglich, noch dazu, wenn es sich um unnütze Ausgaben handelt. Wenn ich denke, wie die armen Eltern sich einschränken müssen, empört mich Bodos Leichtsinn, und fast ebenso Annas gedankenlose Nachgiebigkeit. Man kann einen Mann sehr lieben und ihm dabei doch törichte Wünsche versagen, meinetwegen „liebevoll schimpfend" wie Frau Jette, die wirklich eine „ganz verständige Frau" zu sein scheint.

Von einem jungen Paar erwartet niemand im Regiment, daß es gleich von vornherein ein Haus macht.

Bodo, der sich früher hinter verschlossener Tür seine Handschuhe wusch, gefällt sich jetzt als splendider Gastgeber, obgleich er, wenn auch in durchaus solide, so doch nicht in übermäßig reiche Verhältnisse hineingekommen ist.

Die Mama lächelt entschuldigend und „findet es sehr begreiflich", daß der „arme Junge", der

bislang alles entbehren mußte, „jetzt nach Geschmack lebt".

Mütter entschuldigen ja immer.

Ich gönne Bodo alles, aber ich fände es richtiger, sie verwahrten ihr übriges Geld für die Zeit, wenn sie Kinder haben, oder für unvorhergesehene Fälle. Es wäre gar nicht übel, wenn Tante Jette hinter die heimlichen Geldsendungen des Gemahls käme.

Ich habe Anna gebeten, den kleinen Bob zu nehmen, aber sie schlug es freundlich ab. Er würde „Staub hereinbringen", und „Steuer kostet es doch auch —"

Sie gehört zu den braven Wirtschaftsseelen, die ein Stäubchen auf den Möbeln schwerer nehmen als ein körperliches Ungemach.

* *
*

Die gute Frau Krüger ließ mir durch Fränze sagen, daß sie Bob nehmen wollen.

Bei diesen guten Menschen wird er's gut haben. Ich bin sehr froh. Fränze findet, daß Bob „im Profil genau der Kascha ähnelt" und überhaupt „mädchenhaft aussieht" — sie wird ihn Bobbine nennen. (?)

* *
*

Gestern war das Diner bei Bodo — heute abend reise ich — und heute mittag hat Leutnant Dickens um mich angehalten.

Ich bin einigermaßen starr. Als sich im Winter die vielumworbene Lemmer mit einem Generalstäbler verlobte, hieß es, niemand von den vielen Korbempfängern trage es so schwer, wie der kleine Dickens.

Ich sah ihm übrigens seinen Korbschmerz damals auch an, ohne weiter darüber nachzudenken. Er gehört also auch in die Kategorie derer, die „vergessen lernen" und — Ersatz suchen.

Bei dem Diner gestern war er mein Tischherr und voll zarter Aufmerksamkeit für mich. Das war mir natürlich gleichgültig. Keinen Augenblick kam mir die Idee, er plane einen Heiratsantrag.

Er hat mir zwar früher — ehe ihn die Geldsäcke und die Koketterie der Lemmer machtvoll fesselten — sehr den Hof gemacht, aber das liegt so weit hinter mir, als seien hundert Jahre vergangen. Jedenfalls kenne ich keinen Menschen, der mir gleichgültiger ist als Dickens.

Mein Empfinden hat sich so ganz geändert, abgesehen davon, daß ich aus den Backfischjahren sehr heraus bin. Die Idee, nur um der Ver-

sorgung willen eine Heirat zu tun, ist mir jetzt widerwärtig.

Der gute Papa, der keinem weh tun mag, ging mit sehr verzagtem Gesicht in den Salon zurück, um dem Freier meine Antwort zu bringen.

Die Eltern und Tante Ulrike haben mit keiner Silbe meinen sofortigen Entschluß getadelt — nur Bodo kam gleich nach Tisch aufgeregt an und machte mir eine Szene.

Er fand es „tausendmal passender", diesen Antrag anzunehmen, als wie sich „in dienstliche Abhängigkeit von wer weiß was für Protzen" zu begeben.

Mag es sein. Ich kann's nicht.

Übrigens — merkwürdig! Bodo führte beinahe dieselben Gründe an, mit denen Fränze ihre Verlobung motivierte.

„Worauf willst du warten? Ein Prinz wird nicht kommen! Jung bist du auch nicht mehr" (seine liebe Frau ist ein geschlagenes Jahr älter als er, „schon" 24, was ihr aber kein Mensch ansieht) „und du hast gar keine Aussicht auf eine bessere Partie! Dickens liebt dich rasend! Der arme Kerl kam ganz geknickt zu mir —" (er wird sich bald wieder aufrichten). „Tut es dir denn gar nicht leid um ihn?"

Nein, gar nicht. Vielleicht bin ich herzlos. Früher war ich's nicht.

* * *

Vier Wochen bin ich bereits hier in Charlottenburg.

Ich komme nicht dazu, meine Niederschrift fortzusetzen. Fast jeden Tag ist etwas anderes „los", das meinetwegen unternommen wird. Abends bin ich dann so müde, daß ich gleich einschlafe. Heute ist zufällig ein Ruhetag.

Ich werde maßlos verwöhnt und kann doch mein Heimweh nicht verwinden.

Diese Leute haben nichts Vornehmes und nichts Interessantes an sich, aber sie sind von einer Herzensgüte ohnegleichen.

Tante Jette ist eine wahre Virtuosin im Durchkreuzen meiner Pläne bezüglich Stellungannahme.

„Nimm's man nicht übel, mein Herzchen, aber das sind ausgemachte Dummheiten! So'n Mädchen wie du! Du kannst jeden Tag heiraten. (?) Erst wirst mal Berlin kennen lernen und Gesellschaften mitmachen. Wird sich bald ein Mann finden."

„Ich suche keinen, Tante Jettchen —" sagte ich kühl.

„Na, mein Gertrudchen, das brauchst du nicht, weil schon einer da ist. Adelig ist er nicht, aber hochanständig und reich. Geld ist die Hauptsache im Leben, glaub' man, mein Herzchen."

Diese Anspielung ist mir greulich. „Er" ist hier mehr Freund wie Hausarzt, kommt fast täglich und trägt seine Verehrung für mich so deutlich zur Schau, daß gar kein Zweifel sein kann; er plant einen Antrag.

Ich mache ihm natürlich nicht die geringste Avance.

Er ist groß, blond, gutmütig. Im Beruf tüchtig, in der Unterhaltung unbedeutend. Sehr wohlhabend.

Gestern bei dem Ausflug im Grunewald — die alten Herrschaften gingen ostentativ ein Ende voraus — ließ ich durchblicken, daß ich unvermählt zu bleiben wünsche.

Er redete unbeholfen allerlei, aus dem hervorging, daß „ein so bevorzugtes Wesen" wie ich, dem eigensten herrlichsten (manchmal ist er gar nicht herrlich) Beruf des Weibes nicht feindlich gegenüberstehen dürfe. Dabei fühlte ich seine schwärmerischen Blicke, ohne daß ich hinsah.

Nachher beim Kaffee machte er eine Bemerkung,

die scherzhaft darauf hinwies, daß ich eine Männerfeindin zu sein scheine.

Onkel Karl August in flottem Jackettanzug von unbegrenzter Bequemlichkeit, lilastreifigem Batisthemd und schwarzem Seidengürtel um die Elefantentaille, lächelte verschmitzt: „Trudchen 'ne alte Jungfer! schöner Witz, was, Jettchen?"

Jettchen band die Kinnschleife ihres eleganten Kapotthutes auf und warf die Seidenbänder über die Schulter. Es war sehr heiß.

Sie antwortete nicht, aber Achselzucken und Blick sagten lächerlich deutlich: Kinder hört doch nicht nach solchen Dummheiten hin.

Der Doktor lachte bei ihrem Anblick hell auf. Sie sah so drollig aus, ich mußte unwillkürlich mitlachen.

* * *

Ich bat heute die Tante, sie möge verhüten, daß der Doktor sich Hoffnungen mache. Sie solle meinetwegen sagen, ich hätte einen Herzfehler und würde nicht mehr lange leben. Das wird ihn abschrecken. Ärzte, die täglich, stündlich Krankheit und Elend sehen, lieben es, daheim eine gesunde Frau zu haben.

Tante Jette erklärte, daß sie „solche Schwindeleien" nicht ausrichten könne.

Ich fuhr darauf allein mit der Stadtbahn nach Berlin, einige kleine Besorgungen machen. Ich bummelte die Linden entlang, besah die Auslagen in den Schaufenstern und sah den schönen Gespannen nach, die vorüberfuhren. Dabei fiel mir auf, daß verschiedene Equipagen in haarsträubendem Kontrast zu ihren Lenkern standen.

Wer solche Pferde und solchen Wagen halten kann, sollte doch auch für einen Kutscher von korrekter Haltung und korrekter Kleidung sorgen.

Wenn ich im Besitz eines eleganten Fahrzeuges wäre, ich würde es schon einrichten, daß Kutscher und Livree dazu paßten, nicht, daß auf dem Bock ein Mensch im Ausgehanzug eines Ladenjünglings thront, manchmal noch dazu mit vorgestrecktem Kopf und sanftem Katzenbuckel oder hochgezogenen Knieen.

Daneben sah ich auch Equipagen, wo alles wie aus einem Guß erschien, und Pferde! stundenlang könnte ich auf einem Fleck stehen und so bildschönen Tieren nachsehen.

Was ist all der Luxus in den großen Schaufenstern gegen den Anblick solcher, in elegantem Trab vorbeihuschenden edlen Pferde!

Mein armes Liselottchen kann nur schnell ins Mauseloch kriechen — aber ich hatte sie doch sehr

lieb, trotz des bescheidenen, nicht mehr jugendlichen Äußeren.

Ich ging durchs Brandenburger Tor, die Königgrätzer-Straße entlang dem Potsdamer Platz zu, in fleißiger Beobachtung mich umschauend, wie man tut, wenn man „aus der Provinz" ist. Und plötzlich mitten in all dem Lärm und dem Gerassel des Großstadtbrodems packte mich ein solches Heimweh, daß ich am liebsten losgeheult hätte. Mit großer Anstrengung hielt ich die Tränen zurück.

Alle Sehenswürdigkeiten der großen Kaiserstadt, alle die geistigen und leiblichen Genüsse, die sie mir bisher geboten, versanken vor der riesig aufstrebenden Sehnsucht in meinem Innern: heim zu den Eltern.

Wenn ich mich nicht vor den andern — hier wie daheim — der törichten Kinderei schämte, ich führe noch heute nach Hause.

Mein Gott, was bin ich für ein erbärmliches Geschöpf! Und was sind das für Gedanken für eine, die „hinaus" muß, in den Kampf ums tägliche Brot. Wie wenig vermag in manchen Fällen die Erziehung. Mein ganzes bisheriges Leben stand unter dem Spruch: Soldatenkinder weinen nicht!

Auch so eine Theorie.

Und die Wirklichkeit, was hat sie mir geholfen? ich bin feige, feige, feige!

Es ist höchst notwendig, daß ich etwas verdiene — ich denke nicht ohne Furcht daran.

Ich weiß, daß die lieben Eltern in steter Geldnot leben — ein ehrenwerter Mann will mir ein ganzes Herz, ein sorgenfreies Heim bieten und die Mittel, meinen Lieben zu helfen, — und ich werde es nicht annehmen.

Auch dazu bin ich zu feige!

Ich habe das Gefühl, daß es ihn nicht zurückschreckt, wenn ich ihm sage, daß ich um ein totes Glück weine. Wenn ich an mein erstes Auftreten denke — wie habe ich mich gewandelt —, damals hielt ich ganz naiv und harmlos Umschau nach einem Erlöser aller Not. Es kam keiner. Ich war traurig.

Jetzt ist einer da, und ich lehne ihn ohne Bedenken ab — ich, bettelarm, stellungssuchend, lehne ab.

Ich kann nicht anders handeln.

So viele bringen ein Opfer. Ich kann's nicht. Ich habe ein Grausen davor, Eigentum eines mir fremden, gleichgültigen Mannes zu werden.

Mut und Energie fehlen mir. Nicht Kopf hoch — Kopf nieder, Soldatenkind! heißt es bei mir.

Alle Kraft müßte ich einsetzen und unentwegt vorwärts schauend versuchen, mir eine erträgliche Wirksamkeit und dadurch Nutzen zu verschaffen — aber nein! ich schaue statt dessen rückwärts. Wie ein kleines, sich im Dunkeln fürchtendes Kind hasche ich nach den Rockfalten der Mutter.

Und ich bin zweiundzwanzig Jahre alt.

Fortwährend habe ich mit unserer häuslichen Misere gehadert und darüber, daß mir nie vergönnt war, etwas von den Schönheiten der Welt kennen zu lernen, und nun? — in diesem Augenblick wenigstens — haben Nationalgalerie, interessante Museen und vom Hauche der Vergangenheit träumende Königsschlösser nicht den Reiz für mich, wie ein altes, verwittertes Haus.

Es hat einen schiefen Giebel und vom Holzwurm durchlöcherte Türen. Es steht zwischen knorrigen Obstbäumen, altmodischen Blumen und Kohlköpfen, in einer wenig vornehmen Vorstadt — vor Danzigs Toren. . . .

* * *

Vor einigen Tagen sandte ich eine Ansichtskarte an Fränze, die für dergleichen „schwärmt". Nur um etwas darauf zu bemerken, bat ich: Schreibe mir doch einmal!

Offen gestanden hatte ich gar keine Sehnsucht danach. Ich bin noch immer in der Stimmung, in der mir alle Menschen gleichgültig sind — auch Fränze. Leid macht egoistisch, man denkt nur an sich, und ich leide.

Die Luftveränderung hat bei mir keinen Stimmungswechsel zur Folge gehabt.

Nun kommt heute als Antwort ein Brief, den Tante Jette ohne eine Aufforderung meinerseits von meinem Platz am Kaffeetisch fortnahm, aufmerksam durchlas und am Schluß kopfschüttelnd meinte: Das Mädchen hat man bloß lauter Faxen im Kopf, Trudchen.

Fränzes hübsche Handschrift war gar nicht zu erkennen, so greuliche Krakelfüße hatte sie — Bob die Pfote führend — gemacht.

Der Brief hatte diesen Inhalt:

Liebe Tante Trude!

Du willst, daß man schreiben soll, und bist selber so ein Faulsack, der nichts hören läßt. Liebe Tante Trude, mir geht es gut, nur gestern bekam ich von Tante Fränze einen Klaps. Es tat nicht gerade weh, aber es war doch genierlich. Nämlich so: Tante Fränze kommt herein und schnüffelt „Gott, das riecht ja hier nach Heringen —"

Ich hatte mir aus der Gesellenstube einen

Heringskopf geholt und den ganz mollig in ein Strickzeug gepackt — die Nadeln hatte ich natürlich ausgezogen und ein bißchen aufgerebbelt, was Mutter Krüger geknippelt hat, und alles zusammen auf das Fell unter den Schreibtisch gelegt. Herr jeh! fing Tante Fränze an zu lachen, aber als sie neben dem Fell ein nasses Fleckchen fand — ein ganz kleines, — da bekam ich den Klaps. Ich sagte natürlich kein Wort und kroch unter das Sofa, aber ich dachte, na! wie sie selber so klein war, wird sie wohl auch mal was — der Rest ist Schweigen.

Unser Pastor hat gebeten, Tante Fränze möchte die Ponyfrisur ändern, eine freie Stirn sei das Schönste. Du denkst wohl, sie widersprach? Keine Spur! Sie geht raus, wichst sich das Haar mit Fett glatt und dunkel und kommt mit einer blanken, schmalzduftenden Kalmückenfrisur zurück.

Findst du das albern? — ich auch!

Sie ist ja wirklich nicht häßlich, aber nun sah sie scheußlich aus. Unser Pastor war auch entsetzt und verlegen und still wie 'n Salzsack.

Abends hat sie dann mit Soda und Seife gebürstet und gestöhnt, bis alles Schmalz heraus war.

Weil sie hier nun Angst haben, daß unser Pastor vor solchen Uzereien mal Reißaus nehmen kann, haben sie die Hochzeit schon festgesetzt. In

vier Wochen. Ich ziehe nicht mit. Der Pastor mag mich nicht. Wenn er kommt, und ich zugegen bin — und zugegen bin ich eigentlich immer —, dann setzt er sich immer ganz weit ab von mir, und dann nimmt Tante Fränze mich auf den Arm und setzt sich auf seinen Schoß: „Sieh mal, Schatz, das reizende Tierchen! gestern hatte er einen Floh!“ (das ist natürlich Schwindel, denn ich ziehe jeden Sonnabend ein reines Hemde an, das heißt, ich werde abgeseift), und dann sollst du mal das Gesicht von „Schatz“ sehen! Unter uns, Tante Trude — ich fürchte, in der Ehe wird der Pastor manchmal eine sanfte Züchtigung für angebracht halten — aber sonst denke ich, wird es sich machen.

Jetzt muß ich schließen, denn Guste richtet eben an. Es gibt grüne Erbsen mit Hammelrippen. Mit den Rippen habe ich denn eine Menge Arbeit — darum in Eile ade!

Es grüßt und küßt dich verehrungsvollst

Bobbine Krüger,
geschiedene Schellenberg,
geb. von Rhon.

N.B. Onkel Emil hat sich einen neuen Regenschirm gekauft, aus der goldenen Hundertzehn. Kostenpunkt 1 Mark 95.

* * *

Ich kann nicht sagen, daß ich Fränzes Albernheiten schön finde, aber ich wünschte, ich besäße ihren Humor. Ich könnte ihn brauchen. Tante Jette setzte mir heute wieder das Vorteilhafteste einer Verbindung mit dem Doktor auseinander. Um diesen peinlichen Reden zu entgehen, sagte ich gequält: „Ich werde nie mehr einen Mann lieb haben können, Tante Jettchen.“

Sie wollte Näheres wissen.

„Er ist tot,“ sagte ich leise mit schwimmenden Augen.

Sie war wie eine Mutter zu mir und redete allerlei Tröstliches. Als ich schmerzlich den Kopf schüttelte, erzählte sie mir „zum Trost“ eine Geschichte von Anna.

Die hat vor einigen Jahren einen Husarenoffizier geliebt, und als aus pekuniären Gründen eine Heirat unmöglich wurde, hat sie sich das Leben nehmen wollen vor Gram — und nun? sie ist überglücklich mit Bodo.

Das erzählt die gute Tante mir — Bodos Schwester.

Also Annachen ist auch mit einem gekitteten Herzen in die Ehe getreten.

Es ist also möglich, daß man heute um einen

sterben will und übers Jahr oder etwas später in Wonne leben mit einem andern. Ich fasse das nicht.

* *
*

Gestern waren wir zum Mittagessen in der Villa Nordwall in Friedenau. Ein reizendes Heim innen und außen. So ein ideal schönes Häuschen in Kletterrosen gehüllt, unter alten schönen Blumen versteckt — das möchte ich haben und darin wohnen mit den Eltern und Tante Ulrike — und keine Sorgen haben, wie die um die Rosenblüte — wenn's sein könnte, eine bescheidene Liselotte draußen im Stall — keinen Wunsch mehr wollte ich haben.

Wie glücklich müssen diese Bewohner sein.

Der Besitzer ist der General a. D., den ich damals mit seinen Damen in Zoppot bei den neuen Verwandten traf.

Ich sprach sehr viel mit dem Hausherrn, der mich in Aussehen und Bewegung ungemein an Papa erinnert, auch seine Stieftochter gefällt mir außerordentlich. Mit der schönen Hausfrau kam ich über ein paar gewechselte Redensarten nicht hinaus. Sie ist schön und mag dazu einen ganzen Haufen guter Eigenschaften haben, aber ich weiß mit dieser reizend

frisierten und reizend gekleideten Null nichts anzufangen. Übrigens wurde sie auch sehr von Tante Jette in Anspruch genommen.

Beide Damen sprachen unausgesetzt über Blusen und Röcke, die sie bei Gerson, Lüders und sonstwo gesehen, waren unerschöpflich in der Beschreibung von Einzelheiten, fielen sich oft ins Wort vor Eifer und riefen ebenso oft Onkel Karl August um seine Meinung an, die er ernst und „sachlich" zum besten gab, was mir nebenbei wirklich Vergnügen machte. Im übrigen sind mir solche langatmigen Kleidergespräche fürchterlich, und bei der schönen Baronin scheint jedes andere Thema absolut ausgeschlossen.

Die Haustochter führte mich nachher in des Generals Zimmer, um mir einige Kunstgegenstände zu zeigen, die sie vor kurzem aus Italien mitgebracht. Soviel Schönheit war da zusammengetragen und soviel Schönheit aller Art birgt dies kleine Dornröschenschloß, das man von der Straße vor Grün nicht sieht.

Im Stall standen zwei anständige Fahrgäule. Für meinen Geschmack etwas zu rundlich. Jean, ein altes Original von Diener, soll sich stets in die Angelegenheiten des Kutschers mischen und eigenhändig dafür sorgen, daß „seine" zwei rundlichen, die er früher selbst gefahren, nicht verhungern.

Nebenan ſtanden zwei Reitpferde, ſchlank, mit ſchmalen Köpfen, feiner Feſſel und klugen Augen. Sie wieherten und nahmen in ihrer Box herumtänzelnd den Zucker aus unſern Händen.

Der Neid kroch in mir herauf, daß mir die Kehle eng wurde.

Warum habe ich von der Natur nicht lieber eine Neigung für Schulſtuben und „etwas Schneiderei" erhalten — warum dieſe jeder Vernunft hohnſprechende Vorliebe für ſchöne Pferde?

Dann mußte ich an den armen Papa denken! und wieder würgen, damit die albernen Tränen nach innen fielen. Er iſt auch ſo ein „Tiernarr" und er kann ſich nicht einmal einen kleinen Hund halten.

Armer lieber Papa. Vielleicht kann ich dir helfen. Eine Schmach für mich, wenn ich's nicht kann.

* * *

Mein Gott, gibt es denn wirklich nirgend ein ungetrübtes Glück?

Da habe ich dieſe Berta von Terry beneidet, und nun erzählt mir Tante Jette ihre „Liebesgeſchichte" — ich habe weinen müſſen — auch die Tante wiſchte ſich ab und zu die Augen.

Welch fürchterlich tragiſches Schickſal. Berta

ist nicht hübsch, für flüchtiges Betrachten eher häßlich, sehr reich — aber sie wurde geliebt um ihrer selbst willen, von einem Edelmenschen, wie es so wenige gibt in unserer modernen genußsüchtigen Welt, — und während sie ahnungslos einen Liebesbrief an ihn schrieb — schoß ihn ein anderer nieder — im Duell! Ihn, den Edlen, ein gemeiner rachsüchtiger Neidhammel, der mit teuflischer Bosheit dieses Duell provoziert und wie berechnet — erledigt hatte. Wie es meist kommt bei solchem „Ehrenaustrag" —

Nicht die Ehre sitzt am Richtertisch und nicht die Gerechtigkeit. Die werden beiseite geschoben, verhüllen ihr Haupt und flüchten. Tücke und Zufall fällen das Urteil, und die Kugel schlägt in die Stirn des Schuldlosen.

Zum Wahnsinnigwerden ist das für die, denen der Tote das Liebste war. Er fiel nicht in der hehren Pflicht für sein Vaterland, nicht als Opfer einer unabwendbaren Krankheit — ein anderer, der stark und brutal war und ihn haßte, wickelte sich in den Ehrenschleier des Duells, und so geschützt, schlug er ihn nieder.

Ist das etwas anderes wie gemeiner Totschlag?

O du armes armes, reiches Mädchen — ich

will dich nie wieder beneiden. Du bist ebenso unglücklich wie ich.

Darum hat sie mir alle Räume, nur nicht ihr eigenes Zimmer gezeigt. Mit einer Entschuldigung schritt sie daran vorbei. Es ist gewiß mit Bildern und Andenken des Geliebten gefüllt, — ich hätte fragen und ihre Wunden aufreißen können.

Darum auch das wie von einem Heiligenschein verklärte Verhältnis zwischen dem General und seinem Stiefkind. Er hatte den Toten adoptiert und erzogen und geliebt wie einen eigenen einzigen Sohn, — sie tragen gemeinsam einen Schmerz — nun ist mir das verständlich — auch daß die schöne Frau keinen Teil daran hat.

* * *

Onkel Karl August hat „ein bißchen Reißen" — (ich glaube, es ist Gicht) — er liegt mit dicken Wolldecken um die kurzen Beinchen gewickelt auf seinem Riesensofa und ist mir augenblicklich etwas gram, trotzdem ich ihm die Zeitungen vorlese und die Pfeifen stopfe. Weil er nicht ausgehen kann, bat er mich, eine heimliche Geldsendung an Anna zur Post zu bringen. Das war mir gerade recht. Ich dankte nicht nur ganz ergebenst, sondern hielt ihm eine, meinem Alter nicht ganz angemessene weise

Rede über sein gut gemeintes aber unrechtes Tun: Bodos Leichtsinn zu fördern „und das gute Tante Jettchen hinters Licht zu führen".

Das letztere wirkte. Er knurrte Unverständliches und meinte kleinlaut „es ist doch für ihre Tochter".

„Sie hat nicht nur eine Tochter," sagte ich energisch, „und Bodo hat nicht die mindeste Verpflichtung, zur Abwechselung nun wieder ein Herrenessen zu geben."

Er knurrte wieder, aber die Geldsendung unterblieb — vorläufig wenigstens. Er kann ja nicht ausgehen.

* * *

Heute hat mich der Doktor gefragt, ob ich seine Frau werden wolle.

Er schien sehr erregt. Es war ein gräßlich peinlicher Moment für mich. Ich hatte mir vorgenommen, ja zu sagen — der Eltern wegen — auch meinetwegen — aber nun, wie ich vor der Entscheidung stand, konnte ich's nicht! Alles in mir sträubte sich — mich fror.

Ich sagte nein —

Vielleicht bereue ich's noch einmal.

Wir redeten noch eine Weile lang hin und

her — ich weiß nicht mehr was, — es ist ja auch gleichgültig.

Ich reise ab.

* *
*

Der Doktor hat noch spät abends einen Rohrpostbrief geschickt. Er ist bereits auf dem Wege nach Hamburg. Dort geht morgen ein Schiff ab, das ihn zu einer Nordlandfahrt mitnimmt. Das wird ihn zerstreuen.

Ich atmete auf.

Es ist ein tief empfindender, ernster Mensch. Er wird sich nicht so leicht trösten, wie die Kategorie Bodo-Dickens — mit ihm habe ich Mitleid.

Von meiner Abreise soll natürlich nun keine Rede sein, und mich quält eine brennende Sehnsucht nach dem Heimatswinkel — nach meinem engen Stübchen — in dem verblichenen alten Seidensessel im Fensterecken möchte ich hocken — schadhafte Tischwäsche stopfen meinetwegen — nur daheim sein — daheim —

Was soll das werden? Ich muß mich zusammenraffen, oder es nimmt ein schlechtes Ende mit mir.

* *
*

Seit einiger Zeit huste ich. Zuerst beachtete ich es nicht, doch fällt mir jetzt auf, daß es derselbe trockene Husten ist, an dem Mama seit ihrer Krankheit fortgesetzt litt. Dazu Kopfschmerz und eine Müdigkeit in den Beinen, daß mir zuweilen das Gehen schwer fällt.

Vielleicht liegt es auch am Herbstwetter. Es wird kalt, das Laub fällt von den Bäumen. Die Luft ist feucht und neblig.

* * *

Über Bodos Heim schwebt der Klapperstorch, und wir sind täglich unterwegs, die Babyausstattung zu besorgen. Onkel Karl August seiner eigenen Rede nach „immer mittenmang".

Warum ihn seine geliebte Frau immer zur Auswahl heranzieht, ist mir nicht klar, da sie stets nach eigenem Geschmack, der nicht übel ist, wählt.

„Nein, Kinder, was für reizende Steckkissen! aber sag' Kardel (Kardel ist jedenfalls ein apartes Diminutiv), sag', Kardel, sind die Spitzen nicht zu fein?"

Kardel prüft sachverständig mit Daumen und Zeigefinger die Kanten und wirft den Kopf mit dem weißen Haarpelz in den Nacken.

„Na versteht sich, Jettchen! und wer weiß, was für tollpatschige Waschweiber sie da in Danzig haben! wir suchen lieber was Durables!"

Eine neue Flut von Wäsche und Spitzen steigt herauf, sie suchen und finden in schönster Eintracht „Durables".

Nachher bei den Bettchen und Kissen gerät das Ehepaar in einen beinahe heftig werdenden kleinen Disput, weil Herr von Terry als alter Junggeselle (der er bis vor wenigen Jahren noch war) „entschieden nur für gesunde Roßhaarfütterung" plädiert, und seine Frau Liebste ihm „diesen Unsinn" mit der Begründung auszureden versucht, daß kleine Kinder „genau so wie ganz kleine Tiere" zum Gedeihen zunächst viel Wärme nötig haben und daher für's erste nur Federbettchen am Platze seien.

Der Verkäufer, der in Art und Kleidung den Eindruck eines ernst vornehmen Gerichtsherrn macht, steht unbewegt wie ein schwarzer Fels hinter dem weißen Spitzengischt und läßt höflich abwartend das Roßhaar- und Federscharmützel an sich vorüberziehen.

Ich kann da auch nicht mitreden. Seit ich denken kann, schläft daheim jedes von uns unter leichter Wolldecke auf guter gerader Matratze — unter dem Kopf ein lockeres Roßhaarkissen —, das man

uns Kindern fortzog, sobald wir eingeschlafen waren, damit wir hübsch gerade würden.

Endlich verlassen wir Gerichtsherrn und Wäscheberg und ziehen zu Dritt der breiten Treppe zu, um die Abteilung für Betten aufzusuchen.

Tante Jette raschelt sieghaft um einen Schritt voraus und macht eine anzügliche Bemerkung über „gewisse Sachen", von denen „Die Mannsleute wirklich nichts verstehen".

Er macht einen bescheidenen Versuch, noch einmal beim Vorzug des Pferdehaares zu beginnen, aber der Raschelrock ist plötzlich zwei, drei Meter im Vortrab — man schweigt.

Mir fällt eben ein, daß Mama — der Intimität dieser Einkäufe wegen — meine Anwesenheit dabei höchst unpassend finden würde.

* * *

Eben sah ich den Doktor. Ich empfand einen lebhaften Schreck. Er fuhr im offenen Wagen an unserer Wohnung vorüber. Er sah herauf, blaß und ernst, wie mir schien. Wenn er mich sehr liebt, wird die Reise ihm ja auch nichts genützt haben. Alle „Zerstreuungen" sind Luft, sind wesenlos, wenn sie gegen wirkliches Herzeleid ziehen sollen. Sie erreichen es nicht. Sie sind wie Schneeflocken, von

der Aprillaune herabgestreut, vergehend, ehe sie ihr Ziel, die Erde berühren.

Nun ist es aus mit meiner Ruhe hier. Ich muß fort. Ich will nicht mit ihm zusammentreffen. Wenn ich von anderer Art wäre, könnte ihm geholfen werden. Mir auch! aber ich kann mich nicht anders machen wie ich bin. Ich liebe ihn nicht. Ich liebe den, der unter grünem Rasen schläft —

Du, du! dich liebe ich! Mein Herz kann nicht los von dir, auch wenn du tot bist —

Unter diesen guten freundlichen Menschen bin ich einsam — und oft tottraurig — und oft weine ich nachts in mein Kissen — aber zu dir! Hole mich fort, Georg, zu dir — ich bin müde und traurig — ich will auch unter Rosen und Efeu schlafen — aber bei dir, in deinem Arm — nicht anders wo allein, im schwarzen schauerlichen Loch — ich wäre da dann auch ruhelos.

Du warst nicht glücklich, ich weiß es. Vielleicht gingst du darum schlafen. Hole mich. Wir wollen unser Leid zusammen in die Erde betten und uns dazu — und friedlich einschlummern —

Und über uns auf dem Hügel blühen Flieder und Rosen, und die Vöglein darin singen von zwei modernen Menschen, die aus Versehen ganz altmodische Herzen von der Natur erhalten hatten, —

Herzen, die nicht in die heutige Zeit paßten, wo man das eine liebt und dem andern sich zu eigen gibt, wo man „das Leben nimmt, wie es ist“ — die zwei verstanden das nicht, darum gingen sie unter Rosen und Efeu schlafen —

So singen die Vöglein auf dem Hügel — ich höre, wie sie singen, und ich sehe etwas Weißes schemenhaft vorbeischweben und ihnen zunicken — den Engel des Friedens.

Mein Gott, gib mir Frieden! Ich bin unglücklich! Ich bin ein viel zu elendes jämmerliches Geschöpf, um durch eigene Kraft und durch Arbeit Kummer und Not zu bekämpfen.

Am Tage, wenn die Sonne scheint, wenn dies und das meine Aufmerksamkeit erregt, wenn ich mit den andern rede und wohl auch lache, dann kommt's, daß ich tausend mutige Pläne schmiede und den Kopf hoch halte, — aber nachts — wenn alles still ist — wenn ich allein bin in der Einsamkeit — dann fallen alle Vorsätze jämmerlich zusammen — und ich weine — und fürchte mich —

Solch ein Schwächling bin ich.

* * *

„Du willst bloß wieder koppheister nach Hause fahren, weil der Doktor zurück ist, und das zeigt

man, daß du dich sehr im Unrecht fühlst, nimm's man nicht übel, Trudchen!"

Tante Jette beschließt mit diesem sehr ärgerlichen Satz eine längere Debatte, meine Abreise betreffend.

Ich seufze und schweige. Ich kann doch nicht fortwährend wiederholen, daß ich ein grenzenloses Mitleid für den Doktor empfinde, aber ihm sonst nicht helfen kann. Ich kann nicht. Ich will fort.

Dieses manchmal etwas zu dringliche Bestreben der Tante bezüglich meiner „Versorgung" fängt an, mir lästig zu werden.

„Ja, seufz' du man, mein Herzchen! schad' — schad'! — daß die Menschen immer erst klug werden, wenn sie graue Haare kriegen! Du wirst auch noch klug werden, mein gutes Schäfchen!"

Warum lasse ich mir das eigentlich bieten? Ja, warum? hat der Geldmangel uns schon so degradiert, daß wir von Bodos Schwiegermutter alles einstecken?

Mich will sie kategorisch verheiraten, und der Mama schreibt sie dazu ganz ungeniert, sie möchte doch „vernünftig mit mir reden" und verhüten, daß ich „mein Glück fortstoße". Das liest sie mir dann noch obendrein vor.

Natürlich ignoriert Mama das.

Abends nach Tisch reißt Tante Jette den Zettel vom Kalender, liest den Vers, macht einen dicken Blaustrich daneben und legt ihn mir ohne ein Wort dicht vor die Nase:

All euer girrendes Herzeleid
Tut lange nicht so weh,
Wie Winterkält' im dünnen Kleid,
Die bloßen Füße im Schnee.

All eure romantische Seelennot
Schafft nicht so herbe Pein,
Wie ohne Dach und ohne Brot
Sich betten auf einen Stein.

Girrendes Herzeleid und ich!

Es liegt etwas Erschütterndes in dem Gedanken, daß es tatsächlich Menschen gibt, die Ärmsten der Armen, die ohne Brot und ohne Schuhe auf der Straße sterben und verderben.

Ich weiß nicht, wie es ist, hungernd und frierend, obdachlos in Schnee und Kälte sich betten, aber ich vermag nicht zu glauben, daß körperliche Not weher tut, wie die Raubtierkralle des Seelenschmerzes.

Ich bin seit einigen Tagen in Mecklenburg bei Annas Zwillingsschwester Tina, die hier an einen Gutsbesitzer verheiratet ist. Sie war nach dem Tode ihres kleinen Sohnes schwer erkrankt und ist nun,

obgleich körperlich ganz hergestellt, so in ihren Gram versunken, daß die Aerzte ein Gemütsleiden fürchten, wenn nichts für sie getan wird.

Sie empfahlen eine längere Reise, aber der Gemahl war dagegen, und nun wurde „ein heiteres junges Mädchen" gesucht, die Frau Tina von Terry „aufheitern" soll.

Halb im Scherz meldete ich mich dazu bei Tante Jette.

„Ach, da ist nichts los für junge Mädchen. Die Landwirte haben alle kein Geld und suchen reiche Frauen," (als ob ich da einen Heiratsmarkt zu finden hoffe) „na und ein Vergnügen ist es auch nicht, auf Paulinenfeld zu leben."

„Ich will ja kein Vergnügen, Tante Jettchen."

„Und mit der Tina ihrem Mann stehen wir uns nicht sehr," unkte sie weiter, „der ist fuchswild, daß ich seinen Erbonkel geheiratet hab'. Er hätt' ihn gern allein beerbt — aber wenn du hinwillst, Trudchen — du kannst es dir ja mal ansehen, und natürlich gehst du als Tina ihr Gast hin, und Taschengeld kriegst du von mir. Der Tina ihr Kerl braucht nicht zu wissen, daß du per Gewalt alte Jungfer werden und dich bei Fremden umsehen willst."

Ja, bei Fremden umsehen, das wollte ich versuchen. Einmal muß ein Anfang gemacht werden.

Und diese Menschen sind ja Fremde für mich.

Ich bezwang daher meine Sehnsucht nach Hause.

Ich wollte vernünftig sein.

Und nun bin ich hier.

Als ich Annas Schwester sah, erschrak ich. So kann der Gram einen Menschen herrichten. Beide sind an einem Tage geboren, und diese sieht zehn Jahre älter aus.

Ein hohlwangiges, blasses Gesicht, fast spitz, müde, schlaffe Züge und einen schmerzlich herabgezogenen Mund.

Weß Geistes Kind sie ist, weiß ich nicht, da sie wenig spricht, fortwährend um das Kind weint und für nichts, aber auch für nichts Interesse verrät. Das ist ja auch begreiflich bei solchem Kummer.

Der Hausherr ist wohlgenährt, phlegmatisch und wortkarg. Jedenfalls macht er keine Anstrengung, irgend eine Unterhaltung in Gang zu bringen, und auf Gesprächsanfänge meinerseits geht er so wenig ein, daß es beinahe unhöflich ist.

Zuerst dachte ich, die Trauer um das Kind und die Sorge um Tina mache ihn stumm, aber nun ich genauer beobachte, scheint es mir nicht so.

Im Hause herrscht das Schweigen eines Trappistenklosters. Auch die Mahlzeiten werden stumm eingenommen, wenn man von einer gelegentlichen Bitte um Salz, um diese oder jene Schüssel absehen will. Steht jede Schüssel jedem passend zur Hand, wird nichts geredet. Jeder Uneingeweihte würde die Tafelnden für Taubstumme halten.

Da meine Bemühungen, ein Gespräch in Gang zu bringen, fortgesetzt an dem Schweigen des Ehepaares scheitern, scheint die Trappistenstille auch weiterhin gesichert. Wer auf jede hingeworfene Bemerkung ein „Ja" oder „Nein" oder „Hm" oder auch gar keine Antwort bekommt, wird es schließlich wohl lernen, den Mund zu halten.

Und ich soll hier das „aufheiternde" Element sein. Die reinste Ironie.

* * *

Die Frau des Hauses redete neulich einen langen Satz:

„Es tut mir so leid für Sie, liebe Gertrud, daß es so still hier ist, da ich Ihnen nichts bieten kann, aber ich —" das weitere ging in Weinen unter.

Ich kenne solche Stimmungen. Ich redete ihr herzlich zu und brachte Trostgründe an, obgleich sie mir nichtig erschienen. Dabei hatte ich die sehr deut-

liche Empfindung, daß ich der Armen am angenehmsten erscheine, wenn ich mich gar nicht um sie kümmere und überhaupt jeden „Trost“ unterlasse. Das tue ich nun auch.

Da ich keine rechte Beschäftigung habe, streife ich viel in Garten, Wirtschaftsräumen und Ställen herum und betrachte alles mit dem Interesse, das ein Gutshof einem tierfreundlich gesinnten Stadtkind einzuflößen vermag.

* *
*

Schade, daß ich zu so ungünstiger Zeit hergekommen bin. Hier tobt und rast jetzt in einem fort der Herbststurm, als sei Tag für Tag die wilde Jagd im Anzuge.

Bei meinen Spaziergängen habe ich alle Hände voll zu tun, um mich nicht unterkriegen zu lassen.

Dieser Herbststurm ist hier ein Rüpel!

Er stößt mir den Hut aufs Ohr, ins Genick, über die Nase, wie's kommt.

Er wehrt mir höhnisch pfeifend das Vorwärtsschreiten, daß ich kaum vom Platz kann, und habe ich mich mit aller Kraft einige Meter weiter gekämpft, springt er johlend herum und versetzt mir plötzlich hinterrücks einen boshaften Schub, daß ich nun, wie

nicht klug, in rasendem Laufschritt vorwärts stürzen muß.

Es ist wirklich ein Rüpel.

Händevoll Sprühregen wirft er mir ins Gesicht und paßt dann genau auf, ob ich den Schirm aufspanne — und kaum ist das geschehen, duckt er sich heimtückisch unter mein Schutzdach und springt im nächsten Moment mit brüllendem Gelache hoch, daß der Regenschirm mit einem Entrüstungston nach außen umklappt, wie eine Riesentulpe gen Himmel strebt und sich unvernünftig sträubt herumzukippen. Eben habe ich mit Mühe und Not seinen Eigensinn bewältigt und ihn in die herkömmliche Form zurückgepreßt, da reißt mir der Sturm den Hut vollends vom Kopf. Der rast, wie besessen, dem nächsten Wasserloch zu. Ich natürlich in wildem Lauf hinterher mit wehendem, zerzaustem Haar, beinahe weinend vor ohnmächtigem Zorn und — laut schimpfend auf den Rüpel.

Der johlt, pfeift, donnert, brüllt sein Lied mit Variationen — ein Höllenlärm.

* * *

Das Wetter bleibt so. Sturm, Regen — Regen, Sturm — zuweilen ein bißchen hervorlugender Sonnenschein, gerade soviel, um uns zu

uzen: „Sieh' mal — ich kann heraus kommen, aber ich tu's nicht, etsch! etsch!"

Tina sagt, um diese Zeit ist es hier immer so, monatelang — das sind ja schöne Aussichten. Im Hause das Schweigen des Todes, und draußen die Grobheiten der Wettergeister.

Das letztere ist jedenfalls vorzuziehen, da man von zwei Übeln bekanntlich das kleinere wählt.

Diese Leute hier leben wie auf einer Robinsoninsel. Sie gehen nirgend hin, niemand kommt zu ihnen. Nie wird ein Wagen aus der Remise gezogen, nie kommt ein Wagen auf den Hof.

Wenn das Wirtschaftsgetriebe nicht wäre, das Geräusch der Maschinen, das Hufeklappern der Arbeitspferde, Brüllen, Blöken, Schnattern, Gackern der Tiere und die Stimmen von Tagelöhnertroß und Hofgesinde, — man könnte wirklich denken, man sei auf der Robinsoninsel.

Das Terrain ist groß, mit Wald und See, klarem, muschelgründigem Flüßchen, schilfumsäumten Teichen und Wasserlöchern.

Ich streifte alles ab, und trotzdem ich nichts erlebe, habe ich nie Langeweile, so viel giebt es zu sehen, zu beobachten, zu belauschen draußen.

Wenigstens jetzt fehlt mir noch nichts, doch weiß ich nicht, ob es so bleiben wird.

Mit dem Sturm bin ich nun vertraut. Er kann mir nicht mehr viel anhaben. Heute lachte ich ihn aus. Im Hause war's ungemütlich — ich zog einen fußfreien Rock an, Regenmantel, Reitstiefel (jawohl!), band mein Fizbarett mit einem Gazeschleier fest, unter dem Kinn geknotet, nahm meinen Schirm, der nach der letzten Schlacht einen neuen mehr starken als eleganten Stock vom Drechsler des nächsten Städteleins eingezogen erhielt, und stapfte los.

So, nun komm nur her. Heute sollen mir deine Straßenjungenrüpeleien nichts anhaben.

Und er kam. Lärmend, raufluſtig blies er in meine Slovakenjungenfrisur, riß die Schleierschleife hoch und fuhr mir damit in die Augen. Ich steckte sie ruhig in den Halskragen hinein.

Ja, zause du nur!

Er schnob und prustete, schrie mir ins Ohr, tanzte wie ein Hexenmeister um mich herum und schlug wütend auf meinen Gummimantel, daß es klatschte.

Ja, schlage du nur!

Da blies er sich grimmig auf, fuhr fauchend in den Wald und sang den alten Baumriesen sein Donnerlied.

Eine Weile lang stand ich still im Schutze einer

mächtigen Eiche und lauschte. Jetzt war er nicht der ungezogene Straßenjunge, der das fremde hergewehte Stadtkind foppte und in hellen Zorn brachte, — wie der Abgesandte des Winters erschien er, der mit ernstem, mächtig brausendem Heroldsruf das Nahen des in der Ferne auftauchenden strengen Gebieters verkündet . . .

Und die alten Baumriesen neigen sich rauschend zum Zeichen, daß sie den Ruf vernommen . . .

Ich weiß nicht, wie lange ich so gestanden, wie lange ich dann noch gewandert. Ich dachte an die lieben Eltern daheim, an die gute Tante Ulrike und spann ein langes Märchen von einem rosenumsponnenen Häuschen in versteckter Garten — von einem ruhigen, sorgenlosen Darinnensitzen. Nur manchmal auf ein Weilchen hinausfliegen, als Schenktante, bei Bodos Kindern hineingucken, und dann wieder zurück in das liebe Rosenheim. Viel, viel Bücher müßten darinnen sein — Bücher sind die besten Freunde und die treuesten.

Ich vergaß den Sturm und träumte von einer guten Menschenfee — von einer reichen natürlich —, der hatte ich das Leben gerettet, irgendwie — und dafür schenkte sie mir solch ein kleines eigenes, unabhängiges Reich.

Ich war nicht zu stolz, es anzunehmen. Gar

nicht! Ich dankte von Herzen und war glücklich — soweit ein Mensch glücklich sein kann, dem das Schönste, das Süßeste, was es auf der Welt gibt, ein reines Liebesglück — für ewig entrissen ist.

Wenn der Traum doch Wahrheit wäre! aber keine Millionärin der Welt wird je auf die Idee kommen, mir ein Rosenhäuschen zu schenken.

Ich kann es mir selbst kaufen, der Kaufpreis bin ich selbst! Aber ich mag nicht! Wenn ich daran denke — mich friert.

Es dämmerte, als ich vor dem Haustor hielt. Solange war ich draußen gewesen?

Tina stand am Fenster. Über ihr blasses Gesicht ging etwas wie ein Schein von einem Lächeln beim Anblick meiner Equipierung.

Ich nickte ihr zu, und dann sah ich nach dem Wald zurück und nach dem Sturm.

Die hehre, großartige Melodie war verrauscht. Er hatte das Thema wieder gewechselt.

Im Walde war ein Knattern, Brechen, Ächzen, Stöhnen, Brüllen und Heulen, als stürzten die alten bemoosten Stämme und erschlügen aufschreiende Tiere — ein Höllenlärm.

Tina winkte, ich sollte ins warme Haus kommen.

Ja, sie heizen in allen Räumen, aber ihr Heim hat keine Wärme.

Ich friere hier.

* * *

„Onkel Karl August" ist eingetroffen. Allein hält er's daheim nicht aus, denn „Jettchen" ist „zu Bodos gedampft, Ordnung machen."

Der alte Herr stört angenehm das Trappistenschweigen.

Gestern hat er mit mir eine Fahrt nach Römershof gemacht — Auftrag von Jettchen!

Ich bin sehr liebenswürdig empfangen worden und habe versprechen müssen, wiederzukommen.

Heute wurde das ältere der beiden Reitpferde aus dem Stalle geholt — (Auftrag von Jettchen) der alte Herr hieß den Kutscher eine Decke um die Beine nehmen und sich in den (aus Römershof geliehenen) Damensattel schwingen.

Der Schimmel ließ sich's ruhig gefallen, trotzdem er nicht ohne Temperament ist, machte er keine Anstalten, das ungewohnte Zeug abzuwerfen.

Morgen mache ich einen Reitversuch.

Was der stumme Hausherr zu der Sache sagt, kann ich nicht ergründen. Er äußerte weiter nichts,

als, daß er „aber nicht in der Lage sei, mir einen Reitknecht als Begleiter zu stellen".

Ich denke, hier im Umkreis der Robinsoninsel wird es auch ohne nachtrabende Bedienung gehen. Krähen und Spatzen — andern Zuschauern begegnet man nicht — werden wohl nichts dabei finden, daß „man" als Dame allein ausreitet.

* * *

Ich komme eben von einem stundenlangen Spazierritt zurück. Das erfrischt und regt an, obgleich ich's schon spüre, daß nachher noch das körperliche Unbehagen nachkommt, das sich stets einstellt, wenn man nach Jahr und Tag wieder einmal auf einem Pferd gesessen hat.

Ich und der Schimmel, wir sind noch nicht ganz einig. Im Schritt geht er tadellos und der Damensattel scheint ihn nicht zu genieren, aber er ist kitzlich, der alte Herr — sowie ich ein bischen Trab und Galopp im Sinn habe, stört ihn der Reitrock und er wird ungemütlich. Zuerst will er dann sofort Kehrt machen, was mir natürlich nicht paßt. Er rächt sich dafür zunächst durch eine Art „Parademarsch auf der Stelle" und versucht dann mich gegen eine Wand, einen Zaun und wenn solche nicht vorhanden, gegen einen Baum zu drücken. An einer

Wegbiegung haben wir uns so mindestens zwanzig Minuten zwecklos herumgedreht, ohne daß eins von uns seinen Willen bekam, schließlich gab er als der Klügere nach — um das Manöver bei nächster Gelegenheit zu wiederholen. Im Stillen gebe ich ihm dann gräßliche Schimpfnamen, was immer etwas erleichtert, und laut sage ich ihm allerlei Liebes — dabei freunden wir uns allmählich an.

Ich bin kreuz und quer durch den Wald geritten, ab und zu nahm ich auch ein Stück Landstraße, die zuweilen ein Ende „Hohlweg" hat, das heißt, der Weg wird so schmal, daß nur eben ein Wagen knapp Platz hat, rechts und links von einer schräg ansteigenden Graswand eingefaßt, steil genug, daß ein Hinauffahren absolut ausgeschlossen ist. Ich möchte nur wissen, was hier die Leute machen, wenn sich zwei Wagen in solchem manchmal erheblich langen Engpaß begegnen. Wie kann es nur solche Landstraße geben? Dazu verhindert das hügelige Terrain jedes zeitige Erkennen eines näherkommenden Fuhrwerks. Ein Ausweichen ist aber unmöglich.

Ich sprach vorhin zu den anderen darüber. Der Hausherr meinte „hm — ja" — und Onkel Karl August erklärte bestimmt: „Hier treffen sich nie zwei Wagen!"

Ich mußte lachen, aber es ist wohl so — in all

den Stunden bin ich keiner Katze begegnet, geschweige denn Menschen und Gefährten, obgleich die schmale Wagenspur sehr tief ausgefahren ist.

Es gehen ja auch genug Korn-, Kartoffel- und andere Lasten darüber hin und manches leichte Fuhrwerk — merkwürdig! daß sich nie zwei begegnen sollten.

* * *

Ich war heute in den Wohnungen der Tagelöhner, um Namen und Alter der Kinder für die Weihnachts-Bescherung aufzuschreiben.

Das kleine Volk war gar nicht schüchtern, besonders, die größeren gaben lächelnd und glänzenden Auges Bescheid. Man sieht ihnen schon die Vorfreude an.

Sie hatten es ausnahmslos alle sehr warm in ihren kleinen Stübchen — aber mich fror, als ich mich umsah. Gekalkte Wände, ein roher Lehmofen, der Fußboden nicht Holz, sondern rote Steine — überall ein Kribbel-Krabbel von Kleinen darauf — und so ärmliche, schlechte Möbel (Möbel, das Wort paßt gar nicht) sah ich mein Lebtag nicht. Unsere Danziger Waschfrau wohnt dagegen mindestens gräflich.

Diese armen Menschen! Tag für Tag, Jahr

für Jahr ziehen sie zur Arbeit auf's Feld oder auf den Hof — auch die Frauen — und wenn sie alt und grau sind, ist ihr Ruheplatz ein harter Bretterstuhl.

Man sieht selten ein hübsches Gesicht. Die Arbeit in Sonnenbrand und Kälte verdirbt früh die Haut und die zahlreiche Kinderschar wird wohl auch nicht das Aussehen der Mutter heben.

Ich erschrak, als ich das Alter einiger Frauen erfuhr. Ihr Äußeres ist fast durchweg den Jahren weit voraus.

Ich habe jetzt reichlich zu tun, da ich Tina manches abnehme. Es ist gar kein geringes Stück Arbeit, die Vorbereitungen zu treffen, um so einer kleinen Herde von einigen vierzig Kindern und dem Hofgesinde „aufzubauen".

Es kostet ordentlich Kopfzerbrechen, für jeden das Rechte zu treffen, denn die Kinder erhalten außer dem Teller mit Naschwerk auch nach Alter und Ansehen kleine Geschenke.

Tina scheint durch diese Beschäftigung etwas abgelenkt von ihrem Gram, zuweilen wird sie ganz lebhaft bei unsern „Beratungen".

* * *

Brief von Tante Jette an den Gemahl.

Lieber Mann!

Ein kleines Mädchen ist einpassiert. Soweit ist alles gut. Bodo hat sich erst garnicht gefreut, weil er sich, wie alle jungen Schafsköpfe von Vater, auf einen Jungen gespitzt hat, aber nun geht es schon. Sorg' man, daß Trudchen mit Tina viel ausfährt und daß Trudchen da ein bißchen an's Licht kommt. Der Römershofer wär' eine schöne Partie.

Die kleine Marjell wiegt acht Pfund. In großer Eile viel herzliche Grüße an Euch alle

Jette.

Sie scheint mit Bodo schon sehr intim zu sein, daß sie ihn Schafskopf benamset. Gut, daß Sorgenmamachen das nicht weiß. Und der Römershofer ist eine Partie für mich. (?)

Diese Heiratswut der lieben Tante ist gräßlich und unheilbar.

* * *

Weihnachtsabend.

Die Bescherung der Leute ist vorüber und damit scheint hier der ganze Weihnachtsglanz erloschen. Es war zu hübsch, all' die entzückten, blanken Kinderaugen zu sehen und die Begeisterung, mit der sie — unter Führung des Dorflehrers — ihre Weihnachts-

lieder sangen. „Stille Nacht" und „Ihr Kindelein kommet".

Im Hintergrunde standen die Väter und Mütter, sahen auf ihre reingewaschenen Kleinen und freuten sich mit.

Der Anblick der beiden hohen Christtannen trieb mir Tränen in die Augen. Es ist das erste Mal, daß ich dies herrlichste unserer Feste nicht im lieben Vaterhause erlebte. Ich sah den Weihnachtsbaum bei Bodo brennen — die Eltern Arm in Arm — das junge glückliche Paar — und Tante Jette mit ihrem Eheherrn, der gestern mit der Eile eines Liebhabers abreiste, um Weihnachten weihnachtlich zu feiern.

Ich möchte bei ihnen sein, aber mich werden sie nicht vermissen.

Hier ist keine Weihnachtsstimmung.

Der Eßtisch wies einen Gang mehr und eine Flasche Wein auf — sonst war es ein Abend wie jeder andere auch.

Nachher vertiefte sich der Hausherr stumm in seine Zeitung wie sonst auch, und Tina blätterte mechanisch in der Journalmappe herum.

Sie soll früher sehr lebhaft und anregend gewesen sein, aber ich fange an zu begreifen, daß man wohl still und stumpfsinnig werden kann, wenn

man jahrelang unentwegt nur die Gesellschaft Taubstummer genießt.

Herrgott, welche Öde ist diese Ehe. Wie ein Ideal von Glück und Schönheit erscheint mir dagegen das geträumte Altjungfernheim meines Rosenhäuschens.

Das Herz ist mir heute zentnerschwer. Um nicht wieder in stundenlanges Weinen zu verfallen, klammere ich mich, in Ermangelung von Menschen, an dies Eheheimbuch. Aber es nützt nichts. Zwischen den Zeilen, die ich schreibe, taucht es immerfort auf, das elende Gefühl: ich bin allein und einsam, heute am Weihnachtsabend! Die Briefe und kleinen Geschenke der Eltern können mich über die Trennung von ihnen nicht trösten.

* * *

Der Dezember benimmt sich wie ein angenehmer Oktober. Ich ließ mir deshalb den Schimmel satteln und ritt in den sonnigen letzten Tag des Jahres hinein.

Und heute begegnete mir wirklich, und dazu noch im Hohlweg, ein Wagen. Als ich ihn bergan kommen sah, machte ich höflichst Kehrt, ritt bis zur Verbreiterung des Weges zurück und sah — entschieden neugierig — (Einöde züchtet Neugier) dem Wagen entgegen.

Schwiegermama und Schwägerin des verwitweten „Römershofer" saßen darin.

Sie begrüßten mich anscheinend sehr erfreut und die alte Dame fragte mich, ob ich nicht den heutigen Abend bei ihnen verleben möchte — in Paulinenfelde würde ich wohl nichts versäumen, fügte sie mit mokantem Lächeln hinzu.

Nein, ich versäumte nichts, aber Tinas Mann reiste heute mittag zu seiner Schwester, die ihn seit Wochen wie eine liebende Braut mit Briefen bestürmt, er möchte Silvester bei ihr feiern.

Ich sagte, daß ich Tina nicht allein lassen könne. Dann möchten wir beide doch hinkommen, baten die Damen.

Meine Versuche, Tina dazu zu bewegen, scheiterten an ihrer Stimmung. Sie bat mich so dringend, allein zu fahren, daß ich nachgab.

In Römershof war ein größerer nachbarlicher Kreis versammelt. Es wurden die üblichen Silvesterscherze, auch etwas mäßig gute Musik gemacht.

Ich hatte fortwährend Gewissensbisse wegen Tinas Einsamkeit am heutigen Abend, wo alle Welt fröhlich ist, und verabschiedete mich daher trotz liebenswürdiger Gegenwehr bald nach Tisch.

Ich fuhr an erleuchteten Tagelöhnerkaten vorbei, hörte Harmonika und Fiedel kreischen, sah

hinter den gardinenlosen Fenstern tanzende Paare sich drehen und hörte Draußenstehende „Prost Nijohr“ schreien.

Hier war die ganze Hausfront dunkel, Tina also schon zu Bett.

Leise schloß ich die Haustür auf und trat ein. Aus einem Spalt des nach hinten gehenden Saales schimmerte Licht. Ich ging auf dem dicken Läufer lautlos weiter und sah durch den Spalt.

An dem einen Tannenbaum waren alle Lichte angezündet, und in ihrem hellen Schein, mit dem Antlitz zu mir, saß Tina auf einem Stuhl — mit blassem, schmerzverzerrtem, aber regungslosem Gesicht — mit sonderbar toten Augen sah sie in den Lichterglanz.

Zwischen ihren Händen lag etwas Weißes, ein Kinderjäckchen schien mir —

Was muß das für ein Mann sein, der diese kranke, trauernde Frau heute allein läßt? Das ist nicht rücksichtslos, das ist roh.

Ich fand nicht den Mut, diesen Schmerz durch nichtige Trostworte zu stören. Mit einem elenden Gefühl im Herzen schlich ich leise zurück und die Treppe hinauf in mein Zimmer.

Ich werde das Bild nicht los. Der stille große Saal — mitten darin der Tannenbaum in seinem

Strahlenglanze und davor — wie die verkörperte Verlassenheit — die einsame blasse Frau mit dem toten Blick.

* *
*

Monate sind vergangen, und ich habe dies Buch nicht berührt.

Tina war sehr krank, erst wochenlang heftige Influenza, dann ein kurzes Besserwerden, und nach einigen Tagen des Aufseins ein schlimmer Rückfall mit allen gräßlichen Begleiterscheinungen.

Ich habe sie gepflegt, mich auch etwas der Oberaufsicht der Wirtschaft angenommen, unter Anleitung der Mamsell Krankenspeisen bereitet und bin so beschäftigt gewesen, daß sich für meine Memoiren keine Zeit fand.

Krankenpflege strengt an. Ich habe es schwer gehabt. Das ist mir ganz gesund, denn bei all der Arbeit bin ich nicht so zum Bewußtsein meines Herzeleids gekommen, und nebenbei lerne ich „dienen".

Ich bin zwar nicht in „Brot und Lohn" hier, aber Tante Jette hat mir ein wirklich feines Winterkostüm und so viel andere schöne elegante Sachen geschickt, daß ich nicht anders mag, als sie „verdienen".

Daß ich hier allerlei lerne, wird mir auch

später von Nutzen sein, falls außer „etwas Schneiderei“ auch einmal „etwas Kochen und Krankenpflege“ gewünscht wird.

* * *

Seit Wochen hat sich wieder der häßliche Husten bei mir eingestellt, dazu auch noch Rücken- und Brustschmerzen.

Tina besteht darauf, daß ich mich vom Hausarzt untersuchen lasse, aber ich will nicht. Ich habe eine kindische Angst, er könnte bei mir ein gefährliches Leiden entdecken — gefährlich und kostspielig.

Dann will ich es lieber nicht wissen.

Sollte auf meinem Lebensweg von ferne ein neues Unglück herankommen, dann will ich in dem Falle — solange es irgend geht — mit Blindheit geschlagen sein.

Tina nennt das eine gefährliche Vogel Strauß-Politik. Es könne sich jetzt vielleicht um eine bald fortzuschaffende Erkältung und später — bei Vernachlässigung — um ein ernstes Leiden handeln.

Mir scheint, eine harmlose Erkältung wird sich auch ohne ärztliche Untersuchung wegräumen lassen — und wenn es ernst sein sollte — wie gesagt, dann will ich vorläufig noch blind sein.

Manchmal in der Nacht, wenn ich bis zur

Erschöpfung huste, dann steigt zuweilen so ein gespenstisches Grauen in mir auf, als bereite sich ein inneres Leiden in mir vor, das zu gräßlichen Operationen und zu frühem Tode führte. Und ich schaudere.

Wenn ich dann bei hellem Tageslicht darüber nachdenke, bin ich ganz ruhig bei dem Gedanken, daß ich vielleicht nicht mehr lange zu leben habe.

Wäre es hier nur nicht so geistig öde und einsam. Man beschäftigt sich unwillkürlich zu viel mit sich selbst und kommt auf trübe Gedanken.

Mir liegt nichts ferner wie die Sucht nach Zerstreuung und gesellschaftlichen Festen, aber etwas Anregung von außen möchte ich doch auch haben. Zuweilen macht mich die Klosterstille hier ganz nervös, und ich habe einen wahren Hunger nach Menschenstimmen.

Die Römershofer sind seit langem an der Riviera, und sonst kenne ich hier keine Seele.

Ich bin froh, daß der Frost abgezogen ist, und der Frühlingswind mir beim Öffnen das Fenster aus der Hand reißt. Solch ein Winter hinter schneeverschanzten Mauern, mit redefaulen Menschen und mangelhaften Bücherschätzen — als musikalischen Genuß das Heulen des Sturmes im Ofenrohr — solch ein Winter ist fürchterlich.

Ich freue mich auf den Frühling.

* * *

„Komm, lieber Mai, und mache
Die Bäume wieder grün,
Was ist das für 'ne Sache,
Man muß'n Pelz anzieh'n."

hörte ich die junge Mamsell heute singen.

Die zweite Hälfte des Verses ist mir zwar ganz neu, paßt aber ausgezeichnet auf diesen rauhen, stürmischen, eisig kalten „Wonnemond".

Seit acht Tagen haben wir Logiergäste. Ein Vetter des Hausherrn, Professor Held mit Frau.

Es ist mir ordentlich interessant, einmal mit anderen Menschen zusammen zu kommen.

Der Professor spricht gern und lebhaft und weiß über vieles, worauf ein geistig Hungernder Appetit hat, recht klug und gut zu reden, — nur stört mich seine Stimme, die fortwährend zwischen tonloser Heiserkeit und hohen schrillen Tönen wechselt. Es soll nichts Krankhaftes, sondern ein Fehler der Stimmbänder sein — und trotz dieser fehlerhaften unsympathischen Stimme macht ihm keiner sein Amt als Universitätsprofessor streitig — ein Amt, das doch zumeist im Halten von Vorträgen besteht.

Als Offizier würde er mit diesen „Stimmbändern" schleunigst aus dem Frontdienst entfernt,

d. h. penſioniert werden — im Hörſaal ſcheint das kein Übelſtand zu ſein.

Außerdem ſpricht er langſam, und zwiſchen zwei, drei Worten immer ein hörbarer Atemzug. Sonſt iſt er ein kleines, graues Männchen mit Spitzbart, hohlwangig, hohlbrüſtig, mit krummem Rücken, aber aufwärts gerichtetem Antlitz, letzteres wohl deshalb, weil er meiſt gewöhnt iſt, beim Sprechen zu andern Leuten phyſiſch aufzuſehen. Alter: Mitte Fünfzig. Gang und Haltung: Mitte Siebzig.

Er hat ein philoſophiſches Werk vollendet und nun für den ganzen Sommer Urlaub genommen, um ſich hier zu erholen.

Die Gemahlin iſt brünett, jüdiſcher Typus — die Naſenſpitze berührt faſt die Oberlippe. Die Augen groß, ſchön geſchnitten und ſchön gezeichnet, leer im Ausdruck, oder von unten herauf lauernd herumſuchend — ob Staub auf den Möbeln liegt. Figur mittel, platt, mit vorgeſchobenem Unterkörper, Gang etwas einwärts, Rücken krumm, Haltung ſchlecht, — ſcheint den Eheherrn vermöge der Allmacht der Liebe ſtark unter der Fuchtel zu haben, wird von ihm wie von einem Kammermädchen bedient und „ſüßes Frauchen“ angeredet. Alter etwa vierzig, halbgebildet, Geiſt keine Spur. In der Ehe mit Grandezza dominierend (was zu beobachten ſehr amüſant

ist), den hochgebildeten Mann wie ein artiges Hündchen lenkend und der eigenen Denkweise untertan machend.

Das Paar sieht schlecht genährt und schlecht gekleidet aus.

* * *

Diese Leute haben Manieren, die wie Ohrfeigen wirken.

Die Frau des Professors beginnt nie mit dem Essen, ohne erst mit Ostentation Teller und Besteck mit der Serviette tüchtig abzuputzen, als sei sie gewohnt, auf Reisen in einem schmutzigen, billigen Gasthof zu verkehren, wo dergleichen nötig ist. Speisen, die sie nicht möglichst kochend genießen kann, bereiten ihr keinen Genuß, und es wird sofort ungeniert getadelt, wenn die Suppe „niecht haiß genug", oder der, nicht vor Hitze rauchende Braten „wieder vollständig kalt" ist — auch genau so, als säße Madame nicht als Gast an einem herrschaftlichen Tisch, sondern in einem Dorfkrug, wo sie für schweres Geld schlechtes Essen erhält — und das unter den Augen der Gastgeber!

Ich begreife Tina nicht. Ich sehe, wie sie nervös zittert und erblaßt, aber sie begnügt sich mit einem verächtlichen Ziehen der Lippen und schweigt.

Ich würde als Hausfrau — das Gastrecht in Ehren — andere Saiten aufziehen. Wie Unkenntnis der Gesetze nicht vor Strafe schützt, so müßte Mangel an guter Form nicht vor Zurechtweisung schützen.

Der Professor hat nichts von dreister Impertinenz, aber er fällt wieder in anderer Art auf die Nerven, was sich auch mit der sprichwörtlichen Zerstreutheit nicht entschuldigen läßt.

Er hustet über die Speisen hin, ohne sich die Hand vor den Mund zu halten. Ob er nun in der Zuckerdose das passende Stück sucht, oder die Fleischplatte dicht unter die goldene Brille nimmt, immer sieht man seinen Husten buchstäblich darüber sprühen, — und er hustet stets.

Das ist widerwärtig.

Ich esse wie ein Vogel und stehe doch meist hungrig vom Tische auf, weil ich nicht von den Sachen nehmen mag, auf denen die unappetitlichen Sprühteilchen hingehustet sind.

Sitzen wir im Wohnzimmer, steht er alle zwei Minuten auf, um die Luftscheibe zu öffnen und hinaus auf die Freitreppe zu spucken. Da er sehr klein ist, gelingt es nicht immer, und der ekelhafte Auswurf bleibt am Scheibenrand hängen.

Wem dabei nicht physisch übel wird — pfui Kuckuck! Die Freitreppe umgehe ich stets wie die Pest, und wenn die Hintertür verschlossen ist, wähle ich zum Gaudium der Dienstmädchen ein Parterrefenster der Küche als Ein- oder Ausgang.

Ohne Hut betritt der Professor nie ein Zimmer und behält ihn auch auf dem Kopf, wenn er Platz genommen hat und wir Damen zugegen sind.

„Zieht es dir?“ fragt Tina gestern gutmütig-ironisch.

„Ach nain, waißt du, aber ich bin etwas erkältet und da —,“ das weitere ist Husten.

So etwas ist unerträglich. Er beginnt mit mir ein Gespräch über ein Buch, einen Dichter oder sonst etwas mich Interessierendes, — ich sehe den Hut auf seinem Kopf und wie er mir offenen Mundes entgegen hustet — und ich habe Mühe, das Ende seiner Rede schicklich abzuwarten und nicht mitten darin fortzulaufen.

Ich kenne alte, kränkliche Exzellenzen, die auf zugigen Korridoren und kalten Eintrittshallen den Hut in der Hand behalten, wenn sie Damen begrüßen und sprechen. In einem ringsum geschlossenen Zimmer sitzt dieser Mensch stets mit bedecktem Schädel. Unleidlich!

Der leiseste Wink seiner Frau würde genügen,

ihm diese Ungezogenheiten abzugewöhnen, aber sie tut nichts dergleichen. Entweder sie weiß es selbst nicht besser, oder sie hält in ihrer argen geistigen Beschränktheit den Gemahl für eine so hochstehende Persönlichkeit, die sich minder gelehrten Leuten gegenüber alles erlauben darf.

Übrigens beteiligt sie sich nie an einem Gespräch, das der Professor mit uns Damen führt. Wenn sie spricht, ist es über eine Speise, die sie hier oder da auf Reisen gegessen haben, oder es sind tadelnde Bemerkungen über die hiesigen Dienstboten. Bemerkungen, die mit ordinärer Dreistigkeit durchblicken lassen, daß Tinas Wirtschaftstalente gegen die eigenen einfach Schund sind.

* * *

Madame hat sich an ihrem Riesenregenschirm — „bei uns im Gebirge braucht man sie so groß" — die Krücke zerbrochen, was sie sehr erregte.

Der Gemahl wurde stehenden Fußes damit zur Stadt geschickt. Eine Bemerkung Tinas, daß der Milchfahrer den Schirm morgen mitnehmen könne, wehrt er eifrig ab.

Nach einigen Stunden kommt er, den geheilten Schirm wie eine Vase haltend, in geschäftiger Eile zurück.

Ich stehe am Gartentor. Mit freudiger Hast zeigt er mir die neue Krücke.

„Sehen Sie, Fräulein, sie ist schön, nicht wahr?"

Ich finde sie scheußlich, wenn auch der Eleganz des Schirmes angemessen — natürlich spreche ich das nicht aus.

„Ihre Gemahlin wird sich sehr freuen," sage ich freundlich.

Er strahlt. „Ja, es war auch die schönste Krücke der ganzen Sammlung, die man dort hatte!"

Ich sehe ihm lächelnd nach, wie er eifrig die Freitreppe erklimmt, und denke dabei: daß er wieder einen Haufen Spatzen unter dem Hut gehabt hat.

Der Mann denkt und die Frau lenkt.

Ich bin inzwischen ein Ende am Zaun langgegangen und höre schon wieder die heisere Stimme hinter mir — jetzt klingt sie empört und aufgebracht — und der Sprecher hat rote Flecke auf den hohlen Wangen.

„Fräulein! meiner Frau gefällt die Krücke nicht! Es ist ja auch wahr! Es ist ein ganz dummes Ding! Sehen Sie die scharfe Kante und," der Ton wird immer erregter, während er die weiteren Untugenden der unglücklichen Krücke herzählt.

Ich mache einen schwachen Versuch, Tinas Rat bezüglich des Milchfahrers zu wiederholen, aber er schüttelt heftig den Kopf, und ich sehe seine kleine Gestalt im wehenden Kragenmantel zum zweiten Mal stadtwärts hasten.

Der Weg ist nicht lang. Bei flottem Trab reitet man in 15 Minuten hin, aber zu Fuß — und wenn's so ein holperiges Füßchen ist.

Ist der gelehrte Herr verrückt? Oder hat ihn die Ehe verrückt gemacht?

Welche Dummheit vom Schicksal, diesen „Mann" Held zu taufen!

Vielleicht war er früher anders, als er noch keine Heldenfrau hatte.

* * *

Wir saßen in der Veranda, als die Postsachen gebracht wurden. Tina hält sich eine Berliner Zeitung, die heute nicht mitgekommen ist, was sie sehr verdroß.

„Das Blatt ist sehr royalistisch," sagte der Professor in einem Tone, wie etwa „miserabler Druck!"

Nachher, ich weiß nicht, wie es kam, sprach man von Marie Antoinette, und Tina gab etwas heftig

ihrer Meinung über „die damaligen Franzosenbestien" Ausdruck.

„Weshalb Bestien?" fragte der Professor abweisend. „Ich finde das durchaus nicht! Wenn einfache Bürgerleute umgebracht werden, regt sich niemand auf, aber wenn so etwas bei hochstehenden Personen geschieht, dann lärmt die ganze Welt. Damals in Frankreich mußten eben mal die Hohen und Höchsten dran glauben — das war ganz gut so."

„Binde dir nur einen roten Schlips um," sagte Tina wenig höflich, „dann wird dir diese Äußerung noch besser stehen —"

Ich hatte peinigende Rückenschmerzen, war deshalb sehr still und begnügte mich mit Zuhören.

Es hätte sich für mich als junges Mädchen ja auch nicht geschickt, dem alten Herrn meine Empörung an den grauen Kopf zu werfen.

In der andern Ecke sprach Frau Held freundlich-lebhaft zum Hausherrn irgend etwas von Knödeln, die sie daheim oft zubereitet — alle ihre Bekannten wollen das Rezept haben, aber „sie gibt es nicht her".

Diesseits des Bambussofas die liebliche Königin und ihre Henker — jenseits Knödel.

Nachher klärte sich das Wetter ein wenig auf, und wir fuhren spazieren.

Tina schloß sich aus, wie immer. Sie hat ihre spezielle Laune, wie alle kränklichen Leute. Die ihre besteht darin, sich mit dem Heldenpaar weder auf der Landstraße, noch im Städtelein zu zeigen. Ob es aus zur Schau getragener Nichtachtung der Gäste, oder deren reduzierter Garderobe wegen geschieht, ist mir nicht klar.

Wir nahmen keinen Kutscher mit. Vorn saß der Hausherr neben der Heldenfrau, dahinter der Held und ich.

Madame fährt „für ihr Leben gern", und der Gutsherr gab ihr liebenswürdig die Leine in die Hände — wenn er ihr nur auch das richtige Halten, wenigstens etwas zeigen wollte.

„Können Sie auch fahren, Fräulein?" fragte der Professor. „Sehen Sie meine Frau! ja ja, mein süßchen Frauchen, du hättest müssen einen Kavallerieoffizier heiraten!"

O du heilige Gelehrteneinfalt in Fahrangelegenheiten!

Frauchen nickt stolz-freundlich über die Schulter, und die gelbe Stirn unter dem zackig gebrannten Kraushaar faltet sich — der grollende Zug gilt wohl dem Schicksal, das ihr eigene Equipage versagt hat.

Hinter solcher Rosselenkerin zu sitzen, ist ent-

weder sehr amüsant oder sehr auf die Nerven fallend.

Zügelhaltung, wie eine zum Markt fahrende Gemüsefrau. Rücken krumm, Ellbogen gerundet, weit gespreizt — wie die Hände gleichmäßig auf- und abwippend — im ganzen Haltung und Bewegung genau an die Beschäftigung des Kühemelkens erinnernd.

Nein! Das ist kein erfreulicher Anblick am Bock. Dazu das Übermaß von Wichtigkeit im Gesichtsausdruck — und das Fahrkostüm?!

Eine Abart von großem, schwarzem, vollgarnierten Matrosenhut, schlecht sitzende, vielfach gestopfte Bluse aus Tennisstoff, einen dunkeln Rock von veraltetem Schnitt, mit unter dem Gürtel hervorkriechendem Hakenschluß, — weiße Zwirnhandschuhe.

Und da redet das Männlein von Kavallerieoffiziersfrau — o du heilige Einfalt!

* * *

Seit Wochen steht das Getreide in Garben und ebensolange fällt Tag für Tag der „Himmelssegen“ herab. Es regnet, regnet, regnet!

Gutsherr und Inspektor machen sorgenschwere

Gesichter und rennen in jedem freien Augenblick in die Halle — ans Barometer.

Manchmal steigt es — sie atmen auf — es regnet weiter.

Mamsell schwört, solange die Hunde nicht aufhörten, Gras zu fressen, höre auch der Regen nicht auf. Und die Hunde fressen weiter Gras.

Statt der Hundstagshitze herrscht Kühle.

Im Wohnzimmer ist geheizt, weil die Gäste „in dieser rauhen Gegend" frösteln.

Der Professor liegt mit Kragenmantel, Schlafdecke, Filzschuhen, Riechfläschchen — und Pulswärmer, das gelehrte Haupt selbstverständlich befilzt — im Schaukelstuhl und denkt nach.

Daneben sitzt Madame im karierten Wolltuch, mit feierlicher Dummheit und breit aufgestützten Armen über einen französischen Roman gebeugt — das Wörterbuch neben sich.

So sitzt sie seit einer Woche vor demselben Buch von früh bis spät und immer mit derselben feierlichen Dummheit. Gott, muß das ein schwerer Roman sein!

Man hat seit zehn Jahren daheim ein „französisches Kränzchen", und seit sehr viel länger einen Mann, der die Sprache beherrscht, aber trotz der unausgesetzten Lektüre rückt die Geschichte nicht weiter.

Bislang hat sie mit Arbeitswut von früh bis spät gestickt, zahllose Gedecke, Tischläufer, alle Arten „Garnituren", große und kleine Decken, Seidenwülste in allen Farben sind verstickt worden. Bei diesem rasenden Eifer muß sie einen ganzen Haufen Geld verdienen, wenn die Bezahlung auch nur miserabel ist — wie ich aus Erfahrung weiß.

Die Preise werden ja so gedrückt, weil so viele, viele, die versorgt sind, sticken — zum Schaden derer, die ums Brot sticken.

Wenn ich solche Arbeiten zu vergeben hätte, ich würde sie nur denen zuteilen, die die Not dazu zwingt, und solchen, die es aus Putzsucht oder Habgier tun, höflichst die Tür weisen.

Der Professor hat etwas Vermögen und 7000 Mark Gehalt. Für eine Großstadt wäre das nicht sehr reichlich — wenn sie Kinder hätten und in der Gesellschaft verkehrten. Beides ist nicht der Fall. Der Professor erklärte auf meine Frage nach ihrem Verkehr, daß ihm seine Kollegen zu dumm seien (vielleicht besteht diese kollegialische Dummheit darin, daß man das Pantoffelheldentum im Hause Held nicht respektiert), seine Frau habe allerdings Umgang mit einigen andern Frauen, aber sonst lebten sie nur für sich allein.

Das erklärt ihren völligen Mangel an gesellschaftlicher Bildung, aber nicht ihren Geiz.

Sie machen meilenweite Spaziergänge nach Dörfern und kleinen Städten, sitzen vorher mit Hut und Schirm ungeduldig auf den Kaffee wartend da und stellen sich mit dem Glockenschlag — oft überhitzt und schweißgebadet — zum Abendessen ein, um die Mahlzeit nicht zu versäumen. Eine Tasse Kaffee oder ein Butterbrot irgendwo einzunehmen, betrachten sie gewiß als Sünde.

Jeden Sonntag macht der Hausherr mit ihnen eine Bahnfahrt nach einem der nahen Seebäder. Als notleidender Agrarier gönnt sich der arme Mensch sonst nie dergleichen, und hat auch Tina und mich, ehe die Gäste kamen, nie dazu aufgefordert, und jetzt läßt er sich von diesen „Sparsamen" fortgesetzt dazu verleiten. Diese seine selbstlose Verwandtenliebe ist wirklich rührend. Vetter und Base bringen ihm dieselbe Liebe entgegen, nur — beileibe darf sie keinen Pfennig kosten.

Tina schlägt jede Einladung zu solcher Tagesfahrt aus bekannten Gründen ab und ich fühle mich selbstverständlich verpflichtet, bei ihr zu bleiben.

Da Tina jetzt nicht waschen läßt, spült die Frau des Helden Blusen, Strümpfe und sonst noch etwas, auf dem Schöpfbrett des Teiches knieend,

ohne Seife, im kalten Waſſer aus; zum Amüſement der Dorfleute natürlich. Zu meinem auch. Das Pantoffelheldchen ſteht dabei und nimmt Frauchen jedes ausgewrungene Stück ab. Ein Bild zum Malen! Wie ſolche ungerollte und ungeplättete Wäſche ausſieht, kann man ſich vorſtellen, aber — Krügers Onkel Emils Sparſamkeitsgenie verblaßt dagegen!

Ich habe das Wäſche-Idyll flüchtig ſkizziert, und da ich die Photographie der beiden zur Hilfe heranzog, iſt das Bildchen von einer lächerlichen Ähnlichkeit.

Seit einiger Zeit ſchlummert eine Idee in mir. Ich möchte verſuchen, für illuſtrierte Zeitſchriften zu zeichnen — mein Skizzenbuch hat ſich hier ſehr gefüllt. Ich habe natürlich auch den Profeſſor darin, in ſeinem, jeder Beſchreibung ſpottenden täglichen Ausgehkoſtüm. Wenn ich traurig bin, ſehe ich dies Bild an und muß lachen. Nicht der kleinſte Strich übertrieben; genau porträtiert und doch, wie das Original, ungewollte Karikatur.

Ein rebhuhnfarbiger, ſchäbiger Anzug mit zu kurzen Höschen und darunter hervorlugendem Rand derber, weißer Strümpfe. Die Jackettaſchen beulenartig abſtehend durch verſchiedene Flaſchen mit Äther,

Essig, Riechsalz, Salmiak, essigsaurer Tonerde usw., dazu umfangreiche Schnupftücher und Zeitungen.

Für die stete Überbürdung rächen sich die Taschen durch stets aufgerissene Mäuler und beulenartig herabhängende Verlängerung der Grundfläche.

Über dies fassonverreckte Jackett nimmt er bei gutem Wetter nicht den ganzen Mantel, sondern nur dessen losgeknöpften Kragen, der wie eine Art Damencape wirkt, außer am Halse, wo ringsum fünf große Knopflöcher die „Garnitur" ersetzen. Vorne und hinten verschwindet das Jackett unter dem Cape, seitwärts die Taschengegend guckt frech eine Handbreit hervor.

Hut ähnlich wie „Onkel Emils" schwarzbebänderter grauer, nur noch viel größer, hinten den Hals verdeckend, aus gelblichem Stoff, eine Art Wachstuch oder Steifleinen, ein Ungeheuer von Riesendimensionen.

Dazu wulstig zusammengedrehter Regenschirm, den Madame doch ordentlich drehen könnte, aber — sie stickt.

Die Feldleute halten mit Rechen und Gabel inne und feixen sich ungeniert zu, wenn die kleine Gnomengestalt vorübertrippelt, „Huch, wat'n Kirl!"

Es tut mir dann immer leid um ihn, daß sie ihn so zum Gespött herumgehen lassen.

Einen anderen Anzug habe ich bei ihm noch nicht gesehen.

Madame hat dagegen zu dem ewig gleichen Rock zwanzig Blusen, vieles altmodisch, einiges modern, alles von schlechtem Schnitt und billige Arbeit verratend. Sie trägt mit Vorliebe blau, was ihr zu dem gelben Gesicht schauderhaft steht. In Rot würde sie bis auf Haltung und Nasenspitze sehr gut aussehen. Man bemerkt das, wenn sie den rotdurchlöcherten Sonnenschirm aufspannt — er ist buchstäblich durchlöchert — und den Hut, den sie trägt, würde keine Tagelöhnerin von der Straße aufheben.

„Sparen!"

Manchmal zum Mittagessen legt sie ein „neueres" Kleid an, das aber nach Tisch sofort mit dem „ewigen Rock", hinten lang, vorne fußfrei, vertauscht wird.

Sparen! Sparen!

Der Professor bekommt jeden Ersten sein Gehalt hergeschickt, wovon er dann jedesmal 400 Mark an seinen Verleger abschickt.

Es bleiben ihnen dann noch immer beinahe 200 Mark übrig, und da sie hier keinen Pfennig auszugeben brauchen, haben sie sicher keinen Grund,

sich mit der Katzenwäsche am Teich lächerlich zu machen — wo es hier im Städtchen genug arme Waschfrauen gibt.

Ihrem Aussehen nach zu urteilen, sparen sie daheim auch am Essen.

Ihre Gesichter haben hier in den zehn Wochen schon erheblich zugenommen.

* * *

Der Professor hat das erste Exemplar seines Werkes zugeschickt bekommen, und ich habe mich mit dem Eifer, den jede „Neuerscheinung" hier in Robinsonland hervorruft, darauf gestürzt.

Der umfangreiche Band beginnt mit einem Vorwort. Der Verfasser wendet sich gegen die Kritiker, die einen vorher erschienenen Teil seines Werkes scharf getadelt haben, und schließt mit der stolz-bescheidenen Erklärung, daß spätere Zeiten „sein eigenartiges, von der Schablone abweichendes Geistesprodukt" den Bahnbrechern der Wissenschaft wie Kopernikus, Galilei u. a. zuzählen werden.

Mir fiel gleich der fürchterliche Stil auf. Allein wie er erklärt, sich mit den Kritikern „nicht auseinandersetzen zu können" — das geschieht in einer so ungeschickt, unverständlichen Art, daß man sich

staunend fragt: was ist das für eine unbeholfene, holperige Ausdrucksweise? Aus dem Satz kann ja kein Mensch klug werden.

Den ganzen Nachmittag habe ich mich mit der „Psychologie des Lächerlichen" beschäftigt.

Es wäre sehr vorwitzig, wenn ich eine philosophische Arbeit beurteilen wollte, aber das kann ich sagen: Stil und Satzbildung sind fürchterlich! Skylla und Charybdis, durch die man sich mühsam hindurchkämpfen muß, wenn man den Sinn herausbaben will. Manche Sätze wirken durch endlose Länge verworren und unklar. Mit hartnäckigem Eigensinn las ich ein solches Satzungeheuer — 29 Druckzeilen — fünfmal hintereinander scharf aufmerksam durch, und der Inhalt war mir noch nicht ganz klar.

Und ich gehöre doch nicht zu den Beschränkten.

Dann finde ich auch, daß viel Selbstverständliches gewichtig vorgetragen wird, so vieles, das jeder Gebildete weiß, und Ungebildete studieren solche Bücher doch überhaupt nicht.

* * *

Mein Hirnschifflein trieb wieder viele Stunden auf dem philosophischen Meer des Lächerlichen zwischen all den einzelnen Arten und Erscheinungen

seiner Insel herum — meinem Hirnschifflein brummt der Bug von der Anstrengung, denn Skylla und Charybdis haben ihm arg zugesetzt.

Diese unbeholfene, ungewandte Sprache, diese rührend ungeschickten, langatmigen Satzbildungen sind mir ein Rätsel, wenn ich denke, wie gewandt und leicht verständlich der Professor bei persönlicher Unterhaltung seine Erklärungen abzugeben vermag. Stellenweise macht die Satzbildung den Eindruck, als habe ein Ausländer sie verfaßt, einer, der sich in der deutschen Sprache nur ungeschickt auszudrücken vermag.

Davon abgesehen aber ist in mir ein tiefer Respekt vor dem ungeheuren Fleiß, der schweren Grübelei, der fabelhaften Geduld und Ausdauer des Verfassers.

Welche Unsummen von Zeit und Mühen haben allein dazu gehört, die ins Fabelhafte gehende Zahl der Beispiele zusammenzusuchen, die aus allen Zweigen der Literatur von historischen Werken und Klassikern bis auf die Tageszeitungen und Witzblätter herab, herbeigeschafft sind, zur Begründung der Definitionen und Klassifikationen.

Mir schwindelt bei dem Gedanken an diese Nachschlagearbeit — und nun erst das Hergeben der eigenen Gedanken und die Zusammenstellung über-

haupt. Das hat Hirn gekostet. Ich glaube gern, daß viele Jahre dazu gehört haben, diese Arbeitslast zu bewältigen.

Und in mir ist ein großer Respekt — und ein riesengroßes Mitleid.

Der Professor sagt selbst, daß von dem vor einigen Jahren erschienenen ersten Teil nur wenige Exemplare verkauft sind, und daß es mit diesem Buch „zunächst" genau so sein wird, — und daß er beinahe zwanzig Jahre lang über das Problem nachgedacht und daran gearbeitet hat.

Es ist gerade so, als habe jemand zwanzig Jahre lang darauf verwandt, einen steinigen Berg abzutragen, um darin liegende Schätze zu heben.

Endlich ist er — mit inzwischen ergrautem Haar — im Schweiße seines Angesichts, auf den Grund gekommen — hat alle die Schätze und Schätzchen beisammen — und wirbt sich für sein heißgeliebtes Geld einen Mann, der sie schwarz auf weiß in einem Bilde verewigt — zum Heil der Menschheit.

Und die Menschheit rast daran vorbei, gleitet darüber hinweg.

Das „Volk" hat weder Zeit noch Verständnis dafür. Von den „Wissenden" schaut ab und zu

einer flüchtig hinein. „Gottlob, daß ich das nicht zu lesen brauche.“

Dann sind da einige, die es „lesen müssen“. Sie arbeiten sich mühsam hindurch, und dann schreiben sie einen Schimpfartikel.

Keiner faßt in die Tasche, um sich das Schatzbild zu kaufen — und der es mühselig auf den Geistesmarkt schleppte, hatte doch auf Verkauf gerechnet und auf Anerkennung — und beides wurde ihm nicht — er hat zwanzig Jahre gebraucht, um —

Es ist unsäglich traurig.

Warum hat er sich nicht an die Lösung eines interessanteren Problems gemacht, oder etwas geschrieben zum Nutzen der Armut, oder zum Nutzen der Menschheit überhaupt? Vielleicht wäre sein Fleiß dann belohnt worden.

Oder wenn sich jemand die ungeheure Arbeit machen wollte, das Ganze umzuschreiben, genau dasselbe sagen, aber leicht faßlicher, jemand, der einen modernen guten Stil und nicht solchen unbeholfenen, unklaren hat.

Ich zum Beispiel. Das klingt gewiß rasend arrogant, aber ich habe das Gefühl, daß dasselbe Werk in gewandter, leicht verständlicher Sprache nicht nur Mißerfolg ernten würde.

Das sollten die Leute von der philosophischen

Fakultät hören. Die würden schön die Denkerstirnen krausen und durch ihre kleinen und großen Brillengläser vom Weisheitskothurn auf mich herabblicken: „Elender Erdenwurm! was verstehst du von eines Gelehrten Werk.“

Jedenfalls — ade du großes, dickes Buch! Ich respektiere dich fürchterlich, und dein Schicksal tut mir schrecklich leid, aber trotzdem — ich tue keinen Blick mehr in dich hinein. Uff!

* * *

Neue Gäste. Zwei Neffen der Heldenfrau, die mit Ernst und Würde ihre goldenen Siegelringe tragen, die ihnen die Tante im Frühjahr — zur Einsegnung — gekauft hat.

Die armen Jungen finden es ebenso geschmackvoll, wie die Tante ihre zwei dicken Schmucknadeln, die sie stolz auf dem langen Schlips ihres flachen Busens trägt — große goldene Ohrringe mit schwarzer Emaille von anno dazumal, durch angelötete Nadeln zum Busenschmuck avanciert. Sie wirken entsetzlich ordinär und erinnern mich immer an die sonntägliche Eleganz unserer guten Dorette.

Dieser „Schmuck“, die Ringe der Knaben und der einst von Madame gestiftete, fast walnußgroße goldgefaßte Amethyst an der Uhrkette des

Professors — das ist alles so charakteristisch für den Horizont dieser Frau.

Außerdem ist noch des Hausherrn Schwester mit Gemahl eingetroffen. Ein Rechtsanwalt Schnippke, der vom Ersten hier im Städtchen die Praxis übernimmt.

Sie haben einen vierjährigen Jungen, der Babysachen und einen Lederschurz trägt. Wenn es kühl ist, ziehen sie über sein ausgeschnittenes Mädchenkleid ein weißes Nachtjäckchen, aus dessen Engpässen die dicken roten Ärmchen zur Hälfte wie aus Schraubstöcken herausgucken.

Was die Arme entbehren, haben die Waden in Fülle. Schwarze derbe Strumpflängen umgeben wie ein faltiger Sack die strammen Beinchen. Ottomar hat die Gewohnheit, seine Mama ins Gesicht oder auch mit der flachen Hand in ihren gefüllten Teller zu schlagen, daß der Inhalt hochspritzt, wofür ihm dann ebenso erfolglos wie milde gesagt wird, daß das eine Unart sei.

Er ißt mit Appetit oft zwei Teller Suppe, alles Folgende und dann noch einen Riesenbecher Milch, der ihm bei Weigerung von Mama und Tante Held liebevoll dringlich eingefüllt wird.

Das ist schon nicht mehr unästhetisch, das ist ekelhaft.

Wenn ich Kinder hätte, ich würde ihnen nicht solchen Fettwanst anfüttern, wie einem Tier, das gemästet wird.

Kinder können gesund sein und zunehmen, ohne daß sie als wandelnde Fleischklumpen einherwatscheln.

Die Mama dieses kleinen Dicksacks ist sehr still. Der Papa recht gesprächig; abgesehen von viel Pose und reichlicher Gliederverrenkung spielt er sehr gut Klavier und singt recht hübsch.

Er hat als Regierungsassessor bezüglich Karriere und Heirat sehr große Rosinen im Kopf gehabt —, nachdem ihm „alles fehlgeschlagen", ein Präsidentenwink und eine Gläubigerniedertracht ihn geknickt, hat er als Rettungsanker das ältliche „stille" Fräulein Adelhaid und durch Vermittlung ihrer Familie die Praxis in einem Pommernnestchen gefunden. — Das hat mir Tina verraten — auch daß sie sich graut, die angebetete Schwester ihres Mannes hier so nahe her zu bekommen, deren Art „ein schwacher Aufguß" von Madame Helds Art ist.

Na ich danke! selbst für den „schwachen" Aufguß!

* *
*

Ich habe heute einen abscheulichen Anblick gehabt. Ich will in die Veranda treten, Tinas Zeitung holen, und finde sämtliche Gäste, die Kinder vornean, interessiert und lebhaft um den Hausherrn stehen. Der hat einen Bussard der Falle entnommen, lebend, aber mit nicht zu schwerer Verletzung des einen Fußes. Diesem Bussard brach er, — eben wie ich hinzukam — einen Flügel, zog unter Hilfe der andern wahrhaft zarten Gemüter noch einige Schwungfedern aus der geschändeten Schwinge und trug den Raubvogel unter dem Gefolge aller Lieben in den Gemüsegarten, „damit er die Schnecken vertilge“ (?!). Auf meinen entsetzten Zwischenruf antworteten drei Stimmen zugleich, daß das gar nicht schlimm sei, er könne ja hüpfen . . .

Ich las einmal, daß die Indianer ihre Feinde mit ruhigem Gleichmut skalpieren, ohne Erregung, weil ihre geistige Beschränktheit es ihnen nicht ermöglicht, sich eine Vorstellung von der Qual des Opfers zu machen. Sie fühlen nichts dabei, weil sie den „weißen Mann“ nicht als ein ihnen Gleiches betrachten. Daran mußte ich denken bei der Verstümmlung des Vogels. Derselbe Mangel an Vorstellungsfähigkeit, die gleiche Gefühlsenge der Indianer scheint diesen Leuten eigen zu sein.

Mein Gott, was sind das für Menschen! und darunter einer, der berufen ist zu lehren!

Als bräche man einem Menschen ein Bein und tröstete ihn freundlich: Er kann ja hüpfen, auch kriechen! Es geht sehr gut.

Ja es ginge ja auch, aber martervoll — wenn einer einmal gewohnt war, stolz einherzugehen.

Schräge, durch die gelähmte Schwinge, mit geducktem Kopf, flüchtete das Tier ins Gebüsch — wie ein totes Glied schleppte der gebrochene Flügel nach. Hätten sie ihn doch an beiden Seiten lahm gemacht — gerade das Schiefe in der mühsamen Fortbewegung war ein unsäglich peinigender Anblick. Armer Vogel! Die Natur gab dir kraftvolle Schwingen — im freien Fluge aufwärts strebend, konntest du ein weites Feld durchstreifen — diese Indianerseelen machten dich zum kriechenden Wurm und gaben dir ein Kohlbeet als Reich.

Wenn sie dir deiner Raubgelüste wegen die Freiheit nicht gönnten, hätten sie dich einfach töten können.

Sie brachen dir stumpfsinnig die Flügel . . .

* * *

Seit vier Tagen habe ich vergeblich nach dem Bussard gesucht, um ihm einige rohe Fleischabfälle zu bringen. Heute endlich fand ich ihn. Er saß wie ein Häufchen Unglück auf einem morschen Stück Holz ganz am Rande des Flüßchens auf einer weit abliegenden Wiese — aber er ließ mich nicht herankommen — hielt mich wohl als zur Kategorie der Indianer gehörig — das war verzeihlich.

Ich lockte und warf ihm einige Bissen zu, aber er sträubte zornig sein armes Gefieder und floh mühselig und doch eifrig weiter — immer ganz hart am Rande, beinahe das Wasser berührend, als wüßte er, daß ich ihm da nicht folgen könne, wo der Grund weich und morastig ist. Kein Blick ging nach den hingeworfenen Fleischstücken.

Ein kranker Fuß, eine tote Schwinge, vier Hungertage, und in seinem Vogelhirn vielleicht fressender Grimm und brennende Sehnsucht nach dem freien Äther hoch oben.

Auch in mir war Grimm —, der trieb mir Tränen in die Augen, als ich dem Krüppel nachsah, der sich immer weiter und immer krüppelhaft entfernte.

Mir war physisch übel, als ich umkehrte.

* *
*

Schnippkes sind nun in der Stadt eingerichtet, und wir waren heute alle hingefahren.

Die Frau Rechtsanwalt hatte, wohl durch das Beispiel der verehrten Base angeregt, wie diese ihre Hemdenbluse mit zwei ehemaligen Ohrringen „geschmückt" und schenkte unentwegt freundlich Kaffee ein.

Wir tranken, wie bemerkt wurde, „aus feinen Tassen", die sehr dick, sehr goldgeschmückt und mit Inschriften versehen waren: „Aus Liebe", „Aus Freundschaft", „Die Liebe schenkt sie dir", letzteres noch durch zwei rosa Rosen mit blauer Bandschleife illustriert.

Frau Professor erwähnte, eifrig stickend, daß sie „genau dieselben feinen" Tassen hätte.

Ich kann mir lebhaft denken, daß diese Würfelbudenelegans bei ihr nicht fehlen wird.

Kuchenkorb, Zuckerdose und Sahnentopf aus blauem Glas wanderten fleißig herum, und es wurde sehr „genötigt".

„Bitte, bedienen Sie sich doch. Ist Ihnen nicht gefällig?"

Das erinnerte mich nun wieder an Frau Krügers Gastereien, da hieß es auch immer: „Ist Ihnen nicht gefällig, Fräulein Trudchen?"

Dann saßen wir alle auf dem Wagen zur Ab-

fahrt und warteten auf den gelehrten Vetter, der Beſorgungen zu machen hatte.

Alle räſonnierten, denn es begann wieder einmal zu regnen.

Endlich kam er an, bepackt wie ein Maulеſel. Allerlei Päckchen mit Stick-, Strick- und Nähutenſilien, Briefpapier, einen neuen Stock für ſechzig Pfennige, den er morgen, als zu lang, umtauſchen wollte. Ein Häuflein Apothekerwaren, eine Karte für den Geburtstag des kleinen Ottomar und eine aus dem nachläſſig gefalteten Papier herauskriechende Badekappe.

„Hier, mein ſüßes Frauchen, ich hoffe, es iſt alles da.“

Frauchen nahm ihm ungnädig alles ab, fing die endgültig herausfahrende primitive Kappe auf und tadelte ſofort „den viel zu hohen Preis“ von vierzig Pfennigen.

Madame nimmt trotz des kalten, regneriſchen Wetters täglich ihr Flußbad.

Bei ihrer Ankunft wurde immer betont, daß ſie keine kalten Seebäder nehmen könne, weil ſie ſie nicht verträgt.

Nun verträgt ſie täglich ein eiſiges Flußbad.

Nun ja — Seebäder koſten Geld, und das

Paulinenfelder Badehaus betritt man ohne Billett. Sparen!

Es strömte unablässig auf uns herab — und das Getreide steht seit langen Wochen in Garben. Der Roggen wächst aus, und die Futtervorräte verlieren ihren Nährwert. Man spricht hier von einer vollständigen Mißernte.

* * *

Frau Schnippke mit Kind hat sich hier „vorläufig" wieder festgesetzt, und der Rechtsanwalt kommt allabendlich heraus. Dazu sind zwei Schwestern der Heldenfrau eingetroffen, häkelnd, still, sanft und freundlich, von oben bis unten voll Respekt für den gelehrten Schwager und die französisch lesen könnende Schwester.

Die ganze Gesellschaft tödlich langweilig, Weiber können nicht schweigen, heißt es immer; derjenige, der diesen Satz erfand, sollte sich einmal in diesen stickenden, häkelnden Kreis setzen, er würde sich wie ein arges Lästermaul vorkommen.

Wenn jemand spricht, ist es Madame Held oder die Frau des Rechtsanwalts, und merkwürdig — stets die gleichen Bemerkungen über die Dienstboten, und daß sie schlecht Staub wischen.

Letzteres ist eine arge Verleumdung der jetzt schwer überlasteten „Stubendirn". Wenn sie frühmorgens gewischt hat, liegt mittags schon wieder ein Staubschleier da.

Alle großen und kleinen Vertreter des Männlichen hier kommen nicht nur stets mit dem Hut auf dem Kopf, sondern auch mit Erdklumpen an den Schuhen in die Stuben hinein.

Beides scheint in der Familie Tradition zu sein. Das erstere stäubt zwar nicht, aber wer sich die Teppiche am Abend ansieht, kann leicht denken, es sei hier „eingefahren" worden. Bei dem Haufen Gäste bleibt die hereingetragene Erde natürlich nicht nur artig am Teppich, sondern wirbelt fleißig herum.

* * *

Ich kann nicht behaupten, daß früher hier im Hause ein tiefes harmonisches Eheglück geherrscht hat, aber es ging alles ruhig zu. Seit aber die Heldenleute hier festsitzen, sind mehr oder weniger aufregende Szenen zwischen Tina und ihrem Eheherrn an der Tagesordnung. Er sollte nur Anstand nehmen auf die gehässigen Hetzereien dieses Weibes hin, die ohnehin freudenarme Existenz seiner eigenen Frau noch mehr zu verbittern.

Mich gehen diese Menschen gottlob nichts an, aber dieses Weib, dieser schielende Spion fängt an, mir so widerwärtig zu werden, daß ich nächstens einmal die Beherrschung verlieren und meiner Empörung Ausdruck geben werde.

Ich habe gestern die halbe Nacht bei Tina gewacht, die von Nervenzucken und Weinkrampf malträtiert wurde, daß es schauerlich war, und zwar, weil die von der Stickerei seitwärts schielenden Augen wieder etwas entdeckt hatten, was dem Hausherrn als nicht richtig vorgehetzt wurde. Der Herr hat dann nichts Eiligeres zu tun, als das empfangene Gift weiter zu spritzen.

Pfui Kuckuck!

Ich komme gestern spät abend in das große Wohnzimmer, um aus der Hausapotheke ein Migränepulver für Tina zu holen, und höre schon im Vorraum die keifende Hetzstimme.

„Niecht wahr, Schatz? niechts und niechts iest in Ordnung. Main Mann sagt auch, daine Frau tut viel zu wenig, niecht, Schatz?"

„Schatz" hüstelt, krächst, bestätigt durch Nicken, was von ihm verlangt wird, und meint: „Ja, sie versteht auch vielleicht das Befehlen nicht so, daß die Dienstmädchen genügend leisten."

Wenn der erbärmliche Jammerheld nur wüßte,

wie läppisch der weibische Klatsch in seinem Munde klingt, totschämen müßte er sich.

Aber seine Null könnte ihm ein Küßchen verweigern, und für ein Küßchen steckt der Herr Professor augenscheinlich sein Anstandsgefühl in die Tasche. Denn es muß ihm doch klar sein, daß solch ein Benehmen wahrhaft pöbelhaft ist. Man nutzt die Gastfreundschaft Tinas ergiebig — uneingeladen von ihrer Seite — aus und verleumdet sie zum Dank dafür bei dem eigenen Manne. Pfui!

Wie ich das Trio da so sitzen und die keifende hängende Unterlippe sah — ich kann's nicht mit Worten sagen, wie tief mir die Verachtung für diese Sorte Menschen geht.

Diese Person, die „aus Sparsamkeit" unsaubere Wäsche trägt und ihren Mann monatelang mit dem verwahrlosten Anzug herumlaufen läßt, die sollte nur lieber auf den Staub achten, der als dicke Schicht auf ihrem Gemüt liegt. Wer so eigen mit anderer Leute Möbeln ist, sollte auch seinen Körper wenigstens so halten, daß der nicht immer Schlafstubenluft ausströmt, trotz der Bäder.

Der Professor friert im Federbett und wickelt sich nachts noch in eine Wolldecke extra — diese bringt er aus dem Bett direkt herunter und wickelt sich, auf dem Sofa hockend, darin von neuem ein. Der aus

dem Schlafraum nicht herausgekommene Rebhuhnfarbene (möglich, daß Madam ihn abbürstet) duftet natürlich nicht nach Frühlingsblüten, und so ist im Wohnzimmer jetzt stets eine Luft, wie nie gewechselte, viel getragene Kleider und ungelüftetes Bettzeug sie ausströmen. Ein weniger gut erzogener Mensch wie ich würde sich beim Passieren des Zimmers die Nase zuhalten — ich halte den Atem an, wenn ich unbedingt hindurch muß. Die brave, biedere Hausfrau keift über den Splitter anderer und sieht den eigenen Balken nicht, bedenkt nicht, daß selbst Tagelöhner ihre Blusen waschen oder lüften, und wenn diese Arbeitsschweiß enthalten, so birgt der dunkle Damenrock und der Rebhuhnfarbene den Schweiß heißgelaufener Spaziergänger. Nie dünsten diese Kleider aus. Von dem Körper in den Schlafstubendunst, von diesem auf den Körper.

Das Wohnzimmer und die Freitreppe, vor beiden habe ich einen Höllenrespekt.

Und der Hausherr, dem sonst schlechte Luft und Unsauberkeit ein Greuel ist, erträgt das alles mit Langmut und Geduld. Die Liebe duldet alles usw.

* * *

Vor ein paar Tagen hat der Professor Geburtstag gehabt, und süßes Frauchen hat dazu einen

NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Bloomingdale
206 WEST 100 STREET,
CIRCULATING DEPARTMENT

Kuchen gestiftet, der aus einer Makronenart in Einzelstreifchen besteht, die sie in einer viereckigen braunen Schachtel aufbewahrt. Diese Schachtel nimmt sie abends mit in die eheliche Schlafkemenate und kommt damit morgens wieder die Treppe herab. Mittags steht besagte Schachtel vor Madames Teller und wird beim Dessert mit wahrhaft verblüffender Großmut herumgereicht.

Da die Stückchen sich sehr bequem verbergen lassen, schiebe ich das meinige immer sachte unter den Tellerrand und bugsiere es dann mit Gaunervirtuosität in die Tasche.

Nachher draußen fehlt es dann nie an Abnehmern. Ist keins von den „Leutekindern" in Sicht, dann findet sich immer etwas, was kreucht und fleucht und dem Geburtstagskuchen Ehre antut.

* * *

Die Eltern wünschen dringend meine Heimkehr, da es Mama nicht zu gut geht und sie schon seit Wochen wieder keinen Schritt tun kann. Ich begann gleich meine Sachen zu packen, denn offen heraus gesagt, ich fühle mich hier entsetzlich unbehaglich zwischen diesen Leuten, aber Tina brach in so bitterliches Weinen aus, ich solle doch wenigstens bleiben, bis die Gäste abreisten. Sie sei so einsam.

Einsam! in einem Hause, in dem Sommers über eine Art Hotelwirtschaft geführt wird — und nachher, wenn der Schwarm der Gäste wegzieht, wird sie nicht einsam sein und mich nicht brauchen. — Das mag allen eine unverständliche Lesart sein, nur mir nicht! Sie spricht sich zu mir nie ganz aus, aber ich weiß trotzdem, wie es in ihr aussieht.

Es ist furchtbar, keine Seele zu haben, der man sein Leid klagen kann, alles in sich hineinzuwürgen, wo es innerlich frißt und brennt. Ich hab's auch erfahren müssen, wenn mein Leid auch von anderer Art war wie das ihre.

Sie tut mir so leid. Ich schrieb in dem Sinne nach Hause und erhielt vom lieben Papa Antwort, es sei gottlob nicht so schlimm, sie sehnten sich nach mir, und wenn ich Tina durch meine Anwesenheit nützen könne, solle ich nur noch bleiben. Tinas wegen bleibe ich gern, aber sonst — ich habe auch eine wirklich heiße Sehnsucht nach den Meinen — aber endlich muß doch der Urlaub dieses Heldenpaares ablaufen und Tinas „Einsamkeit" ein Ende haben.

* * *

Heute hatten wir zufällig noch zwei Eintagsgäste; Landwirte, die geschäftlich hier zu tun hatten.

Da die Mamſell krank iſt, und Tina ſehr elend, ſtoppelte ich das Diner zuſammen. Fleiſchſuppe mit Klößchen — ſie waren ein bißchen verſalzen — Frikaſſee von Hecht — und Putenbraten; aber wenn ich an den Puter denke, wage ich nicht die Augen aufzuſchlagen — er kam halb gar auf die Tafel, was erſt beim Zerlegen bemerkt wurde. Sonſt war es ſehr nett bei Tiſch, nicht ſo ſtumpfſinnig „ſtill“ wie ſonſt.

Der eine Herr ſchimpfte zwar ſehr auf die niederen Getreidepreiſe im allgemeinen und die infame Regenzeit im beſonderen, aber der andere, der mit ſeiner Frau im Frühjahr einige Monate in Italien geweſen, erzählte ſehr lebhaft und intereſſant von Kunſt- und Naturſchätzen dieſes holden Landes.

Frau Held, die ſich nie an der Unterhaltung beteiligt — ausgenommen, wenn es ſich um Kochen und Staub und Ottomars permanente Maſtkur dreht — Frau Held warf plötzlich eine Bemerkung hin:

„Jech waiß niecht, iech fiende niechts, aber auch niechts an Italien, mir hat es nie gefallen.“

Der begeiſterte Lobredner ſah verblüfft drein, dann brach er und mit ihm der Rechtsanwalt in einen Verwunderungsruf aus, und beide überboten ſich in Verſuchen, Madame über ihren Irrtum aufzuklären.

Tina brummelte etwas nur mir Verständliches von Perlen vor die Säue werfen, und ich dachte an einen Vers:

„In dem schönen Mythenlande
Wandelt traurig Hans herum —,
Doch das Land ist viel zu klassisch,
Und der Hans ist viel zu dumm."

* * *

Schnippkes sind nun ganz in der Stadt und die Gäste abgereist. Unsere Hoffnung, daß die Heldensorte gleichfalls ziehen würde, ist grausam getäuscht. Sie bleiben. Obgleich Tina ihren Widerwillen hinter einem sehr dünnen Schleier von kalter Höflichkeit kaum verbirgt, sie bleiben.

Mamsell hat sich zur Veränderung die Füße verbrüht, hat glanzledernen Sofaarrest, und Tina muß kochen. Tina ist aber durch die fortwährenden Aufregungen läppischer Insulten wegen leidender wie je und gibt sich keine Mühe. Gestern und heute hatten wir ein miserables Diner. Ich könnte ja helfen, aber ich bin im Kochen noch ein Neuling und dann — es macht mir auch Spaß, wenn diese unangenehmen Menschen einmal ein kärgliches Mahl bekommen. Ich sagte etwas Ähnliches zu Tina.

Sie verzog spöttisch den Mund: „O, die! ich könnte ihnen kleine Steine vorsetzen, sie würden sie

essen, wenn's nur nichts kostet. Sie haben hier das Geld für den Buchdruck erspart, nun sparen sie noch für eine Reise nach Holland."

Das klingt ja nicht gerade hübsch im Munde der Hausfrau, aber wenn man an die Aufdringlichkeit dieser Gäste, an das ordinäre Hetztalent der Frau und Tinas überreizte Nerven denkt, ist solch ein Ausspruch sehr begreiflich.

Diese Nerven befinden sich allerdings in einem gefährlichen Zustande. Der Arzt hat neulich zu ihrer Kräftigung sehr dringlich den Besuch eines Solbades verordnet, aber es läßt sich nicht ausführen, da kein Geld dazu „über" ist. Not der Landwirtschaft, na ja! Ich sehe ja auch, daß das keine dumme Redensart ist, und daß ein Landwirt besonders angesichts der Mißernte kein Gold gräbt, aber es ist dann doch um so empörender, daß so sehr viel für die Ausbeuteluft anderer „über" ist, wenn es sonst nicht reicht, etwas dringend Nötiges für die eigene Gesundheit zu tun.

* * *

Herr von Terry ist entweder unglaublich naiv oder unglaublich roh. Entweder merkt er nichts von dem erbärmlichen Zustand seiner Frau, oder er will nichts merken.

Heute früh hat er ihr wieder irgend einer Lappalie wegen Vorwürfe gemacht, und es kam zu einem heftigen Auftritt. Gleich nachdem fuhr der Wagen vor, die Urheberin dieses ehelichen heftigen Disputs mit krummen, henkelartig abstehenden Armen als Lenkerin auf dem Bock. Das Häuflein Pantoffelheldentum krumm und klein und rebhuhnfarbig daneben — die Entreetür fiel mehr wie nachdrücklich ins Schloß, und der eben zornig lärmende Hausherr nahm freundlich lächelnd den Rücksitz ein.

Das Trio fuhr zur Bahn, um heute Warnemünde zu beglücken.

Tina bekam ihre Nervenanfälle, die so heftig wurden, daß wir nachmittags dachten, es ginge zu Ende. Fortwährend Erbrechen trotz des leeren Magens, Fieberanfälle mit hervortretendem Schaum auf den Lippen und dann Herzkrämpfe und Stiche, bei denen sie aufschrie. Wir bemerkten plötzlich, daß sie eiskalt wurde und nach Luft rang. Die Frau des Wirtschafters fragte weinend, ob ihr Mann nach Warnemünde fahren solle, den Herrn holen, aber Tina hielt sie am Ärmel und schrie gellend „nein".

Die Mädchen brachten heiße, in Decken gewickelte Steine für die Füße, ich kühlte die Stirn mit Eiswasser, dann standen wir herum und weinten.

Der Arzt kam endlich, machte ein ernstes Ge-

sicht und setzte mir sehr deutlich auseinander, daß Ruhe die Hauptsache und „auch die kleinste Aufregung“ fernzuhalten sei. Ich riet ihm, das Herrn von Terry zu sagen. Das beste Mittel wäre, Tina zerrüttete nicht ganz ihre Nerven, sondern machte statt dessen von ihrem Hausrecht Gebrauch. Wo solche Verhältnisse einreißen dürfen, wird der Satz von Ehren des Gastrechts schneidender Hohn.

* *
*

Tina geht es besser. Das waren drei böse Tage und Nächte. Heute vormittag hatten die fürchterlichen Kopfschmerzen nachgelassen. Sie saß im Bett, ein Zeichenbrett auf den Knien, und schrieb an den Professor. Sie gab mir den Brief zu lesen, und ich muß sagen, daß er bezüglich der Vorkommnisse hier so schonend wie möglich abgefaßt war. Tina bat ihn, „im Vertrauen auf sein Gerechtigkeitsgefühl“, seine Frau zur baldigen Abreise zu veranlassen, da sie sich der durch diese herbeigeführten Kämpfe nicht mehr gewachsen fühle. Nur ihr wirklich elender Zustand zwinge sie, ihn jetzt — nachdem sie 22 Wochen lang unausgesetzt Aufregung und Ärger gehabt — herzlich um seine Hilfe zu bitten! Da er mit seiner Frau noch nach Holland wolle,

werde er dieser gegenüber gewiß einen Vorwand finden, ohne von diesem Briefe etwas zu sagen.

Ich schlich wie ein herumspähender Detektiv durchs Haus und Garten, um den Liebesbrief ungesehen dem gelehrten Herrn zustecken zu können. Den ganzen Nachmittag gelang es mir nicht, da er sein süßes Frauchen nicht verließ.

Sie stickte ihren Mädchennamen (?) in neue Handtücher, und als das halbe Dutzend fertig war, packte sie ohne jede Zeitverschwendung Taschentücher aus dem Arbeitsbeutel — es ist wirklich ein Beutel — und begann das Monogramm des Gemahls zu sticken „ausdrucksvoll wie für ein umfangreiches Tafeltuch" — genau so groß wie ein silbernes Fünfmarkstück.

Alles, was diese Frau tut, ist geschmacklos.

Übrigens müssen die geschäftlichen Aufträge jetzt erledigt sein. Es wird nur noch „fürs Haus" gehandarbeitet. Gestern erhielt „Schatz" beispielsweise ein paar neue Pulswärmer, des kalten Regenwetters wegen — die alten sind zu kurz —, und das Stricken dieser anmutigen Handgelenkstrümpfe wurde während des Kaffeetrinkens begonnen und vollendet. Die Nadeln rasten. Der Professor sah bewundernd zu und sagte unterdes zu mir:

„Ja, sehen Sie, Fräulein, meine Frau! Die

kann nicht eine Sekunde die Hände still halten, so fleißig arbeitet sie den ganzen Tag!"

Er sprach, als müsse er auf jedes Wort Nachdruck legen, Anerkennung gebend und von mir fordernd — und dabei ein ganz leiser Unterton von Tadel, ganz leise, aber doch für ein feines Gehör vernehmbar: Ihr andern hier alle, Damen wie Dienstmädchen, — wenn ihr nur den zehnten Teil so fleißig wäret!

„Ja, ja, was sagen Sie dazu, Fräulein?"

Was sollte ich sagen? Ich dachte still, daß man solche, von keinem begehrte Arbeitswut oft bei Menschen findet, die sehr geizig sind, und geistig sehr arm — und laut sagte ich:

„Ihre Gemahlin leistet auf diesem Felde wirklich Unglaubliches!"

Er sah mich durch die Brillengläser sehr aufmerksam an.

Vielleicht hatte meine höfliche Antwort auch einen ganz, ganz leisen Unterton.

Endlich — es war schon nach dem Abendessen, und ich hatte mich eben — zum zwanzigsten Male vielleicht — gefragt, ob das Paar sich nicht wundere, daß ich mich heute so ausschließlich in seiner Gesellschaft wohlfühle; also endlich wurde Schatz nach oben geschickt, eine neue Strähne Strickbaumwolle zu

holen. Er erhielt Zimmer- und Schrankschlüssel nebst genauem Bescheid, wo das Gewünschte zu suchen sei.

Er tappte gehorsam ab. Ich trat zu den Palmen, prüfte heuchlerisch die Erde in den Töpfen, nahm Tinas kleine Gießkanne — sie war noch halbvoll — und ging nach der Tür. Dabei hatte ich das Gefühl, daß Madame mir interessiert nachschaue.

O, ahnungsvoller Engel du! Ich schlich mit einem Brief hinter Schatz her.

In der Hast und wohl auch in der Unsicherheit des schlechten Gewissens, rannte ich mit der Kanne gegen das Treppengeländer; sie fiel mit blechernem Lärm, wie sich das gehört, auf die Steinmosaik des Fußbodens und ergoß rachsüchtig ihr kühles Naß über meine auf Schleichwegen hastenden Füße.

Ich ließ alles liegen, flog die Treppe hinauf und faßte in die Tasche. Schatz strebte oben mit vorsichtig ausgestreckten Armen suchend auf seine und seiner Liebsten Tür zu. Hier oben herrschte schon tiefe Dämmerung. So schnell, wie seine Frau Pulswärmer strickt, so schnell war ich bei ihm.

„Bitte, Herr Professor, es ist nur allein für Ihre Augen bestimmt!“

Das, und im Flüsterton — — der brave Herr

mochte in diesem Augenblick nette Betrachtungen über die Schlechtigkeit der Welt anstellen.

Ich raste aber schon die Treppe hinab, riß die Gießkanne hoch und nach der Küchenpumpe, dann im selben Tempo, als ob die Palmen brannten, nach dem Gartenzimmer.

Die Palmenerde hatte absolut kein Bedürfnis, und ich klapperte auch nur ein bißchen am Blumenständer herum.

Madame war in die Veranda getreten und wickelte — immer die Arme in gleichem Rhythmus um die Stuhllehne schwenkend — schwarze Wolle zum Knäuel.

Sie konnte natürlich nicht die ganze Zeit vergeuden, die vergehen mußte, ehe der Gemahl mit dem fehlenden Strickgarn zurückkam.

In mir war eine greuliche Angst, es könne ihr zu lange dauern, und sie werde ihm nachgehen. Ich fing ein Gespräch an. Sie schwieg. Ich brach etwas anderes vom Zaun. Sie schwieg. Ich war zähe und begann von Knödeln zu reden. Ihre Schwestern hätten erzählt, sie könne so wunderbar schöne zubereiten — das war endlich eine Brücke, und Madame sprang mit beiden Füßen zugleich darauf. Ich hörte wieder ebenso aufmerksam — wie damals, als an der anderen Seite des Tisches von der unglücklichen

Marie Antoinette die Rede war — einzelnes von „nicht Rezept hergeben“ usw. — denn trotz meiner scheinbar interessierten Haltung horchte ich immer nach dem Gartenzimmer.

Als sie schwieg, biß ich mich wieder in das Knödelthema fest, ob man nicht „wenigstens“ erfahren dürfe, wie Knödel aussehen, wie sie schmeckten? Sie gab freundlich wichtige, in Rezeptsachen ungefährliche Winke.

Hinter uns knarrte die Tür. Der Professor kam mit dem Garn, ging aber gegen seine Gewohnheit sogleich mit irgend einem unverständlichen Gemurmel zurück ins Haus.

Der war vernünftiger als ich. Er führte erst hübsch seinen Auftrag aus und ging nun, in Ruhe das Rätsel des geheimnisvollen Briefes ergründen. Ich hätte nicht so überlegt gehandelt.

Ich stellte unterdes die wißbegierigsten und zugleich dümmsten Fragen, erhielt auf jede freundliche Antwort und war seelenfroh, als der Hausherr hinzu kam und mich von den gräßlichen Knödeln erlöste.

Ich bin durch diese Briefaffäre ganz heiter gestimmt.

Wenn in dem Professor auch nur ein Fünkchen Kavaliersempfinden — oder auch nur ein bißchen Ehrgefühl, oder auch nur das notwendigste Maß von

Anſtandsgefühl iſt, dann kann er nicht anders, als wie den Wunſch der Dame des Hauſes ſofort erfüllen.

Bei jedem andern in ſeiner Poſition würde man natürlich annehmen, daß dieſer Wunſch ihm ſelbſt ſchon längſt und längſt ganz allein gekommen ſein müßte, angeſichts der Zuſtände hier.

Menſchen von Anſtand und Ehrgefühl nehmen doch nicht ohne Ende die Gaſtfreundſchaft eines Hauſes in Anſpruch, wenn die Dame dieſes Hauſes ſie nicht nur mit keinem Wort zum weiteren Bleiben einlädt, ſondern auch noch — allerdings durch tauſend Einzelheiten berechtigt — ſie nicht beachtet, ſie überſieht und dadurch zeigt, daß ſie ihr läſtige Eindringlinge ſind, dreiſt, zudringlich — ſchädlich!

Ein Arbeiterpaar mit etwas angeborenem Takte würde dem aus dem Wege gehen. Man möchte immer wieder rufen: Mein Gott, was ſind denn das für Menſchen!

Freilich, die Frau kann ihrem ganzen Gebaren nach nicht in Betracht kommen, und vermöge der Liebe, die alles duldet, alles trägt, hat ſie es fertig gebracht, die vielleicht urſprünglich vornehme Denkart des gelehrten Herrn ihrer eigenen ähnlich zu machen, ihm den Stempel ihres eigenen Ich aufzuprägen.

Ich begreife aber den Professor nicht. Wenn es eine Unmöglichkeit ist, seiner Frau die Begriffe für Empfindungen beizubringen, die für jeden gut erzogenen Menschen unerläßlich sind, dann sollte er doch auf liebevollen Umwegen, mit liebevoller List, sein und ihr Handeln so zu dirigieren suchen, daß ihm der Respekt vor sich selbst bleibt.

Dieser arme „Held" scheint eben ganz zu jenen Männern zu gehören, die von ihrem Beruf so ganz und voll hingenommen sind, daß sie alles nicht damit Zusammenhängende der Frau überlassen, und wenn diese Frau, wie es hier der Fall ist, einwandslos geliebt wird, dann gelingt es gewiß auch der beschränktesten Frau leicht, den Mann nicht nur in äußeren, sondern auch in Charaktereigenschaften ungünstig zu beeinflussen. Man hat ja schon in der Geschichte Beispiele genug, wie Frauen ohne Geist und Witz, von ordinärer Denkweise, lediglich mit kleinlichen Mitteln und heimlichen Ränken großen Einfluß auf bedeutende Männer gewannen.

Bei all den Beobachtungen, die ich je im Leben über Ehepaare anzustellen Gelegenheit hatte, ist mir oft aufgefallen, daß eine ordinäre, niedrig denkende Frau den feinen Mann fast immer mehr oder weniger zu sich herabzieht — nicht einmal habe ich bemerkt, daß es umgekehrt war.

Und es ist ganz merkwürdig — nicht einen einzigen Fall weiß ich, wo es einer feinen Frau gelang, den merklich unter ihr stehenden Mann zu der eigenen Höhe heraufzuziehen.

Schließlich bin ich ja noch nicht so alt, als daß diese meine Beobachtungen viel bedeuten könnten, aber sie haben mir doch schon viel zu denken gegeben und mir halbwegs die Idee beigebracht, daß es in der Regel so zu sein scheint.

Mag das nun sein, wie es will, in bezug auf unsern „Held" rechne ich doch fest darauf, daß sie nun abreisen und Tina sich erholen kann. Trotzdem er der gehorsame Sklave seiner Frau ist, halte ich ihn doch im Grunde für einen anständigen Charakter.

* * *

Tina kauerte blaß und fröstelnd auf ihrer Chaiselongue, als es klopfte. Der Professor trat schüchtern-freundlich ein und blieb dicht am Türvorhang stehen.

Mich sah er nicht. Ich stand im Erker und beobachtete einen drolligen Rückenkampf da draußen.

Ich spitzte bei seinem Eintritt die Ohren. Er mußte ja nun über den Brief von gestern reden.

„Nun, liebe Tina," begann er freundlich, „wie

geht es dir? Nicht wahr, besser! Nun ja, das ist nur schön, also besser — ja — hm ja — deinen Brief habe ich bekommen — ich habe selbstverständlich zu meiner Frau nichts gesagt — ich sage natürlich nichts!" (Daß er so etwas Selbstverständliches noch extra bemerkt, kann mich schon reizen.) „Hm — nun — es ist gut, daß du wieder auf bist — ja, wir wollen nach der Stadt — du siehst aber sehr gut aus" (sie hat eine fahle Farbe und schwarz umrandete Augen), „ja, ich komme schon" — nach dem Entree hin, wo Madame ruft. Er drückt sich schleunigst hinaus — und wir sind so klug wie vorher.

Tina zieht fröstelnd das Pelzcape um die Schultern zusammen und spricht weinerlich nervös die Behauptung aus, daß ihre Bitte sicher ohne Einfluß geblieben sei.

Das wäre ungeheuerlich.

* * *

Hier kann man Charakterstudien machen, tief und gründlich.

Pfui Kuckuck!

Tina kam heute mit zu Tisch, teils weil es ihr etwas besser geht, teils von der Idee behext, es

werde von der Abreiſe ihrer lieben Gäſte die Rede ſein.

Mir fiel ſchon bei der Suppe das Gebahren des Profeſſors auf.

Sonſt nie anders wie geſprächig und die Augen aufmerkſam von einem zum andern gehen laſſend, ſaß er heute krummer wie je auf ſeinem Platz, hob nicht die Lider und ſagte kein Wort.

Auf ſeinen jetzt recht vollen Backen brannten zwei blaßrote Flecke. Er ſah verlegen und beſchämt aus.

Tina aß faſt nicht, und ich ſah, wie die Hände, die Meſſer und Gabel hielten, nervös zitterten.

Geſprochen wurde nichts.

Ich hatte die eigentlich unmotivierte Empfindung, als ſchwebe eine ſchwüle Stimmung um den heutigen Mittagstiſch.

Die Schlafſtubenkuchenſchachtel war eben herumgegangen — die Frau des Profeſſors rollte ihre Serviette zuſammen, ſchielte von unten herauf nach dem Hausherrn und brach unvermittelt mit gehäſſigem Ton los — ohne jede Einleitung:

„Daß mainem Manne aber haimlich Briefe geſchrieben werden, das ieſt doch zu arg! Das ieſt doch wirklich zu arg, daß ihm Briefe haimlich geſchrieben werden! Ich will gar nichts ſagen, aber

das ieſt — aber es ſoll alles vergeſſen ſain — iech wiell gar nichts ſagen!"

Ich kenne ſie ja, aber trotzdem — ich war ſo verblüfft, daß mir der Atem ſtockte.

Keine Idee kam dieſer Frau, daß ſie ihren Gatten ſoeben in eine ungeheuerliche Situation brachte — daß ſie ihn der Verachtung preisgab.

Man las es von ihrer gelben Stirn ab, daß ſie nichts fühlte, wie den Hökerweibertriumph: Der habe ich es gut gegeben!

Nicht einmal inſtinktmäßig kam ihr die kleinſte Empfindung, daß, wenn ſie den Inhalt des Briefes kannte und ihn hier preisgab, daß es dann unter ihrer Würde ſein mußte, auch nur noch eine einzige Stunde lang die Gaſtfreundſchaft dieſes Hauſes in Anſpruch zu nehmen!

Aber — „aber es ſoll alles vergeſſen ſain" — — — das hieß: wir bleiben noch!

Der Hausherr, der ſonſt nicht drei Worte ſpricht, brach plötzlich und haſtig ein Geſpräch vom Zaun, der Profeſſor ebenſo auffallend haſtig und eifrig, daß die beiden ſich fortwährend in die Rede fielen, als gelte es ein Unglück, wenn auch nur eine minutenlange Pauſe entſtehe. Sie ſchenkten ſich gegenſeitig Wein ein, faßten in die Kuchenſchachtel, ohne etwas zu nehmen, und ſchwatzten, ſchwatzten —

und schwatzten doch die Verlegenheit aus ihren eigenen Gesichtern nicht hinweg. Sie hätten natürlich beide nicht gewagt, die geliebte Frau und Base von ihrem empörenden Benehmen zurückzuhalten, aber sie besaßen anscheinend noch die Fähigkeit, sich ihrer in diesem Moment zu schämen.

Man sah das an der Redewut und an den unsicheren, hastigen Gesten, mit denen sie ihr ziemlich sinnloses Gespräch begleiteten. Die Flecken auf den Backenknochen des Professors wurden dunkler und größer.

Tina saß still und fahl wie eine Tote. Mir schien, ein solches Maß innerer Roheit hatte sie selbst dieser Frau nicht zugetraut. Und diese Erkenntnis hatte sie betäubt.

Sie, die stets redegewandt ist, jeden Angriff prompt abzuwehren versteht und nie die Geistesgegenwart verliert, schwieg wie gelähmt.

Was hätte sie schließlich auch tun sollen!? Eine Dame kann ja auf derartiges gar keine andere Antwort haben, wie das Schweigen der Verachtung — selbst wenn es ihr eigener Tisch ist, an dem man sie zu insultieren versucht.

Freilich, die Begriffe für eine solche Auffassung der Frau Held beizubringen, würde keinem Menschen auf Erden je gelingen.

Ihre Handlungsweise ist mir — trotzdem ich sie kenne — unfaßlich. Wie kann sie ihren Mann so fürchterlich bloßstellen?

Wenn in dem auch nur ein winziges Fünkchen von Ehrgefühl lebt, das die Liebe unerstickt ließ, dann muß es für ihn eine scheußlich peinigende Situation gewesen sein.

Tina hob wortlos die Tafel auf und ging wortlos an dem freundlichen „gesegnete Mahlzeit" des Professors vorbei zur Tür hinaus.

Sie ließ ihren Mann bitten, „auf einen Augenblick" zu ihr zu kommen.

Bei seinem Eintritt ging ich ins Nebenzimmer. Ich hörte Tina leise in bittendem Tone auf ihn einreden und dann seine unwillige Antwort.

Dann schlug ihre Stimme in nervöses Weinen, die seine in brutales Schreien über.

„Du bist überspannt! Du bildest dir alles ein! Du bist nicht normal!" (?)

Die Tür fiel krachend ins Schloß. Der Herr war draußen.

Eine Weile später ging er friedlich mit dem edlen Heldenpaar spazieren.

Wolf schenkte mir vor zwei Jahren als Weihnachtspräsent zwei Wandbrettchen, die er mit einem

Spruch von Brandmalerei verziert hatte. Der eine Spruch hieß: „Ein Mann ein Wort“ — auf dem andern Brett stand: „Ein Schandbub', der ein Weib verrät“.

Ich lachte damals mit Bodo herzlich über das Bübchen und seinen „männlichen“ Ernst und über die Wahl der Sprüche für den Weihnachtstisch einer jungen Dame — aber Papa verwies uns freundlich das Lachen:

„Über so etwas lacht man nicht, Kinder! Was auf den ersten Blick bei so einem Jungen albern erscheint, ist doch nur in ihm schlummernde ritterliche Art, die halb unbewußt, wenn auch an verkehrter Stelle, zum Ausbruch drängt. Die Sprüche, die der kleine Kerl jetzt etwas ungeschickt an deine Wand hängt, werden später für sein Handeln ausschlaggebend sein.“

Ein Schandbub', der ein Weib verrät!

Ob ich das Brettchen dem Herrn Professor verehre? Ob ich es heimlich über sein Bett hänge?

* * *

Es heißt immer, Tina ist nervös, aber sie muß Nerven von Stahl haben, daß sie diese unausgesetzte Folge von aufregenden Szenen erträgt, ohne den Verstand zu verlieren. Die Anfälle werden zwar bei

jedem Male schlimmer, aber sie rafft sich doch immer wieder auf.

Obgleich sie wieder einige Tage fiebernd im Bett zugebracht und am ganzen Körper zitterte, ging sie heute früh, trotz meines Abratens, ins Eßzimmer, wo die Helds frühstückten.

Ich ging ihr nach und blieb in der Nähe der Vorhänge.

Dann hörte ich Tinas vor Erregung heisere Stimme.

„Ich darf mir als Frau des Hauses wohl die Frage erlauben, wann du mit deiner Frau abzureisen gedenkst?"

„Sage niechts!" zischte die Frau über den Tisch. Ich sah durch den Spalt der Portière ihre breiten, gelblichen Hände und wie sie, den kleinen Finger weit abgespreizt, an ihrer Schinkenscheibe herumschnitt.

Aber er gehorchte diesmal nicht. Er sagte doch etwas und in einem Tone, als antworte er auf eine Wetterbetrachtung:

„August hat uns erlaubt, den ganzen Sommer hier zu bleiben. Wir werden das mit ihm besprechen."

Und dann wieder Tina:

„Ich bin Augusts Frau und wünsche eure Ab-

reise! Ich habe es satt, mich in meinem eigenen Hause fortgesetzt verleumden und insultieren zu lassen. Ich habe dich höflich und herzlich gebeten, auf meinen körperlichen Zustand Rücksicht zu nehmen und unter einem Vorwande deine Frau zur Abreise zu veranlassen. Ich appellierte an Eigenschaften, die nicht vorhanden waren. Du hast mit einem Vertrauensbruch darauf geantwortet — nachdem du mir vorher in die Hand Schweigen versprochen. Ein gut erzogener Quartaner hätte das nicht fertig gebracht! Dem wäre das gegen seine Knabenehre gegangen! Die plumpe Art, mit der deine Frau bei Tisch den Wortbruch verriet, veranlaßt mich, dir das zu sagen!"

„Du kannst überhaupt keinen Menschen leiden —" lautete merkwürdigerweise die Erwiderung des Gelehrten. Madame speiste ruhig weiter, und Tina taumelte mir entgegen — natürlich gleich zu Bett und einen neuen Anfall.

* * *

Seit acht Tagen ist Tina fieberkrank, und seit acht Tagen fahren Helds täglich lachend und lärmend unter unsern Fenstern vorbei spazieren; rennen, wie um die Kranke zu verhöhnen, fortwährend an ihrem Zimmer vorbei und werfen mit allen Türen im Hause, daß es einen Gesunden verrückt machen kann.

Ich schreibe an Tante Jettchen. Ich halte es nicht mehr aus. Die wird schon einen Grund finden, um „zufällig“ herzukommen. Eben fährt der Arzt vor.

* * *

Wäre der Himmel eingestürzt, es wäre nicht erstaunlicher. Sie sind fort. Ob der Arzt vielleicht einen Ausspruch getan, der Herrn von Terry bekehrte, ich weiß es nicht. Jedenfalls hat dieser — wahrscheinlich in tiefem Schmerze und wohl buchstäblich der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, veranlaßt, daß die lieben Leute „schon“ jetzt, vor Oktober, abziehen.

Für die abgekürzte Frist hat der Hausherr sie mit seiner Begleitung erfreut. Wahrscheinlich sich und ihnen zum Trost bleibt er noch acht Tage mit ihnen irgendwo zusammen. Er hat auch manches in seiner Art, was mir imponieren kann!

Wenn ich nur wüßte, warum sich diese beiden Menschen geheiratet haben, — die gar nicht zu einander passen!

Les extremes se touchent — das ist interessant bei Verlobten; zwischen Eheleuten bei fortwährendem Zusammensein zieht es nicht an, sondern stößt ab.

Uff! Jetzt ist Ruhe im Lande. Ich habe Tante Jette ganz unnütz aufgescheucht.

* * *

Heute um die Dämmerstunde — ich kam von einem Spaziergang — fand ich am Rande eines Knicks den Bussard — tot — sein Gefieder struppig — und ersichtlich nur dieses und die Knochen vorhanden — vielleicht auch das Fleisch schon von den Würmern verzehrt. Wie ein schmutziges Federhäuflein das Ganze — die tote Schwinge ein wenig abseits von dem übrigen Körper — den Kopf nach vorne geduckt, mit dem Schnabel auf den Brustfedern.

Armes Tier! Wie jämmerlich und wie qualvoll magst du verkommen und endlich gestorben sein — und warum? Nur um ein paar stumpfsinnigen Menschen ein momentanes „Vergnügen" zu machen. Es sah ja so „putzig" aus, als du so dahinkrochst. Und sie hatten ja auch gehofft, täglich ihren „Spaß" mit dir zu haben. Sie hatten gehofft, du würdest zu jeder Zeit auf den Kohlköpfen herumkriechen und artig Raupen heruntersuchen und die Schnecken daneben — ihr Hirnchen hatte sich das so „nett" ausgemalt — aber du tatest ihnen nicht den Gefallen — du verkrochst dich mit deinem gebrochenen

Flügel ins Dunkel, um zu sterben — vielleicht Hungers zu sterben.

Warum töteten sie dich nicht einfach?

Ja, warum?

Warum gibt es überhaupt so viel Grausamkeit in der Welt? Warum so viel schändliche Feigheit, die sich im Bewußtsein der Macht des Starken dem Schwachen, dem Wehrlosen gegenüber — sei es Mensch oder Tier — so oft äußert und betätigt?

Warum gibt es so viel Armut und Elend und so viel Scheußlichkeit auf der Welt?

Und warum lehrt unsere Religion, daß alles vollkommen und jedes Ding wohlweise eingerichtet sei auf der Welt?

* * *

Ich bin wieder daheim im alten Häuschen bei den lieben Eltern.

Es ist alles wie es war — nur das Regiment der Geldnot im Hause ist strenger geworden.

Der Papa ein ganz klein wenig gealtert, von der Nase zu den Mundwinkeln ein Zug, der früher nicht da war, und einige feine Fältchen mehr an der Schläfe, und in seinem Haar hier und da ein einzelner Silberfaden.

Die Mama ist sehr zart und schonungsbedürftiger wie je.

In Bodos Heim herrscht ungetrübtes Glück. Das kleine Mädchen ist sehr häßlich. Es fällt geradezu auf, wenn man die hübschen Eltern sieht. Das plumpe Gesichtchen mit dem breiten kahlen Schädel wird sich ja hoffentlich noch verändern, aber daß die abstehenden großen Ohren kleiner werden, ist doch nicht anzunehmen.

Meine neue Würde bekam einen ordentlichen Klaps bei dem Anblick der Nichte.

Auch bei Fränze ist ein kleines Mädchen „einpassiert" — ein so reizendes Dingelchen, daß eine wahre Neidwolke in meinem Tantenherzen aufstieg.

Wie ein Wachspüppchen aus dem Schaukasten schaut die kleine Elisabeth aus — zierlich, zartrosig, schön beschattete Blauäugelein und goldene Löckchen — und Fränze maßlos stolz als Mama.

„Mit meiner Tochter kann ich mich sehen lassen, was, Trude? Paß mal auf, wenn die groß ist, dann rennen mir die Freier das Haus um!"

„Ja, sie ist ja sehr reizend — aber bist du nun ganz glücklich, Fränze?"

„Das Fragen nach dem Glück hast du dir also noch immer nicht abgewöhnt! Trude! Trude! Als Mutter bin ich sehr glücklich — als Frau? na

es geht! Es ist so ein ganz nettes Durchschnittsglück.

Mein Mann kann eine halbe Stunde darüber reden, sanft, tadelnd, eindringlich, wenn die Serviette mittags einen Viertelzentimeter weiter ab liegt, als wie er es gewöhnt ist, — und wenn er die Zeitung auf der rechten Schreibtischecke findet, wo sie doch einfür allemal auf der linken ihren Platz haben soll, so zeitigt dieser grobe Unfug gleichfalls eine endlose Privatandachtsrede, die mich hartnäckig durch alle Zimmer, Küche, Speisekammer, Garten verfolgt, wenn ich ausreißen will. Zuerst machte mich das verrückt. Ich wurde ärgerlich und machte Front — es half nichts — da wurde ich ein bißchen grob — das half erst recht nichts! im Gegenteil, es verlängerte die Strafrede ins Endlose. Na, weißt du, man wird ja mit der Zeit immer vernünftiger — sowie mein Eheherr jetzt mit so einer Rede beginnt, mache ich ihm eine respektvolle Verbeugung und verschwinde. Das heißt, ich riegele mich in der Kinderstube mit einer Arbeit oder einem Buche oder auch nur mit dem Baby ein. Das ist ganz gemütlich, und es gibt keine Kabbeleien, sondern nur Ruhe im Hause, wie sich das für ein Pfarrhaus nicht anders gehört."

„O Gott, Fränze!"

„Trude, Trude! pack' deine Ideale ein! Du wirst dich auch noch zu der Ansicht bekehren, die ich vom Glück habe."

Nie! nie im Leben werde ich mich bekehren dazu.

Ich will ein ganzes volles Glück in der Ehe, und weil mir das in Ewigkeit verwehrt ist, wird mir ein friedliches Altjungfernheim in meinem erträumten kleinen Rosenhäuschen immer eher als Glück erscheinen, als eine Ehe, die aus Versorgungsgründen oder sonstigen äußerlichen Rücksichten — poesielos — wie eine Art Geschäft — geschlossen wurde.

* * *

Ich bin fast täglich in Zoppot. Tante Jette hat mir eine Fahrkarte geschenkt. Sie wohnt mit dem dicken Gemahl und Tina in der Terryschen, oder vielmehr Nordwallschen Villa.

Tina hat sich in den paar Wochen so erholt, daß man wie vor einem Wunder steht. Sie ist kaum wiederzuerkennen. Freilich weht jetzt eine andere Luft um sie herum, als wie im Bannkreis von Paulinenfeld. Der General und seine Stieftochter sind Menschen, in deren Nähe sich jeder wohlfühlen muß. Statt der Langenweile und kleinlichen Reibereien

findet Tina hier geistige Anregung und eine vornehme Denkweise.

Und wenn die schöne Hausfrau auch nicht sonderlich interessant ist, so muß man doch sagen, daß sie liebenswürdig, freundlich und aufrichtig ist. Eigenschaften, die der Umgebung Tinas im eigenen Heim zu fehlen schienen. Ich habe Frau von Nordwall früher eine hübsche Null genannt, mit der ich nichts anzufangen weiß. Ich bitte ihr das jetzt im Geiste ab — jetzt, da ich Frau Professor Held kenne.

Man kann auch geistig beschränkte Menschen sehr lieb haben, wenn sie sonst eine anständige Gesinnung und nur ein bißchen Herzensgüte besitzen, — ich sehe das jetzt so recht ein. Aber wenn die Dummheit im Gefolge von Hetzsucht, Bosheit und Gehässigkeit einhergeht, dann wirkt sie wahrhaft widerwärtig.

Tina findet, daß die Baronin „wirklich ganz reizend" sei. Wer weiß, ob sie ganz so urteilen würde, wenn sie nicht noch unter dem häßlichen Eindruck stände, den ihre Sommergäste hinterlassen.

Auch der Römershofer Gutsherr ist hier mit Schwiegermama, Kind und Engländerin. Sie logieren im Strandhotel.

Rita von Helden-Bahrendorf hat sich mit einem Geheimrat aus Berlin verlobt, bei dessen verheira-

teter Tochter — ihrer Freundin — sie augenblicklich als Gast weilt.

Der Herr Geheime Rat „hat sechsmal gemullt", erzählte mir Tante Jette, „und die Ritachen ist 27, aber sie tut vernünftig, glaub' mir man, Gertrudchen, 'ne alte Jungfer ist was Greuliches," (sie sagt greilich) „na und seine erste Frau soll er sehr gut behandelt haben!"

Also wieder eine Ehe mit Fränzes „Ansicht" vom Glück.

Rita von Helden hat Anwartschaft auf eine Stiftsstelle, hat außerdem eine ältere liebevolle Schwester, bei der sie ganz leben kann, deren Erbin sie einmal sein wird, denn es sind keine Kinder da, — aber nein — sie wird ohne Zwang die Frau eines 33 Jahre mehr zählenden Witwers.

Wenn ich sehe, welcher Schacher mit den heiligsten Dingen getrieben wird, vergeht mir wirklich die Lust zum Leben. Sie ist ja ohnehin nicht groß. Wie soll es auch anders sein bei einem Menschen, dessen Zukunft so glücklos aussieht wie die meine.

Ich habe zuweilen Augenblicke, wo ich mir die Art wünsche, die Tante Jette mit „vernünftig" bezeichnet. Dann läge ein anderer Lebensweg vor mir. Aber da kein Mensch aus seiner Haut heraus

kann, so werde ich zur Herzenseinsamkeit verdammt sein, bis sie mich einscharren.

* * *

Tante Jette teilte mir „ganz im Vertrauen" mit, daß „die ganze Kurgesellschaft" sich den Kopf darüber zerbreche, ob der Schloßherr vom Römershof Berta von Terry oder mich „nehmen" werde.

Ich gab der lieben Heiratstante den Rat, der ganzen Gesellschaft zu versichern, daß ich es ganz sicher nicht sei, die er „nehmen" werde.

Durch diesen albernen Klatsch ist mir schon wieder die kleine Freude an den Zoppoter Besuchen verdorben, und das Ganze rückt in ein anderes Licht. Ich muß dummerweise immer daran denken.

Ich kann nicht leugnen, daß ich mich sehr gern mit Schuster unterhalte, und daß ich seine kleine Asta entzückend finde. Berta von Terry wird es wohl ebenso gehen, da auch sie viel mit ihm spricht — und dabei wird keiner von uns dreien an Verlieben und Verloben denken.

Widerwärtige Klatschbasen.

* * *

Sucht Schuster wirklich auffallend meine Gesellschaft, oder bilde ich es mir, durch das Gerede

veranlaßt, nur ein? Mir will scheinen, als tauschen die andern verständnisvolle Blicke, wenn er sich zu mir setzt — Blicke zwischen Tante Jette und Frau Eva würden mir nichts bedeuten, aber heute bei der Bootfahrt — der „Römershofer" war von ganz besonderer Fürsorge für meine Person — sah ich ganz deutlich, wie des Generals Blicke uns streiften, und wie er dann mit besonderem Augenwink seiner Tochter zunickte — Berta streifte uns ebenso, und dann nickte sie dem Papa schelmisch zurück.

Die beiden sind keine Spaßmacher — ihr Nicken hat mich unangenehm berührt.

Ich fahre nicht mehr hinaus.

* * *

Schuster hat uns seinen Besuch gemacht. Das hat mich doch verblüfft.

Er brachte sein kleines Mädchen mit, die der Mama einen Strauß wunderschöner Teerosen überreichte.

Ich bin sonst kein Kindernarr, aber dieses Engelskind ist wirklich liebreizend, nicht nur im Äußeren, sondern auch in seiner Art.

Während Schuster mit den Eltern sprach, trat sie zu mir, stützte die Ärmchen zutraulich auf meine Kniee und sah mich mit den großen Veilchenaugen

unter der langen gebogenen Wimper mit dem Ernst eines Erwachsenen an.

„Tante Trude, kannst du lachen?"

„Was, mein Herzchen?"

„Ob du lachen kannst? Die Großmama kann lachen und Tante Rita auch und Tante Berta und Miß — und Tante Jettchen kann ganz arg lachen — manchmal lacht Papa auch — ein ganz bißchen, weißt du — alle können lachen, aber du, Tante Trude, lachst niemals! Ich habe noch keinmal gesehen, daß du gelacht hast — kannst du gar kein bißchen —"

Ich wollte lachen, aber statt dessen stürzten mir die Tränen, und der fünfjährige Cherub streichelte mein Gesicht.

„Weine nur nicht, Tante Trude, es wird ja alles wieder gut werden."

Es wird alles wieder gut werden! Damit haben sie dich gewiß getröstet, wenn etwas dein Kinderherz bedrückte, oder wenn dir sonst etwas weh tat.

Kleine süße Asta. Es war gut, daß die andern nicht auf uns achteten. Ich ging mit dir ins Nebenzimmer, schluckte an meinen Tränen — und lenkte deine Kinderaugen auf ein prächtiges Bilderbuch — aus guten, längst vergangenen Tagen.

Wie andere junge Mädchen die Zeichen ihrer ersten Balltriumphe aufheben, so habe ich dies Buch aufgehoben.

Kleine süße Asta — du kannst so lieb trösten — „es wird ja alles wieder gut werden" — aber du kannst mir nicht helfen — und dein Papa auch nicht.

Schuster küßte mir beim Abschied die Hand und sah mich dabei mit einem eigentümlich ernsten Blick an.

Will er wirklich um mich werben — noch kann ich es nicht glauben — aber dann ist er doch wirklich auch wie alle andern.

Sie sind sich alle gleich! alle, alle!

Oder bin ich eine Ausnahme von der Regel — eine traurige, glücklose Ausnahme?

Er hat seine Frau heiß geliebt — er ist plötzlich ergraut bei ihrem Tode und war lange Zeit dem Wahnsinn nahe — so sagt man — und nun will er, durch keine Zwangslage bestimmt, eine neue Ehe schließen? Den Platz der einst heißgeliebten Frau einer anderen einräumen — ihrem Kinde eine Stiefmutter geben? Ist so etwas zu begreifen?

Ich konnte nicht schlafen und habe die ganze Nacht daran denken müssen.

* * *

Eben ging Tante Jette fort. Sie war sehr erfreut beim Kommen, mich allein zu finden. Es ist also kein Zweifel, Schuster möchte mich zur Frau. Und um unsern hübschen kleinen Zoppoter Kreis nicht zu stören — was geschähe, wenn er sich einen Korb holte — schickt er Tante Jette als eine Art Vorposten, das Terrain zu rekognoszieren.

Ehrlich ist ja die brave Tante, trotz aller Heiratsstiftungswut. So erfahre ich denn, daß er in mir diejenige sieht, die seinem Kinde eine liebevolle Mutter, ihm selbst eine verständnisvolle Freundin sein würde — eine, die es begreift, daß er die Bilder der ersten heißgeliebten Frau und Sachen, die sie benutzt hat, im Hause weiter heilig zu halten gedenkt — auch in der zweiten Ehe.

Kurz gesagt, er wirbt nicht aus großer Liebe um mich, sondern er will mich zur Herrin seines Hauses machen, weil er Hochachtung und Verehrung für mich hegt und mir zutraut, daß ich seinem Kinde zum Segen und seiner Einsamkeit ein wenig zum Trost werden könnte.

Was Tante Jette aus eigener Beredsamkeit hinzufügte, läßt sich nicht auf 20 Seiten unterbringen.

Dies ist der einzige Antrag, bei dem sich nicht von vornherein alles in mir sträubt.

Tante Jette verriet auch ganz treuherzig, daß

sie „es ihm gestochen", warum ich bisher „keinen nahm".

„Überleg' man nicht lange, Trudchen! Sowas wird dir im ganzen Leben nicht wieder geboten!"

Damit ging sie, und morgen will sie die Antwort holen kommen, wenn ich „zu sowas überhaupt noch Zeit brauche".

Was soll ich ihr morgen sagen?

* * *

Ich grüble und grüble und komme zu keinem Entschluß — immer dasselbe Resultat, nicht ja — nicht nein.

Wenn ich den lieben Eltern einen Packen Sorgen abnehmen könnte — und das könnte ich schon deshalb, weil ich ihnen Römershof als Sommerfrische bieten, und sie dort hegen und pflegen könnte — auch ich wäre standesgemäß untergebracht und für alle Zeit in guten Händen, ohne deshalb mit Leib und Seele absolutes Eigentum eines fremden Mannes zu werden, den ich nicht liebe.

Da ich der Sitte wegen nicht anders zu ihm kommen kann, als daß ich vor der Welt seine Frau werde, so könnte ich mich vielleicht dazu entschließen — vielleicht — (ganz gewiß kann ich es in diesem Augenblick auch noch nicht sagen) also vielleicht,

wenn er mir vorher verspricht, daß wir nur wie Geschwister leben wollen und die sogenannte eheliche Gemeinschaft ausgeschlossen ist.

Ich habe dabei das peinigende Gefühl, daß ich da etwas Lächerliches beanspruche — ich bin alt genug, um zu wissen, daß er sich ja dann keine Frau, sondern nur eine sympathische ältere Repräsentantin „nehmen" kann — aber ich komme nicht weiter mit meiner Grübelei — die Gedanken drehen sich immer bis zu diesem Punkt — immer im gleichen Kreise, und dann stoppen sie, ängstlich — mißtrauisch.

Um neuen Auseinandersetzungen mit Tante Jettchen zu entgehen, werde ich ihr sofort schreiben, daß ich unter gewissen Bedingungen — eventuell — ja sagen könnte — vielleicht könnte!

* * *

Der Kopf schmerzt vom unaufhörlichen Kreislauf der gleichen Gedanken — und doch, wenn ich bedenke, daß sein Herz der Toten gehört, wie das meine dem einen ewig Unvergeßlichen, dann — warum sollten wir nicht in der gemeinsamen Liebe zu dem süßen Kinde, in der gleichen Trauer um unsere geliebten Toten eine ideale, edle Kameradschaft führen.

Und doch — sowie ich mir ausmale, ich soll

mit ihm vor Gottes Altar treten und den üblichen Schwur ablegen, steigt mir das Blut heiß ins Gesicht und ich könnte mich zu Tode schämen.

Ich bin ratlos.

Ich möchte so gern den Eltern helfen und mir auch. Wer hilft mir aus dieser Not?

* * *

Eben kommt die Antwort von Tante Jette. Nur eine Briefkarte. Keine Anrede. Kein Gruß.

„Nimm's man nicht übel, Gertrudchen, ich glaub', du bist 'n ganz klein bißchen verrückt.

Tante Jette."

Vielleicht hat sie recht.

* * *

Die gute Tante Jette hat es nicht lassen können — sie mußte doch noch kommen, den Eltern auch den Kopf heiß zu machen mit meinem „Unverstand".

Die Mama äußerte sich mit keinem Wort — ihre großen sorgenmüden Augen wanderten nur immer zwischen dem Papa und mir hin und her, hin und her.

Der teure Papa „hielt es für seine Pflicht", mir alle Vorteile dieser Ehe, sowie den vornehmen Charakter des Bewerbers richtig zu beleuchten — ich

hörte es seiner Stimme an, wie gern er diese Verbindung wünschte, um mich in guter, gesicherter Hut zu wissen — und — ich wollte mir gerade Bedenkzeit ausbitten — da fiel mein Blick auf das geschnitzte Wandbrett, auf den Pokal mit der Kamee — ein sinnloser Schmerz packte mich. —

Nein, nein, tausendmal nein! ich werde dir nicht untreu! Ich will keines anderen Mannes Frau sein und keines andern Mannes Seelenkameradin.

* * *

Lange bin ich nicht dazu gekommen, Aufzeichnungen zu machen. Monate sind vergangen — so freudenarm und leer, daß mir davor graute, ihr ödes, trostloses Einerlei zu beschreiben.

Die Mama war lange krank, dazu bekam Dorette einen bösen Gelenkrheumatismus, der sie zehn Wochen lang im Diakonissenhaus festhielt.

Ich habe gearbeitet wie ein Dienstmädchen und dabei noch fortgesetzt Stunden gegeben. Manchmal war ich hart am Verzweifeln, aber dann gab ich mir gewaltsam einen Ruck und biß die Zähne zusammen.

Ende Oktober, in den unvergleichlich schönen Herbsttagen — der Zoppoter Freundeskreis war eben abgereist — da habe ich mir selbst etwas versprochen: Ich hatte mein Los einmal wieder, trotz

liebevoller Gegenreden, allein in die Hand genommen und da verſprach ich mir: Du willſt jetzt nicht mehr gegen das Schickſal murren — wo ein Wille iſt, da iſt auch ein Weg. Daran willſt du immer denken, wenn es dich niederzieht, mutlos zu klagen. Mit feſtem Willen wirſt du immer den Weg durch alle Miſere und alles kleinliche Leid finden, nimm dir nur immer feſt vor, du willſt hindurch! du willſt es unterkriegen! dann geht es ſchon. Und es ging. Und wenn es mir auch manchmal blutſauer wurde und unerträglich ſchien — den Reſpekt vor mir ſelbſt habe ich nicht verloren.

Ich habe gehalten, was ich mir verſprochen. So ſoll es bleiben.

Wo ein Wille iſt, da iſt auch ein Weg.

Ich gebe Klavier-, Zeichen- und andere Nachhilfeſtunden. Die erſteren fordern am meiſten von mir, in bezug auf Geduld und Stahlnerven.

Sieben Klavierſchülerinnen von acht bis neunzehn Jahren — jede kommt zweimal in der Woche — keine hat Talent — keine die geringſte Begabung — zwei abſolut kein muſikaliſches Gehör — ſie ſpielen, als ob ſie ein Stück Holz in gewiſſe Stücke kleinzuhacken, oder eine Anzahl Nägel nach der Nummer in ein Brett einzuſchlagen hätten — — aber alle die eitlen Eltern wünſchen, daß ihre Kinder

„musikalisch gebildet" (?) sein sollen — ob sie Verständnis dafür haben oder nicht, — sie „müssen" Stunde nehmen. Eine Art Tierquälerei ins Menschliche übersetzt.

Man zahlt das Stundengeld, wie das „Volk" den Jahrmarktsgroschen in den Schlitz des Musikautomaten steckt, — der gibt ja dann auch sein Stücklein her. Vor Jahren ging eine Umfrage bei bedeutenden Männern und Frauen herum, wie sie über Klavierspiel dächten. Ich las nachher die verschiedenen „Gutachten".

Einer — ich glaube, es war ein namhafter Dichter — gab sein Urteil so ab: „Eltern, die unbegabten Kindern Klavierstunden geben lassen, müßten gleich totgeschlagen werden." Ich habe damals herzlich darüber gelacht, wie über einen guten Witz — heute stimmt mich dieser Ausspruch nachdenklich.

Ich will damit nicht sagen, daß ich auch alle solche unverständigen Eltern totgeschlagen haben will, — aber wenn ich so bedenke, was manche „Stunde" für Lehrer und Schüler bedeutet, dann steigt in meiner gereizten Seele auch der Wunsch auf, irgendwer setzte den törichten Urhebern — mit Ausschluß von Totschlag — möglichst unsanft den Kopf zurecht.

Der arme Papa hatte es auch nicht leicht. Er hatte in Vertretung für einen Erkrankten einen „Vertrauensposten“ auszufüllen, lauter Pflichten, die mit endlosen Zahlenreihen und kaufmännischen Berechnungen zusammenhingen — wozu der arme Papa so viel Talent mitbringt, wie meine Klavierquäler zum Spiel. Vom Morgen früh bis in die tiefe Nacht hinein plagt er sich mit dieser ungewohnten unsympathischen Beschäftigung und mußte noch froh sein über den „Verdienst“.

Wieviel vergebliche Wege hat er gemacht, wieviel kleine für uns bedeutende Summen für Reisen, Inserate und Briefmarken sind ausgegeben worden, um aus dem ungewollten Müßiggang herauszukommen, wieder sein Leben mit Pflichten auszufüllen und zu der karg bemessenen Pension etwas beisteuern zu können. Und immer vergeblich!

Da mußte er zugreifen, als sich, wenn auch nur einige Monate lang, eine Tätigkeit bot.

Freilich, die Pflichten, die Papa allein mit Lust und Liebe und Frohgefühl ausfüllen mag, die waren nur auf einem Terrain zu finden — da, wo man ihn herausriß. Ich will nicht daran denken, denn das ist der einzige Punkt, vor dem mein mit Schmerzen zur Tapferkeit hinaufgeschraubter Mut Halt macht. Alle Bitterkeit in mir bricht durch,

wenn ich an Papas Erscheinung, Kraft und Art — und seinen Abschied denke.

* * *

Unser windschiefes Häuschen liegt in Schneeschanzen vergraben, und auf den Futterplätzen unter meinem Fenster herrscht Lärm und Leben, als hätte die ganze Spatzenarmee mobil gemacht.

Ein richtiges Krakehlervolk diese kleinen aufgeplusterten Frechlinge.

Anstatt sich an ihrer heutigen Extraration zu freuen und artig und still ihren hungrigen Magen zu füllen, führen sie nebenbei allerlei Gezänk durch, teilen Schnabelhiebe aus und fahren einander in den Federrock.

Zwischen dem Körnerfutter liegt ein Suppenknochen, an dem Haut und Fleischrestchen hängen, und um den dreht sich die Hauptbalgerei. Mitten drauf steht eine Art Spatzenathlet von besonderer Größe, der von der Idee behext zu sein scheint, daß ihm allein der Knochen zukommt. Unermüdlich schlägt er neue Breschen in das Heer der Heranstürmenden. Daß ich nur durch die Scheiben getrennt dicht vor dem Kampfplatz stehe, geniert die Gesellschaft nicht. Sie haben es unter sich längst verbrieft und versiegelt, daß die große, wie ein Tisch

unter meinem Fenster placierte Holzkiste ihr unbestrittenes Eigentum ist. Wenn es mir Spaß macht, als Staffage dabeizustehen, haben sie nichts dagegen und beachten mich — wenn ich ihnen das Futter gestreut habe — eben nicht mehr wie die knorrigen Obstbäume jenseits ihres Tischlein deck' dich.

Ich muß das Streitobjekt hereinnehmen, damit die Rotte sich erst an den Weizen macht, sonst wird es finster, und ein nicht unerheblicher Teil des Trupps muß hungrig ins verschneite Nest, weil er vor lauter Habgier nach dem Knochen nicht Zeit fand, die Körner zu fressen, als sei feiner Weizen ihr täglich Brot.

Sonst bekommen sie nur Küchenreste, und wenn nichts „abfällt", kochen wir ein Töpfchen Pellkartoffeln — aber heute hatte ich eine große Freude, war in einer rechten Spendierlaune, und Dorette mußte aus der Mühle für eine Reichsmark „zusammengekehrten Weizen" holen. Diese Splendidität entstand so: Ich schickte eines Tages verschiedene kleine humoristische Zeichnungen an ein Witzblatt. Teils Paulinenfelder Stoff, teils aus Papas Erfahrungsschatz „Kasernenhofblüten", zu denen ich die Figuren malte. Im ganzen nichts Besonderes, doch in dem Häuflein einige Kleinigkeiten, über die Bodo und Anna sich totlachen wollten.

Wochenlang kam keine Nachricht, und ich wollte die ohnehin ſchwache Hoffnung auf einen beſcheidenen Erfolg ſchon fahren laſſen, machte dann aber — frech wie meine Spatzen hier — noch einen Verſuch und fragte ganz ergebenſt an, ob man meine Sachen nicht brauchen könne, in dem Fall bäte ich um möglichſt umgehende Rückſendung, da ich ſie verwerten möchte (als ſtänden ſchon zehn Witzblattverleger mit ausgeſtreckten Händen hinter mir), und die Antwort kam wirklich poſtwendend — in blitzendem, klirrendem Golde — buchſtäblich! 50 Mark und im Begleitſchreiben die höfliche Anfrage, ob mir der Honorarſatz paſſe, oder ob ich andere Vorſchläge zu machen hätte.

O Gott, ich und andere Vorſchläge! Die Frage ſtimmte mich ganz luſtig.

Es dauerte eine Weile, ehe Papa mir klar gemacht hatte, daß das Geld mir wirklich gehöre. Ich bildete mir zuerſt ein, es ſei irrtümlich an mich gelangt, denn wer ſein Lebelang nicht 50 Mark auf einmal in ſeinem Beſitz gehabt hat, der begreift dann ſo einen unverhofften Segen nicht gleich.

Dann mußte ich lachen, und mich ganz närriſch und kindiſch benehmen, um die Freude zu bändigen.

Die Eltern ſind auch ſehr beglückt, und der teure Papa überlegte ganz ernſthaft, „in welcher

Gegend" man denn nun mein Rosenhäuschen aussuchen wolle, denn wenn es so weiterginge — er habe noch „einen ganzen Sack voll Kasernenhofblüten" im Vorrat — dann sei es Zeit, darüber nachzudenken.

Zunächst wollten wir eine ganz bescheidene Extravaganz zur Feier des ersten „Honorars", und Papa schlug einen Spaziergang vor mit dem Ratskeller zum Endziel.

Das brachte Mama nun außer sich, aber wir zwei Leichtsinnigen — Papa behauptete, er hätte als „Mitarbeiter" auch mitzureden — ließen nicht nach, und sie mußte sich fügen.

Vorher ging ich in die Küche, um der getreuen Dorette 2 Mark von meinem Reichtum zu schenken.

Erst war sie sprachlos. Es ging ihr wie mir mit dem Geldempfang — — dann gab sie mir einen Rat.

„Gnädiges Fräulein müssen das Geld bespucken!"

„Bespucken?" ich schrie es entsetzt und beleidigt zugleich.

„Na ja doch, es ist ja Handgeld! Das muß man bespucken, dann kriegt man immer mehr Geld zu."

Wenn das wahr wäre? Wenn ich dadurch fortgesetzt Geld „zu“ bekäme?

Ich dachte ein Weilchen nach, dann steckte ich meine hübschen Goldstücke ein, ohne das Hexenmittel versucht zu haben.

Im Ratskeller tranken wir eine Flasche Medoc, aßen ein belegtes Brötchen und sprachen sehr angeregt über die Reichtümer, die noch folgen würden.

„Wir werden durch dich noch alle berühmt werden,“ scherzte Papa.

Dann sah ich mit ungeheurem Stolze zu, wie er von meinem Gelde bezahlte, und wollte die Höhe des Trinkgeldes wissen.

„Dreißig Pfennig,“ flüsterte Papa mit gemacht schüchternem Tone und sehr schelmisch blitzenden Augen.

„Du hättest immer fünfzig geben können,“ sagte ich großmütig.

Ich war in solcher freudigen Gebelaune — die ganze Welt hätte ich beschenken mögen.

Sorgenmütterlein meinte zwar, falls ich mehr einnähme, müsse ich unter Kuratel gestellt werden. Dann mahnte sie zum Aufbruch, und ich steckte vorsichtig mein neues Portemonnaie ein.

Wolf hatte es mir Weihnachten gestiftet.

Ich faßte es damals als offenbar hohnvolles Geschenk auf, bezüglich meiner Geldverhältnisse — und jetzt steckt ein ganzer Haufen Mammon darin.

Was wohl das Wölflein sagen wird, wenn ich ihm das schreibe.

Übrigens hat mich der kleine breite Mann während des letzten Urlaubs „höflichst ersucht", ihn nicht mehr Wölflein zu nennen. Auf mein erstauntes „warum" zog er nur Augenbrauen und Schulter hoch und drehte mir stumm den Rücken. Das belehrt mich natürlich dahin, daß man einen vor dem Fähnrichsexamen stehenden „Mann", der noch dazu einen schwarzen Schatten unter der Nase hat, nicht mehr mit seinem Kinderdiminutiv anredet, zumal, wenn junge Damen zugegen sind — und Lore von Zitzewitz war zugegen, die er „mal heiraten" will. Das will er ganz ernsthaft, und Lore lacht immer Tränen hinter seinem Rücken darüber.

Sie ist zwei Köpfe größer wie er, seit Jahren heimlich verlobt und feiert demnächst ihren 27sten Geburtstag.

* * *

Wie solch ein unerwarteter Erfolg doch auf die Stimmung wirkt! Seit der Zeit, da es anfing mit all dem Schweren, das hinter mir liegt, seit der

Zeit bin ich nicht einmal in so froher Stimmung gewesen wie jetzt.

Die Klavierquälerstunden und alles andere Ungemach erträgt man viel leichter, wenn man innerlich froh ist. Man hat auch gleich viel mehr Lust zur Arbeit, wenn man fühlt: jetzt wird es vielleicht mal anders — besser — werden.

Aber das Geld fliegt. Ich bin sehr erschreckt darüber, denn ich sah heute plötzlich, daß ich nur noch zwanzig Mark besitze.

Ich begreife gar nicht wie das kommt. Ich habe nichts Wesentliches gekauft, nur Kleinigkeiten und die paar billigen Geschenke an die Eltern und Wolf — sowie die bescheidene „Feier" im Ratskeller.

Ganz verzagt besann ich mich, ob ich etwa irgendwo Geld verloren hatte — und ganz verzagt teilte ich der Mama meine Sorge mit.

Ich dachte, sie würde mir Vorwürfe machen, aber sie lächelte so merkwürdig nachdenklich, ehe sie sprach.

„Ich war so viel älter wie du, liebes Herz — ich hatte schon euch drei Kinder und verstand noch immer nicht mit Geld umzugehen. Das lernt man allmählich — ich wußte, daß es dir so gehen würde, aber ich wollte deine Siegesfreude — deine erste — nicht stören. Du hast kein Geld verloren, du hast

nur nicht zu rechnen verstanden — mit dieser, für deine Verhältnisse ganz ungewohnten Summe."

Die zwanzig Mark will ich aber jetzt zusammenhalten wie ein Geizhals seinen Schatz.

* * *

Meines Hirnschiffleins hoffnungsvoll geschwellte Segel fallen ein wenig zusammen. Man soll nach einem ersten Erfolg nicht gleich siegessicher denken: jetzt ist die Bahn frei! Das scheint eine arge Täuschung zu sein.

Ein zweites Häuflein „Witze" in Bild und Wort ward abgesandt und kam zurück.

Ich bekam einen Schreck.

Dann schickte ich es mutig an ein anderes Blatt und wartete, ängstlich geworden, auf das Resultat. Lange dauerte die Ungewißheit nicht — mein Witzhäuflein kehrte umgehend heim.

So ist es jetzt schon fünfmal heimgekehrt, aber ich will den Mut nicht sinken lassen. Ich will nicht wieder in die fürchterliche Stimmung von früher zurückfallen, ich will nicht wieder zu denen gehören, die keine Hoffnung mehr haben.

Ich will nicht!

* * *

Mein Husten, den ich schon halb vergessen, hat sich ganz plötzlich wieder eingestellt — und was das merkwürdige ist, es klingt genau so, wie wenn Mama hustet, wenn sie ihre Anfälle bekommt und wochenlang das Bett hüten muß.

Heute zum Beispiel kam der Papa ganz aufgeregt in die Waschküche, wo ich Dorette etwas zur Hand ging und heftig dabei hustete — er glaubte, es sei Mama.

Sein Gesicht wurde blaß, als er sah, daß ich es war.

Nun soll ich ohne Widerrede zum Arzt.

Ich aber will nicht. Es wird schon wieder vorübergehen. Ich habe, um den Papa nicht zu erzürnen, erklärt, daß ich ja gelegentlich hingehen könnte.

* *
*

Meine Witzbildchen kehren unentwegt wieder. Ich habe sie in den hintersten Winkel meines Schreibtisches geworfen. Wenn der Frondienst des Stundengebens vorbei ist — ich habe wieder ein paar Schülerinnen mehr — helfe ich dem Papa und schreibe ab, was er ausgetüftelt hat.

Es handelt sich um sehr uninteressante mathematische Berechnungen, die Papa für ein technisches

Bureau ausführt. Das einzig angenehme ist, daß er sie daheim ausführen kann, sie nicht im Trotz der andern Schreiber zu erledigen braucht.

Die Arbeit ist öde und reizlos und mäßig lohnend, aber danach fragt uns niemand.

Wenn ich nur halb so wäre wie der Papa. Das heißt, mich mit allen Widrigkeiten nur halb so gut abzufinden verstände wie er. Nie ist er verdrossen oder mürrisch.

Ich dagegen muß fortgesetzt kämpfen, um den schwer errungenen Lebensmut nicht wieder sinken zu lassen.

* * *

Endlich wieder ein bißchen Sonne auf meinem Arbeitsplatz. Ich habe es mit neuen Zeichnungen versucht, die angenommen sind, und noch einen kleinen Auftrag dazu erhalten. „Honorarsatz" mir noch schleierhaft.

Ich frage erst gar nicht, sondern führe den Auftrag aus und warte ab. Bescheidenheit ist eine Zier, und wenn man der Sage nach „ohne ihr" auch weiterkommt — ich will's lieber nicht versuchen.

* * *

Die Zeit fliegt, und man merkt es nicht. Das Erwachen des Frühlings ist so schön hier in dem einfachen altmodischen Garten, wenn die langen Narzissenreihen an den Wegen nach und nach ihre weißen Sterne über den Rand aus „Immergrün" heben und die alten knorrigen Obstbäume ihre winterlich eckige Kahlheit in schönste Schönheit verwandeln, als hätte ein Zauberstab sie berührt, ihren häßlich verwachsenen hölzernen Gestalten plötzlich liebreizende Jugend und entzückende Grazie verliehen und sie in köstlich duftende zarte Gewänder von weißen und mattrosa Farben und blassen grünen Tupfen gehüllt.

Ja, er ist strahlend schön, der alte einfache Garten, wenn der Frühling ihm sein Blütenkleid übergestreift hat.

Ich habe diesmal fast nichts davon gesehen. Veilchen und Krokos unter meinem Fenster sind verblüht — ich habe es kaum gemerkt —, und als mir einfiel, ich müsse doch einmal nach der Baumblüte sehen, da hatte der Wind den Kirschbäumen schon ihre schneeigen Brautschleier abgenommen — im Grün der Apfelbäume hing hie und da eine einzelne noch nicht verwehte Blüte, und als ich mir eine solche nehmen wollte, blieb mir nur der Stiel in der Hand — die rosa Blättchen fielen ins Gras.

Ich habe so viel zu arbeiten gehabt, daß ich den Frühling ungegrüßt vorbei ziehen ließ — und er ist mir lieb, wie keine andere Jahreszeit. Mögen viele den Herbst vorziehen und loben, seiner ruhigen steteren Schönheit wegen — ich mag ihn nicht. Mag das gefärbte Laub noch in so schönen warmen Tönen leuchten — es ist doch nur das Leuchten vor dem völligen Verlöschen — die Schönheit dicht vor ihrer Vernichtung, vor ihrer Verwesung —

Ein blühendes Ästlein von einem Apfelbaum ist mir tausendmal reizvoller, als ein vielfarbiger Strauß aus Herbstlaub, der den Hauch der Verwesung in sich trägt.

Wenn ich dem Ästlein Wasser gebe, wird es tagelang lieblich weiterblühen und wenn die rosa Blättchen sinken, wird sein zartes junges Grün noch viele weitere Tage mein Heim schmücken — — das bunte Laub fällt auch im frischesten Quellwasser oft in einer Nacht zusammen und die Blätter, die heute rot und gelb glühten, liegen morgen welk und farblos am Boden.

Es ist gerade so, als wenn mancher weißes Haar ausgesucht schön findet.

Gewiß ist schneeweißes Haar schön, besonders wenn es ein edles Gesicht einrahmt — aber es ist

der Schnee des Alters — das Alter ist vielleicht reicher, aber die Jugend ist schöner.

Ich liebe den Frühling!

Er teilt überall schimmernde Brautgewänder aus. Der Herbst bringt Sterbekleider — —

Und ist ein Brautkleid nicht viel poesievoller und schöner wie ein Sterbekleid? —

Gewiß, der Frühling ist manchmal ungeberdig und ausgelassen und kann einen ordentlich zausen und durchrütteln — er ist eben wie ein junger übersprudelnder Mensch, dessen Kopf voller Ideale und nicht ohne Streiche ist — — Der Herbst dagegen ein ruhiger alter Herr, der von seinen Renten lebt — und an sein Erbbegräbnis denkt.

Ich liebe den Frühling. Ich liebe ihn vielleicht darum so, weil ich manchmal das Gefühl habe, als werde ich mich nicht mehr allzu häufig an seiner Schönheit freuen können.

Dies Gefühl kommt nicht oft, aber dann und wann taucht es auf, ganz unmotiviert, manchmal wenn ich mitten in lustiger Gesellschaft ganz froh bin und nicht im entferntesten an Sterben denke — es taucht auf wie ein unheimlicher Gast und wie einem solchen blicke ich ihm nach, wenn es geht.

Meine große Arbeit ist schuld daran, daß ich diesmal keine Zeit für den Frühling hatte.

Wenn nun wenigstens auch der Erfolg käme. Kommt er nicht, will ich mich damit trösten, daß es ja nur Zeit gewesen ist, die ich verliere, nicht Geld — und das ist schon immer von großem Wert im Hause Schellenberg.

Etwas Geld hat es allerdings auch gekostet, aber Papier und Tinte und ein Dutzend Federn sind selbst für die Schellenbergs nicht unerschwinglich.

Ich habe einen Roman aus dem französischen übersetzt und fast alle Freistunden dieses Winters damit zugebracht.

Solche Übersetzung ist natürlich anders wie eine Schulaufgabe. Denn hier heißt es nicht nur Satz für Satz einfach übertragen, sondern sich stundenlang in einzelne Abschnitte den Kopf zerbrechen, wie man sie am vorteilhaftesten für die deutschen Leser herrichten kann.

Dieser Herr Franzose hat eine blühende Phantasie, übersprudelndes Temperament und erstaunlich viel Erfindungsgabe. Aber seine Art des Erzählens ist teilweise so konfus, leichtfertig und leichtsinnig durchgeführt, daß man wohl begreift, daß ihn seine Landsleute noch immer nicht als Dichter von Gottes Gnaden anerkennen wollen.

Der Roman ist sehr hübsch, aber da sein Schöpfer „keinen Namen" hat, so wird es nicht leicht

sein, ihn unterzubringen. Ich bin durch eine französische Lehrerin dazu gekommen, die in der Schule immer ein Faible für mich hatte, und jetzt nach all den Jahren noch immer ein rührendes Interesse für mich zeigt. Sie ist es, der ich die Mehrzahl meiner Schülerinnen verdanke.

Den Roman habe ich einer Zeitung eingeschickt.

* * *

Das goldene Brünnlein der Witzblattliteratur fließt ganz sachte weiter, nicht daß ich übermütig werden könnte — o nein — aber es ist doch im Verein mit meinen einlaufenden Stundensilberlingen schon immer so viel, daß ich mich — wenn ich in einer Dachkammer äußerst bescheiden leben wollte — schon ganz allein durchs Leben bringen kann.

Ein Dachkammerdasein hat ja nun gerade nichts sehr Reizvolles — aber es erscheint mir schon von ungeheurem Wert, wenn ich an Dienstbarkeit und Abhängigkeit denke. Ich habe das Leben eines bezahlten „Fräuleins" ja noch nicht selbst durchgekostet, aber ich soll ja viel Beobachtungsgabe besitzen, wie es in Bezug auf meine Zeichnungen immer heißt, — jedenfalls habe ich sehr scharfe Augen und hyperfeine Ohren, ich sehe und höre manches ohne mein Zutun halb unbewußt — und da ist mir

denn gelegentlich ſo oft der heiße Wunſch nach Selbſtändigkeit, — nach der beſcheidenſten wenn auch nur — gekommen — — wenn ich dieſes oder jenes Fräuleintum betrachtete.

Die Leute, die in Wort und Schrift ſo oft über das „Sklavenjoch“ der Dienſtboten ſich entrüſten, ſollten ſich, wenn ſie nichts Wichtigeres auf dem Felde der Menſchenliebe zu tun haben, beſſer einmal die Armee der „Fräulein“ im einzelnen auf „unwürdige Sklaverei“ hin anſehen.

Köchin und Stubenmädchen und Mädchen für alles können ihr Sklavenjoch verhältnismäßig ſehr leicht abſchütteln — wenn es ihnen wirklich als ſolches erſcheint — und ſofort einen anderen Platz ſuchen und finden.

Nicht ſo die „höhere Bedienung“. Da gibt es manches verſchwiegene, ſtill ergebungsvoll, oder mit machtloſem Groll getragene Joch — wer nur da ſuchen und „reden“ wollte, der fände ſehr reichlichen Stoff — ſo reichlich, daß er Worte wie Sklaverei und Unwürdigkeit ganz gut verwenden könnte, ohne ſich im geringſten lächerlich zu machen.

Wie oft muß ſo ein armes Fräulein buchſtäblich der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, „aushalten“, während Mine oder Guſte leichten Herzens „ziehen“.

Der Andrang zum Fräuleinposten ist fortgesetzt so unverhältnismäßig groß, das Angebot übersteigt so massenhaft die Anfrage, daß sich schon daraus ein möglichst anspruchsloses Auftreten für den einzelnen von selbst ergibt.

Einfache Dienstboten dagegen, zumal wenn sie ihre Sache brav machen, „können auftrumpfen" sagt Tante Jette. Wenn das nun auch nicht wörtlich zu nehmen ist, so ist es doch sehr bezeichnend.

Ich für meine Person will Pellkartoffel und Hering tausend mal lieber an meinem Tisch essen, wie das schönste Diner am Herrschaftstisch.

Nichts ist schöner, wie von keines Menschen guter oder böser Laune abhängig, Herr in seinen vier Wänden zu sein — und wenn die eine Wand auch schräg unterm Dache herläuft, das schadet nichts! Ich setze mir ein Paar Rosenbäumchen ans Fenster und auf den Arbeitstisch, und dann ist mein Dachsalon doch viel behaglicher und anheimelnder wie die fremden Staatsräume, in denen ich die Ehre habe, für „Brot und Lohn" Staub zu wischen und ängstlich bedacht zu sein, daß es zur Zufriedenheit der Herrin geschieht, denn wenn sie mich gehen heißt, stehe ich vis-à-vis de rien — ich bin ihr ziemlich wehrlos untertan — es liegt jederzeit in ihrer Macht, mir meine „Dienstbarkeit" vorzuhalten, auch

wenn sie in bezug auf Familie und Bildung tief unter mir steht — vielleicht dann erst recht wird sie es in ihr Benehmen legen, und ihre Genugtuung zeigen darüber, daß sie in der Lage ist, eine Freiin von Schellenberg unter ihren Befehl zu stellen und daß diese es ruhig hinzunehmen hat, wenn sie, nicht immer in der höflichsten Weise, zum Blitzableiter hausfraulicher Laune gemacht wird. Wenn beispielsweise die Köchin, die ausgezeichnet kocht, etwas versehen hat und aus bekannten Gründen beileibe nicht zurechtgewiesen werden darf, denn „sie läßt sich nichts sagen" — so gehört es zu den Obliegenheiten vom „Fräulein", das auszubaden.

Und wenn Fräulein empfindlich ist, so zeigt man ihr eben, daß sie entbehrlich ist. Man inseriert einmal und bekommt 40—50 Offerten.

Ja, so ist's! und weil ich das weiß, liebe ich die Unabhängigkeit — auch die allerbescheidenste — so sehr, und darum denke ich, alle anderen gebildeten Mädchen und Frauen, auch wenn Stolz und Ehrgefühl nicht allzu ausgeprägt in ihnen sind, müßten danach streben, frei vom Dienstzwang sich ihr ehrlich Brot erwerben zu können.

Eigener Herd ist Goldes wert. Das will mir wirklich als goldenes Wahrwort erscheinen. Aber auf arme gebildete Mädchen bezogen, nicht immer

auf den leidigen Heiratsherd! Der ist oft gar nicht goldeswert, oft gar nicht einmal kupferwert. Das sah ich bei Tina und bei einer erklecklichen Anzahl unserer Damen hier, auch früher im Regiment.

Ich guckte einmal sehr tief in eine Ehe hinein, die mich zu dieser Überzeugung brachte: die Eigenschaft als Eheherr gibt diesem, wenn er ein roher Patron ist, die Macht, seine „untertane" Frau zu jeder Tages- und Nachtzeit zu beleidigen oder zu kränken. Er kann das, denn er hat gewissermaßen sein gesetzlich versiegeltes und verbrieftes Recht dazu.

Er kann auch, wenn es seinen Gelüsten entspricht, in seiner Ehe absolut das Faustrecht herrschen lassen, so daß die Frau sich überall und immer zu fügen hat, auch wenn sie zu der Überzeugung gelangt ist, daß ihre Ehe unsittlich geworden. Sie kann dieser eheherrlichen Machtbefugnis nicht entfliehen, denn moralisches Faustrecht ist nicht strafbar vor dem Gesetz und kein Scheidungsgrund vor dem Gesetz.

Ja, eigner Herd in dem Sinne ist nicht immer goldeswert! aber bei denen, die gezwungen sind, sich ihr Brot zu verdienen, da lobe ich ihn mir, da ist der eigene Herd das schönste!

Ich will immer weiter darnach streben, unentwegt und mutig weiter! wenn ich erst das Dach-

ſtübchen habe, ſtrebe ich nach etwas mehr Raum und dann den goldenen Herd immer ein Endchen vorſchieben bis — bis ich ihn im Roſenhäuschen habe.

Das iſt noch immer mein Endziel.

Fränzes goldener Herd gefällt mir auch nicht, obgleich da keinerlei Fauſtrecht herrſcht.

Der Herd in Schloß Römershof gefiel mir auch nicht, trotz allem Schönen und Guten — denn ich liebe den Mann nicht, und darum hätte mich auch der Herd nie gewärmt — ich hätte ewig gefroren.

Schließlich habe ich ja — wenigſtens für ſpäter, — immer meinen Stiftsherd beſtimmt in Ausſicht — aber einmal dauert das noch ſehr viel Jahre, ehe ich hineinkomme und dann — habe ich noch immer den gelinden Schauer, wenn ich an dies alte Weibleinheim denke.

* * *

Mama iſt ganz unglücklich, daß ich von der Winterſaiſon nichts gehabt habe.

Bodo und Anna raiſonnieren auch immer, daß ich mich ſchon „ganz auf die alte Jungfer einrichte“.

Sie ſagen das ſo leicht hin, man merkt ihnen an, daß ihre Gedanken nicht recht dabei ſind. Bodo iſt uns durch die Heirat ganz fremd geworden. Er hat jetzt für nichts anderes Intereſſe, wie für ſein

Heim und jeder dritte Satz beginnt bei ihm mit den Worten, „unsere Tochter“.

Früher war er so anhänglich und zutraulich. Das hat jetzt ganz aufgehört. Trotzdem ärgert es ihn, daß ich mich „emanzipiere“.

Der gute Junge, mit seiner väterlichen Wichtigkeit. Was der wohl unter emanzipieren versteht. Weil ich ehrlich nach Selbständigkeit strebe, weil ich nicht die so unendlich viel bequemere und standesgemäßere Versorgung durch die Heirat vorzog — weil ich mich nicht verkaufen wollte, darum bin ich emanzipiert.

Was unter der Flagge auch alles mitsegeln muß.

Und daß ich nicht Gesellschaften mitmache!

Ich vermisse das, was ich in der Beziehung haben kann, durchaus nicht!

Es sind immer dieselben Menschen — und keiner ist darunter, nach dem ich besondere Sehnsucht habe. Für meine gesellschaftlichen Bedürfnisse genügt unser kleiner intimer Kreis, der uns treu geblieben ist, auch ohne daß wir ihm in die Tanzsäle und Speisesalons folgen können.

Wenn ich mir etwas gönnen wollte, würde ich mir lieber ein Abonnement im Tattersall halten, um dann und wann einmal einen Ritt ins Freie

machen zu können, das ist mir ein weit größeres Vergnügen wie das Tanzen, oder neben einem mir gleichgiltigen, oft langweiligen Menschen stundenlang zu dinieren. Da ich nicht einmal besonders für gutes Essen schwärme (vielleicht weil ich nicht verwöhnt bin), so finde ich dort keinen Reiz, der groß genug ist, mich zu den nötigen Toilettenausgaben zu verleiten.

* *
*

Ich traf heute Fränze auf der Straße. Sie schalt auf „ihren Pastor", der sie „zum Auskneifen" veranlaßt, indem er erst den Schlüssel zur Kinderstube abgezogen und eingesteckt und dann mit einer herzbeweglichen Strafrede begonnen, weil quer vor seinem „Studiersofa" die Kleiderbürste auf der Erde gelegen habe.

„Quer, Trude, das war das schlimme! hätte sie noch längs gelegen, aber nein! quer!"

„Rede nicht so verdreht, Fränze."

„Gott, Trude, du kennst ihn eben nicht! Hätte die Bürste längs gelegen, so war die Wahrscheinlichkeit nicht ausgeschlossen, daß er an dem Hindernis vorbei tappend zum Sofa gelangen konnte! nun sie aber quer lag, mußte er natürlich mitten drauf tappen. Da sie die Borstenseite nach oben kehrte,

hat er sie am Ende im ersten Schreck für einen Igel gehalten. Na, jedenfalls war er sehr ärgerlich, und nachdem er mir fünfmal nacheinander immer im Kreise durch alle Stuben nachgependelt war, immer das Kapitel der Ordnungsliebe predigend, da riß ich meinen Hut vom Nagel und kniff aus!"

„Du mußt doch aber wieder nach Hause, Fränze."

„Sehr richtig! bemerkten die Igel im Chor! aber um 6 kommen zwei beunruhigte Konfirmandenmütter zu ihm. Von deren Nöten hat er dann nachher den Kopf so voll, daß die Kleiderbürste nicht mehr vor kann. Ich gehe so lange zu den Eltern."

„Was sagen denn die dazu?"

„Nichts! Vater lacht gewöhnlich und Mutter hat die aparte Idee, daß studierte Leute alle einen kleinen Tick besitzen — und daß andere Ehemänner viel schlimmere Taten begehen, ich solle mich nur trösten! Na, das tue ich denn auch. Man wird ja immer älter, und darum immer vernünftiger."

Dazu schnitt sie eine Fratze, die jede Spur von Eitelkeit bei dieser hübschen Frau absolut ausschließen müßte.

Wir hatten uns Adieu gesagt und ich war ein Ende weiter gegangen — sehr nachdenklich.

Plötzlich fuhr ich erschreckt herum. Jemand hatte mich am Ärmel gezupft.

„Du, Trude, denkst du auch daran, daß wir nächstens unser Jubiläum feiern?“

„Jubiläum?“

„Na! das erste Vierteljahrhundert! Ja ja, Trude, wir haben nun bald die 25 auf dem Buckel. Damit du schon die Vorfreude hast — ich schenke dir zum Geburtstag eine Kabinettphotographie von meinem Lisaputtchen. Bildschön sieht sie aus! ich sage dir, ihr werdet alle einen Klapps kriegen, wenn ihr sie seht! Adio mia bella Trudeli!“

Ich mußte lachen. Dann ging ich meine Straße weiter — wieder sehr nachdenklich. Daß wir wegen der Kinderphotographie alle einen Klapps kriegen sollten, schien mir soviel zu heißen, wie: „euer Urteil interessiert mich nicht so sehr, aber was wohl Bodo sagen wird?“ Ich fühle, daß sie das gedacht hat. Da sie es längst einzurichten wußte, Bodos Töchterchen nebst Amme auf der Straße genau zu studieren, so ist natürlich ihr mütterlicher Stolz noch ganz erheblich gestiegen.

25 Jahre . . . Ich tue ja immer sehr gleichgültig, wenn vom „alt werden“ die Rede ist, und meist ist mir dieses Thema auch absolut gleichgültig — aber heute — ich weiß nicht — Fränzes Be-

merkung hat mich doch eine Weile lang ausschließlich beschäftigt.

Die sogenannte taufrische Jugend ist nun vorbei und es ist nicht zu leugnen — ich gehöre als „lediges" Mädchen zu denen, die man, weil es just so Sitte ist, „nicht mehr jung" nennt . . . einige Jährchen weiter und man wird mich „alt" nennen . . . heirate ich mit dreißig, bin ich dann wieder jung — das alte Mädchen ist dann eine junge Frau.

Törichter Widerspruch!

Doch es gibt manche Lächerlichkeit im Leben, die auch von sonst verständigen und klugen Leuten durchaus ernst genommen und nachgesprochen wird, weil es durch Generationen durch so vorgesprochen wird.

Ich werde mich also mit der Tatsache abzufinden haben, demnächst bei allen als „alt" zu gelten — und ohne die leiseste Anwartschaft auf spätere Verjüngung, denn da ich nie einen Mann lieben werde, fehlt mir jede Hoffnung auf die „junge" Frau.

* *
*

Man merkt es, daß Bodo der Schwiegersohn Tante Jettchens ist. Er fängt allem Anschein nach

nun auch an, ernstlich mit der „Blamage“ zu rechnen, die „sitzengebliebene“ Töchter der Familie „naturgemäß“ immer bereiten.

Das Regiment plant einen Ausflug mit Damen. Souper auf der Westerplatte, später Tanz.

Tanz bei dieser Hitze!

Bodo war hier, um mir „mal gehörig die Wahrheit zu sagen“ — und wenn einer dem andern hier zu Lande „die Wahrheit sagt“, so heißt das, er schilt ihn ganz ordentlich aus.

Das tat Bodo denn auch. Ob ich etwa wieder eine Schrulle als Ausrede wüßte, „das fehlende Ballkleid“ paßte hier nicht, um mich wieder ausschließen zu können. Es sei ihm und Annchen schon peinlich.

„Jeder Mensch fragt immer, wo du steckst! nie bist du da! das ganze Regiment wundert sich!“

„Das ist allerdings überwältigend!“ lachte ich auf, „besonders wenn man denkt, daß das ganze Regiment zunächst aus Tante Jettchen und euren Intimen besteht, aber diesmal komme ich mit, Bodo!“

„Na, es ist bei Gott auch Zeit, daß du mal vernünftig wirst“ — er kramte sehr ungeniert auf meinem Arbeitstisch herum. — „Was ist denn das hier für ein kleiner Balg?“

„Das Liſaputtchen!“

„Red' doch 'n vernünftigen Ton! wer?“

„Ein Paſtorentöchterlein!“

Er runzelte ſeine breite Stirn und drehte den ſteifen Karton um: der lieben ſchönen Tante Trude zum Geburtstag.

Ich bin klein, mein Herz iſt klein,
Groß ſoll'n meine Wünſche ſein:
Geſundheit und ein langes Leben
Möge dir der Herrgott geben.

Da dir nie ein Mann gefällt,
Wünſche ich dir ſehr viel Geld,
Gold und Silber blank und bar,
Zahlbar noch in dieſem Jahr.

Grüße ſchickt dir Fränzemuttchen
Ich komm' ſelber — —

Liſaputtchen.

Ob Bodo einen „Klaps“ bekam, weiß ich nicht. Die Runzeln wurden tiefer und das ſtand ſeinem jungen ſchönen Geſicht ſehr komiſch.

„Was tut denn das Bild hier?“

„Du ſiehſt ja, es iſt ein Geburtstagsgeſchenk!“

„Das war doch neulich nicht da.“

Ich ſchwieg. Er hatte mir auch „unſere Tochter“ verehrt, auch in Kabinettformat und Spitzenhemdchen — und ich konnte ihm doch nicht ſagen,

warum ich es vermieden hatte, beide Bilder — ihm und andern zum Vergleich — auf dem Geschenktisch liegen zu lassen.

Wenn die kleine Armgard — sie ist nach der Mama getauft — nur nicht die wahrhaft fürchterlichen Ohren hätte. Wer weiß, welche greuliche Urahne mütterlicherseits ihr die vererbt hat. Diese Ohren geben hier bei uns jetzt öfter das Thema an, ganz besonders seit meinem Geburtstag, der die liebe Tante Ulrike brachte. Die geriet in buchstäbliches Jammern, als sie das Großnichtchen im Bilde sah.

„Das war doch neulich nicht da" — wiederholte Bodo hartnäckig, immer das reizende Gesichtchen betrachtend.

„Ich habe eine Idee," sagte ich — die direkte Antwort umgehend — „das Lisaputtchen soll in die fliegenden Blätter, wenn mein Einfall gelingt."

Bodo warf das Bild unsanft auf die herumliegenden Papiere zurück.

„Blödsinn! Kinder sind nicht zum Witze reißen da!" tadelte ernst der junge Vater.

Dann fing er wieder von der Ausfahrt an.

„Wir haben auch schon einen netten Partner für dich, den Gutsbesitzer, der bei Soldaus zu Besuch ist."

„Ach den," sagte ich spöttisch — er gilt für

sehr reich und ist von Familie — „warum denn nicht einen von euern Freunden? Ich unterhalte mich gern mit Bredow."

„Ach, die haben ja doch alle nischt! können keinen Hund vom Ofen locken. Na und unser Bredow? der ist doch so gut wie verlobt!"

Aha — man merkt die Vorarbeit der lieben Tante Jette.

„Gefällt dir denn der Lüdingshausen nicht? na ja, er hat so'n bißchen rote Nase, aber sonst ein riesig netter Kerl! und paßt sehr gut zu dir, er ist auch schon alt, 34!"

Papa wies Bodo sehr scharf zurück.

„Wenn du deiner Schwester etwas zu sagen hast, dann tue es in einer Art, die weniger taktlos ist, mein lieber Junge! Dein Benehmen in den letzten Zeiten läßt zu wünschen übrig! Ich muß dir das endlich einmal sagen!"

„Aber Papa!" Bodo rief es sehr vergnügt, „es ist ja doch wahr! Die Trude ist ja nicht mehr jung!"

„Deine liebe Frau, unser gutes Annchen zählt ein Jahr mehr wie du! und zwei mehr wie Gertrud — ich setze voraus, daß du ihr keinen Vorwurf daraus machst!"

Meines Brüderleins Antlitz sah plötzlich un-

geheuer verblüfft aus. Man merkte es ihm an — daran hat er noch nie gedacht.

„Die Schellenbergs sind den Frauen stets höflich und taktvoll begegnet," fuhr Papa fort, „auch wenn diese Frauen ihre Gemahlinnen oder Schwestern waren. Es sieht nicht gut aus, wenn du unsere alte ritterliche Art verleugnest. In meinem Hause wünsche ich es jedenfalls nicht! Bei dir mache was du willst! aber ich rate dir, deinen Nachkommen, wenn sie noch in der Wiege liegen, nie eine andere Art zu zeigen, als die, die du als gereifter Mann von ihnen selbst fordern wirst."

„Na erlaube, Papa! du hältst mir hier 'ne Standpauke — als ob — als ob —"

„Als ob du noch der Fähnrich wärest und nicht ein Familienoberhaupt, dem die Aufgabe obliegt, Kinder zu erziehen, so zu erziehen, wie es den Traditionen eines vornehmen alten Hauses entspricht!"

Das Familienoberhaupt drehte verlegen an seinem zierlichen Bärtchen und sah so ganz und gar wie ein gescholtener artiger Junge drein, daß ich Mühe hatte, mein Lachen zu verbergen.

„Ich hab' doch die Trude garnicht ärgern wollen."

„Um die Trude handelt es sich nicht, sondern um dein Benehmen überhaupt! Es war mir eine

recht unbequeme Pflicht, dir dieſes einmal vorhalten zu müſſen, aber als älterer Mann dem jüngeren gegenüber hat man öfter Pflichten, die nicht angenehm ſind. Du wirſt das ſpäter auch noch merken."

„Die Mutter ſeiner Frau zieht ihn herab," ſagte Mama nachher, als wir allein waren.

Der Papa lächelte ganz unmerklich und ganz fein. Er iſt viel zu zart um die kränkliche Mama auch nur durch den kleinſten Widerſpruch aufzuregen. Er weiß wie ich, längſt, das ſehr merkwürdige, daß Mama ein ganz, ganz klein bißchen eiferſüchtig auf die populäre Tante iſt, die von Bodo und Wolff ſo ſehr geliebt wird. Ich habe ſo ganz heimlich die häßliche Idee, daß dieſe Neffenliebe ſehr dem Egoismus der jungen Herren entſpringt. Denn die vielgehätſchelte Tante Jette ſchimpft zwar jedesmal, wenn ſie dann fertig geſchimpft hat, zieht ſie aber den Geldbeutel und zahlt, was die „unnützen Bengels wieder mal ausgefreſſen" haben. Und „Bengels", die ſo ſehr viel Sinn für Lebensgenuß haben wie Bodo, und ſolche kümmerliche Zulage wie Wolff, die ſind dann ſehr dankbar.

Mit Wolff das iſt überhaupt ſpaßig. Dem wollte es erſt nicht in ſeinen ehrlichen Kopf, ſich von Tante Jette „helfen" zu laſſen. Da hat ſie ihm ein „Schuldbuch" eingerichtet, in das auf Heller

und Pfennig hinein kommt, was sie ihm „borgt“. Jede Mark muß er unterschreiben und wenn er „sich mal reich verheiratet“ — was ja ganz und gar selbstverständlich ist — dann muß er alles „mit Zins und Zinseszins“ abzahlen.

Freilich der Papa darf es nicht wissen und beim Wölfflein handelt es sich auch nur um bescheidene Beträge, sonst würde ich keine Minute länger der Heimlichkeit still zusehen.

Ja, sie ist eine brave und verständige Dame die populäre Tante und sie hat auch ihr gütiges Herz auf dem rechten Fleck, aber wenn ihre Ausdrucksweise von der unseren abweicht, so brauchen wir ihr nicht nachzuäffen und Bodo braucht sich durchaus nicht von ihr „herabziehn“ lassen. Da tut Mama ihr Unrecht, zumal Bodo früher, als er von der Existenz seiner Schwiegermama noch nichts ahnte, auch nicht anders sprach wie eben jetzt.

* * *

Ich muß mich bei dem Fest neulich erkältet haben, denn der Husten quält mich jetzt fortwährend, und nachts ganz besonders. Ich verberge mein Leiden so viel ich kann, damit es die Eltern nicht merken, aber es tritt jetzt so heftig auf, daß das Verheimlichen oft zur Unmöglichkeit wird.

Sowie die großen Ferien beginnen, will ich aber auch meine Feigheit besiegen und zum Arzt gehn. Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn ich es längst getan hätte, damals als Tina immer zuredete.

Früher hat mir nie etwas gefehlt — früher, als ich noch nicht wußte, daß ich einmal halb sinnlos herumlaufen würde —, monatelang —, halb sinnlos vor fürchterlich folternden Schmerzen. Ich weiß jetzt, daß nach jenen grauenvollen Zeiten mein Leiden anfing, ganz unmerklich erst, und immer leise zunehmend — verschwindend und wieder auftauchend.

Ich habe die Überzeugung, daß ich ganz gesund geblieben wäre, wenn Kummer und Gram mich nicht so furchtbar herunter gebracht hätten.

Es ist möglich, daß das Saatkorn zu diesem Husten in mir lag, aber das Saatkorn wäre sicher nicht aufgegangen, ohne mein Herzeleid — wie man auch die Mama früher immer nur gesund, lebensvoll und vergnügt gesehen hat, ehe der Verlust des Vermögens sie zum Sorgenmütterchen machte. Ich kann mich auf die Glanzzeit in unserm Hause wohl besinnen, obgleich sie jetzt weit zurück liegt und ich damals ein kleines Dünnchen war.

So erinnere ich mich ganz deutlich der hell erleuchteten Abendstunden in Mamas Ankleidezim-

mer, wenn die Wandlampen rechts und links vor ihrem großen Spiegel brannten und sie davor stand in wunderschöner Balltoilette — selber so wunderschön aussehend — — — und dann flog ganz schnell die Tür auf und Papas hohe Gestalt im Waffenrock kam herein — ein Strahlenlächeln im Antlitz, irgend ein rasches Wort auf den Lippen, das Stolz, Bewunderung oder Entzücken ihm impulsiv eingaben.

Dann umfaßte er Mama und küßte sie, als hätten ihn lange Zeiten ihr ferngehalten, als sähe er sie nach endloser Trennung eben wieder — — und sie faßte nach ihrem wundervollen Haar und schalt ein wenig, daß er ihr die Frisur verderbe — wie Menschen den schelten, den sie dabei mit vor Liebe und Glück aufleuchtenden Augen küssen — —

Dann legte Papa ihr so zärtlich behutsam den Mantel um, als gälte es Seide und Spitzen ob des stürmischen Umfassens von vorhin zu versöhnen — und dann schritten sie Arm in Arm, in der edlen Haltung ihrer vornehm stolzen Gestalten, durch die Zimmerreihe davon — wie ein Königspaar . . . .

Die Tränen kamen mir, wenn ich an das Bild denke.

Wo gibt es solch ein Eheglück wie dieses war und ist.

Der Festesglanz ist lange verloschen, und mit ihm alle Behaglichkeiten eines wohlhabenden Hauses — — die Sorge hat sich statt dessen eingenistet und ist nicht gewichen bis auf den heutigen Tag — aber das Glück dieser Liebe hat sie nicht zu vernichten vermocht.

Man sagt, die Liebe stirbt, wenn ihr die Sorge fort und fort auf den Fersen ist — sie stirbt — früher oder später — aber sie stirbt.

Hier ist das nicht zur Wahrheit geworden.

Und manchmal in der Dämmerstunde, wenn ich darüber nachdenke, da steigt zuweilen ein so grenzenloses Gefühl des Verlassenseins in mir auf — daß ich sterben könnte — — der Weg in die Zukunft erscheint mir dann wie ein enger halbdunkler Gang zwischen zwei Mauern, und endet ganz unten auf einem verwitterten fahlen Rasenplatz — wo die halb verfallenen Gräber derer liegen, die niemand zurückließen, der weinend davor kniet und Blumen bringt — wo er sich selbst nicht mehr bringen darf.

Das ist so entsetzlich traurig zu denken: so wirst auch du einmal liegen! vergessen, wie man eine abseits stehende Kerze vergißt, deren Verlöschen keine Verdunkelung im Raum zuläßt, weil andere umherstehende Kerzen genugsam Licht geben.

Und dieſes Vergeſſenwerden unter dem Raſen iſt noch nicht ſo traurig wie leben und das Bewußtſein haben: du biſt keinem Menſchen nötig. Sie ſind dir alle ſehr gut, aber ſie brauchen dich nicht, um glücklich zu ſein.

Die Eltern leben faſt nur für einander, wenn ſie mich auch ſehr lieb haben. „Bodos“ freuen ſich, wenn ich komme, beſonders wenn ſie Geſellſchaft geben, dann bin ich ſo eine Art Tafelſchmuck, den man ſehr gern ſieht, auf den man ein wenig ſtolz iſt, den lieben Gäſten gegenüber.

Ich ſinge ſehr gut und habe auch ſonſt kleine geſellſchaftliche Talente, die gut zu verwerten ſind, wo es gilt, nicht nur „anregende“, ſondern auch „öde“ Gäſte pflichtgemäß zu unterhalten.

Wenn zwei ſehr glücklich ſind zuſammen, haben ſie gewöhnlich keine beſondere Sehnſucht für ein einzelnes „fünftes Rad am Wagen“.

Ich bin ſo ein fünftes Rad . . . .

Unſer kleiner intimer Bekanntenkreis bringt mir auch allſeitig Sympathie entgegen, aber wenn ich ſtürbe, entſtünde keine große Lücke.

Wenn ich über all das grübele, kommt wieder das entſetzliche Einſamkeitsgefühl über mich.

Einſamkeit des Herzens, deine Augen blicken wie die ſchwarzen Löcher auf dem Kirchhof, in die

wir alle einmal hinein müſſen und die nicht anziehender werden dadurch, daß man ſie mit Palmen und Roſen auslegt.

* * *

Schuſter und Berta von Ferry ſind Brautleute! ich faſſe es nicht. Eben kam die Karte.

* * *

Brief von Tante Jette — wörtlich!

„Liebes Gertrudchen! Wir kommen nächſte Woche alle nach Zoppot, und freuen uns ſehr, wieder mit euch allen zuſammen ſein zu können. Was haſt du zu der Verlobung geſagt. Ich kann fuchswild werden, wenn ich bloß dran denke, daß du nicht gewollt haſt. Du biſt nichts und du haſt nichts, mein Herzchen, und keiner iſt dir gut genug. Na ja, du biſt 'ne Freiin von So und So, aber das bringt dir nichts ein. Sag man nicht wieder, dein Herz iſt tot, das wird ſchon wieder lebendig werden, wenn du erſt mal heiraten möchteſt. Bodo hat mir geklagt, er wollte dir einen reichen Landwirt zuſchanzen, aber du biſt wieder bockig geweſen. Sag' Kind, was ſoll das werden. In Zoppot reden wir noch davon und zum Herbſt mußt du mit nach Berlin, aber glaub' mir man, eine alte Jungfer iſt

was gräßliches, du mußt heiraten und wenn du auch blos acht Tage lang verheiratet biſt und dann Witwe wirſt, ſo iſt das nicht ſo ein Unglück, wie alte Jungfer ſein —".

Folgt Verzeichnis der eventuellen Kandidaten, die ſie für mich auf Berliner Grund und Boden in Bereitſchaft hat.

Ich werde mich wirklich noch, „wenn auch blos auf acht Tage" verheiraten müſſen — wenn es ſich irgend machen läßt! lediglich um Tante Jettes Heiratskoller zu befriedigen. Ich habe den Brief verbrannt und hier zu niemandem davon geſprochen.

* * *

Das Brautpaar hat geſtern Beſuch gemacht. Er ſcheint meinen Korb mit Würde zu tragen. Ernſt und freundlich begrüßte er mich und ebenſo antwortete er auf meine Fragen nach der kleinen Aſta. Ich hatte während der ganzen Zeit ein Gefühl des Unbehagens: es geht ſehr gut überall ohne mich!

Ich bin ein fünftes Rad.

* * *

Ich war bei Nordwalls. Der General schien sehr erfreut über die Verlobung und die noch immer unverändert schöne Frau Eva geberdete sich über die bloße Tatsache an sich so entzückt, als sei sie bei der populären Tante in die Schule gegangen.

Die beiden sind ein ernstes, stilles, ruhiges Brautpaar — das ist so ein merkwürdiger Anblick — man sieht unwillkürlich immer wieder hin.

Nach Tisch führte Berta mich in ihr Zimmer, um mir eine seltene Stickerei zu zeigen, von der vorher die Rede gewesen war. Dabei hatten wir ein Gespräch, das mich lebhaft an Fränze und deren Verlobung erinnerte.

„Waren Sie sehr überrascht, Gertrud?"

Der Ton, in dem sie das sagte, klang so schwer und sonderbar, daß mir ganz unbedacht die Frage entfuhr, ob sie glücklich sei.

Sie schüttelte stumm den Kopf und dann nach einer Weile: „auch nicht gerade unglücklich, Gertrud. Klaus Schuster ist ein guter alter Freund von mir und" — ein rührendes Lächeln spielte um ihre blaßroten schmalen Lippen — „und Sie wissen ja, er erhebt keinen Anspruch auf eine heiße Herzensliebe."

Ich wurde ein wenig verlegen, und machte die triviale Bemerkung, daß sie einander gewiß noch einmal sehr lieben würden.

Sie brach in Tränen aus. Ich ſtand ratlos dabei und wußte nichts zu ſagen.

„Ich kann noch keinen andern Mann lieben — es iſt erſt ſieben Jahre her, ſeit mein Viktor ſtarb — aber der Papa redete ſo ſehr zu — es ſei unnatürlich, wenn ein junger geſunder Menſch ſein Lebelang einer toten Liebe nachtrauere — die Eltern würden mir nicht ewig leben, dann ſei ich ganz einſam —“

„Und auf dieſes Zureden hin haben Sie ſich verlobt?“

Sie wiſchte ihre Tränen ab und ſchüttelte wieder den Kopf.

„Nicht darum allein. Es ſprach ſehr viel mit — ja! aber ich bin nicht ſo ſtark und mutig wie Sie, Gertrud. Tante Jette hat mir ganze Bände von Ihrem Leben erzählt. Ich habe Sie ſeitdem im ſtillen immer bewundert, daß Sie ſich mutig einen Wirkungskreis ſchafften. Ihr Leben iſt nicht leer.“

„Das Ihre iſt doch auch nicht zwecklos. Ich weiß, daß Sie ſehr ausgiebig für die Armen ſorgen.“

„Die Armen habe ich doch nicht immer um mich — und das wäre ja auch gar kein Troſt für mich. Ich bin ſo allein. Der Papa hat ſich jetzt ſehr eingelebt mit der Mama, — was ſie ihm geiſtig nicht

geben kann, das ersetzt ihre große Liebe zu ihm, auf andere Art. Sie sind sehr glücklich zusammen — auch wenn ich fehle."

„Also auch ein fünftes Rad" — ich sprach es halb unbewußt und kaum hörbar, aber sie hatte es doch verstanden und griff es hastig auf.

„Oh Gott, ja! ein fünftes Rad am Wagen! und ich bin so feige und verzagt, wenn ich an das Alter denke. Ein einsames Alter, Gertrud, nur bezahlte Personen um mich, sehen Sie, davor habe ich ein fürchterliches Grauen! Oder die altjüngferliche Schenktante sein, die der Süßigkeiten wegen, die sie im Pompadour mitbringt, freundlich in den Kauf genommen wird — — das ist alles so trostlos."

Schweigend gingen wir dann zu den andern zurück. Ich blieb den ganzen Abend sehr nachdenklich gestimmt.

Die eine heiratet, weil es ihr „peinlich" ist, daß die Kaffeetanten des Hauses sie nicht mehr jung finden — die andere sagt ja, weil ihr die Rolle der einsamen alten Schenktante Grauen einflößt — und beide haben ein erstes Liebesglück begraben — — —

Und die Umgebung freut sich über die „passenden" Partieen und schaut befriedigt in die Zukunft — befriedigt, wie die Zeitungsschreiber, die bei jeder Verlobung in fürstlichem Hause erzählen, daß es sich

um „eine reine Herzensneigung“ handele — auch wenn in Wirklichkeit nicht Liebe, sondern ein, höherer Pflicht gehorchendes hartes Muß, das hohe Paar vereinte.

Berta von Ferry steht nicht vor solchem harten Muß. Sie hat sich freiwillig gefügt, kann man hier sagen.

Ihr Alter wird jedenfalls nicht einsam sein. Vielleicht hat sie klüger gehandelt wie ich. Hätte ich mich das eine oder das andere Mal „gefügt“ — mein Leben hätte sich sehr wahrscheinlich sorgloser und heiterer in vieler Beziehung gestaltet. Das Leben eines alten Fräuleins hat wirklich nicht so sehr viel Reize. Warum steuere ich nun so unentwegt darauf zu? warum ist mir der Aufstieg zur Versorgungsstation unmöglich? Ja warum?

Ich will den Bach einmal fragen, warum er nicht bergan fließt.

Vielleicht — wenn ich mir mein Herz hätte aussuchen können — vielleicht wäre es anders geworden — nicht viel anders, aber ein wenig.

* * *

Ich bin ganz närrisch vor Freude. Das Lisaputtchen ist ein Hexlein! Es braucht nur einen

Wunsch auszusprechen — flugs geht er in Erfüllung.

Nein, wie ich mich freue. So ein Haufen Geld! In meinem ganzen Leben habe ich nie so viel Geld auf einmal gesehen. Und nun gehört es gar mir! Gertrud Schellenberg als Kapitalistin! wirklich schwindelerregend.

2000 Mark hat die Zeitung für den Roman bezahlt! und dazu habe ich noch Chancen auf weitere kleinere Honorare, wenn andere Blätter die Arbeit zum Abdruck annehmen.

Freilich muß ich die Hälfte an den Autor abgeben, so ist es vereinbart, aber trotzdem — ich habe 1000 Mark im Beutel! Hurra!

Nun kann ich meinen goldenen Herd schon ein Stückchen vorschieben — noch ein paar solcher Glücksfälle und das Fundament des Rosenhäuschens ist fertig, fehlt nur noch das Stockwerk — und eins braucht es nur zu sein — ein alt Jüngferlein ist bescheiden — nur viel viel Rosen müssen dran und drum herum sein! alle Sorten und Farben, daß es blüht und duftet drei Jahreszeiten hindurch. Rosen, Rosen! Von bescheidenen Frühlingsheckenröslein, bis zu den stolzen Arten, die erst sterben, wenn die ersten Eiszapfen kommen.

Nein, das Lisaputtchen! Solche Gratulation

lob ich mir! Das heißt jetzt: andere Zeiten, andere Sitten! An meinem Geburtstage dachte ich anders. Da war ich nahe daran, diese sich ewig zwecklos wiederholten Glückwünsche albern zu finden. Jedes Jahr „wünscht" man mir alles Gute und Schöne und möglichst viel davon und nie geht ein Tüpfelchen in Erfüllung. (Tante Jette würde hier hinzufügen: und jedes Jahr wünschen sie dir einen Bräutigam und nie trifft das ein.)

So ließ ich denn das letzte Mal einen Brief nach dem andern, eine Karte nach der andern durch die Finger gehn und war nicht ein bißchen stolz auf die Menge — ich las alles ohne Freude — eher mit einem leisen Verdruß und lächelte ein wenig spöttisch dabei: gebt euch doch nicht soviel Mühe. Es hat ja doch keinen Sinn euer „wünschen". Nicht einmal die vielen Blumen taten mir wohl und ich liebe doch alle Blumen so sehr — aber ich dachte bei ihrem Anblick: wozu „gratuliert" man eigentlich einander zum Geburtstag? wozu? ist dieser Tag so etwas besonderes? heiliges? daß man ihn immer „feiern" muß, wie ein Sedantag im kleinen?

Mir war garnicht „festlich" zu Mute. Garnicht! ich war sehr abgespannt von der Fron des Stundengebens, etwas vernörgelt, ein ganz wenig verbittert — und nahm alle Aufmerksamkeiten heim-

lich sehr gleichgültig auf — nur beim Lisaputtchen lächelte ich nicht spöttisch, sondern wirklich amüsiert. Der Glückwunsch wich etwas von der Allgemeinheit ab. „Da dir nie ein Mann gefällt, wünsche ich dir sehr viel Geld" — in dem Sinne hatte niemand sonst gratuliert. Der aparte Wunsch brachte ein momentanes Vergnügen in meine Verdrossenheit hinein, obgleich mich auch nicht ein Schatten der Idee streifte, er könne in Erfüllung gehen.

Die Eltern sind auch sehr glücklich darüber, daß meine fleißige Winterarbeit so reich belohnt wurde. Tante Ulrike ist ganz aus dem Häuschen und spinnt ungeheuerliche Zukunftspläne.

„Paßt nur auf, die Trude wird noch einmal sehr reich, aber sie muß selbst Romane schreiben. Sie kann so interessant plaudern, überall, wo sie erscheint, drängt man sich um ihre Unterhaltung. Warum soll sie nicht Romane schreiben können? Wenn sie Glück hat, kann sie mit einem einzigen Buch ein Vermögen verdienen. Ich habe Georg Ebers ja persönlich gekannt. Er hat Hundert-Tausend verdient" und als der Papa herzlich über „Georg Ebers und die Trude" lachte, „deine Heiterkeit ist garnicht am Platze, lieber Ernst!, es gibt auch Frauen, die in reich ausgestatteten Villen sitzen und schöne Reise machen, alles durch den Ertrag ihrer

Geistesarbeit. Ich kenne eine, deren Mann mit Hinterlassung von großen Schulden starb. Sie hat diese getilgt und unterhält drei junge Söhne in der Armee, alles vom Ertrage ihres Talentes, jawohl!"

Die liebe gute Tante. Die sieht in mir schon eine große Romanschreiberin. Ich möchte schon, aber ich kann nicht. Die Fantasie, die dazu gehört, die fehlt mir — ganz zu schweigen von „Technik" und „literarischem Wert" und „sozialen Problemen" und was sonst noch an guten Romanen gelobt wird, davon verstehe ich garnichts.

Schuster bleib' bei deinem Leisten.

Ich will weiter Bildchen zeichnen und weiter Monsieur Vatripon übersetzen — und so lange ich muß: — „1, 2, 3, 4 — 1 e, 2 e, 3, 4, am Marterinstrument.

Wenn ich die Stundengelder erst entbehren kann, werde ich noch ganz vergnügt werden und gar niemals ein bißchen murren über die Misere hier.

* * *

Annchen kam mit einem Rosenstrauß „zu dem Kapital" gratulieren. Bodo tat wie ein Mann, der von jung auf gewöhnt ist, mit Tausendmarkscheinen um sich zu werfen.

„Nee aber sowas! Die Trude ist ganz ver-

dreht vor Vergnügen über den braunen Lappen! denkt wunder was sie hat, mit ihren paar Kröten!"

Mit ihren paar Kröten! Ich hätte lachen sollen, aber ich wurde ärgerlich und erinnerte ihn dringlich an die Zeit seiner ersten Leutnantswürde und wie oft ich ihm da Ende des Monats Geld leihen mußte — natürlich immer Summen, die sich in den Grenzen meines „Einkommens" hielten. (3 Mark Taschengeld monatlich!) Die kleinste Anleihe war 10 Pfg. — meist Pferdebahngeld — die höchste 1 Mark. Ich hielt ihm das mit allen Nebendetails vor, und Annchen wollte sich totlachen, als ich ihm bewies, daß er einmal eine geschlagene Stunde mit mir um 50 Pfg. gehandelt hatte, die er an dem Abend als Trinkgeld für einen Bedienten brauchte, und wo ich ihm vergeblich beizubringen versuchte, daß 25 Pfg. dazu genügten.

Bodo war wenigstens so vernünftig, mitzulachen. Man sieht, seine harmlose Prahlerei ist noch immer ein bißchen jungenhaft, trotz „unserer Tochter".

Tante Jette findet es „gewaltig angenehm für ein junges Mädchen", soviel Geld einzunehmen, „aber na ganz gewiß, als Frau hättst du das nicht nötig!"

* * *

Brief von Fränze:

Liebe Trude, ſag', kannſt du mir nicht 1000 Mark pumpen? Ich bin im Begriff, nach Amerika auszukneifen — 1000 Mark würden zunächſt reichen. Scherz beiſeite. Mutter hat deinen Papa auf der Poſt getroffen und er hat ihr's, freundlich und gut wie er iſt, erzählt. Er weiß, daß wir uns mitfreuen. Und ich freue mich unbändig, Trude! Du willſt ganz allein für dich ſorgen, willſt es keinem ungeliebten Mann einräumen und ringſt ſo ſchwer und ſtolz um deine erſehnte Selbſtändigkeit. Ich könnte es nicht, aber manchmal beneide ich dich darum. Ja, ich beneide dich!

Mutter weinte ein bißchen über dein Glück, während ich mit Puttchen auf dem Arm einen wilden Indianertanz aufführte — jeder hat ſo ſeine Art, der innern Freude Ausdruck zu geben. Mein lärmender Jubel zog meinen Eheherrn über die Schwelle — und wie könnte es anders ſein — eine ſanfte Zurechtweiſung von ſeinen Lippen: „törichtes, für eine Mutter unpaſſendes Benehmen" u. ſ. w. Nun aber einen Rat, Trudelchen. Du ſiehſt ja ſehr fein aus mit deiner Bläſſe und ſehr elegant und ganz modern mit deiner Reitpeitſchenfigur, aber du biſt zu „diaphan". Das iſt nicht geſund. Nun tue mal was für dich. Gib deinen Schafsköppen ſechs

Wochen Ferien, erhole dich, lege dir täglich 4 frische Eier, reichlich Milch und Fleisch in deinen Puppenmagen und tunke die Nase in Danziger Jopenbier; damit du ein bißchen zunimmst —, an Körper natürlich! Denn an Geist bist du ja die reine Petroleumtonne, so dick. Deine „ätherische" Erscheinung ist sehr reizend, aber ein bißchen mehr Fleisch wäre gesünder und wenn du so arbeitest, mußt du auch für Kraft sorgen, sonst wird die dicke Tonne die dünne Reitpeitsche erdrücken.

Pflege dich, Trude, und dann verdiene mehr, daß du bald dein Rosenbüdchen bauen kannst. Dann komme ich mal auf ein Weilchen hin mit Lisaputtchen, und wenn dann mal die Kleiderbürste quer liegt, dann bist du muckstill, hörst du, Trude? Komme bald, daß wir uns zusammen noch extra freuen."

Arme Fränze! Das klingt alles sehr ulkig, und ich fühle doch, daß es wahr ist, — daß du mich manchmal beneidest.

Da haben sich auch zwei zusammen getan, die nicht zueinander passen. Eine stille fromme Frau, leise auftretend, mit ruhigen Bewegungen, sanft, ernst, pedantisch und „ordnungsliebend" ihre Wirtschaft führend, hätte der junge Pastor haben müssen — und Fränze einen Mann, der es versteht, sich mit lustig sprudelndem Humor über kleine Widerwär-

tigkeiten hinwegzusetzen, statt sich und der Umgebung einer verschobenen Tischtuchdecke wegen einen halben Tag lang die Laune zu verderben.

In der Ehe „ziehen" die Gegensätze eben nicht an. Das sehe ich hier wieder ganz deutlich.

* * *

Dieses mal waren wir etwas leichtsinniger, uns mit einer Flasche Medoc im Ratskeller zu begnügen, paßte uns nicht als Feier meines Erfolges.

Wir nahmen einen Wagen und fuhren nach Oliva. Eine köstliche Fahrt, rein, still und klar die Luft, kaum ein Windhauch und nach dem Regen von gestern keine Spur von Staub — alles so rein und düfteschwer im Walde — jedes Blättchen, jedes Ästlein sah so schön aus nach dem Regenbad.

Ich ging am Bächlein entlang unter den alten Buchen in tiefem Grase einher und suchte mir die schönsten Farnen zu einem Riesenstrauß zusammen — hie und da fand ich eine blaue Glockenblume, wie sie einzeln auf ihren schwanken Stengeln hier auch in den einsamsten, schattigen Waldstellen bescheiden mit ihren blauen Köpfchen auftauchen — — die blaue Blume des Glücks —, wenn ich davon höre oder lese, steht immer diese bescheidene Waldblume vor mir, wie ich sie schon als Kind im Danziger Wald-

revier, oder in Zoppot, Sagorsch oder sonst wo fand und liebte. Ihr bescheidenes Bild verkörpert mir immer die sagenhafte blaue Glücksblume — ich habe sie gepflückt, wo ich sie fand — aber es war wohl nie die rechte. Ich fand niemals das Glück — es hat mich nur einmal gestreift und huschte dann eilig fort — ich werde es nie wiedersehen, so oft ich mich vielleicht auch noch bücken werde, um eine kleine blaue Glocke zu pflücken.

Im Waldhäuschen aßen wir Forellen und tranken Rheinwein dazu. Tante Ulrike baute kleine und große Luftschlösser, die alle mit meinem zukünftigen Reichtum zusammenhingen, und der Papa fragte voll großer Necklaune, wo wir denn „beim nächsten Mal" die Feier hinlegen wollten, ob ich vielleicht mit Italien einverstanden sei. Er möchte noch gern einmal nach der Lagunenstadt, er liebe sie so sehr — auch der Erinnerung wegen, und was Mama dazu meine — nach Italien?!

Sie sahen sich in die Augen, hielten sich an den Händen und schwiegen — eine lange lange Weile — Tante Ulrike und ich, wir waren ihnen entrückt — sie sahen uns nicht — sie saßen Arm in Arm in einer Gondel in der Lagunenstadt — —

Das brachte wieder Augenblicke für mich, in denen das tote Herz aufwacht und rebelliert: warum

blüht mir die blaue Blume nicht so, wie sie meine Mutter ihr Lebelang als Diadem im Haar trägt!

Wie reich ist meine Mutter trotz aller Geldnot.

Wie bin ich arm!

Ich bin ein fünftes Rad . . .

* * *

Heute hielt mir Stiftstantchen diese Rede: „Es klingt sehr töricht, wenn Trude Schellenberg sich ein fünftes Rad am Wagen nennt. Am liebsten möchte ich sagen, es klingt dumm! aber das paßt nicht auf dich. An welchem Wagen bist du eigentlich das fünfte Rad? Du wirst nirgendwo übersehen, sondern stets bevorzugt. Die alte taube Witzleben, die sich immer ärgert, weil ihre jungen Enkelinnen neben dir nie beachtet werden, die schrie mir neulich bei Nordwalls ins Ohr: „Sehen Sie die Trude! wenn man sie unter den jungen Dingern sieht, hält man sie selber noch für ein ganz junges Mädchen! Merkwürdig, daß man ihr noch immer den Hof macht!“

„Vielleicht liegt das an ihrer Unterhaltung,“ tutete ich ihr ins Ohr. Sie machte ein spitzes Gesicht. Du siehst, du wirst sogar beneidet!“

Ich lachte. „Von einer eifersüchtigen Großmama?!“

„Ja wohl, aber nicht nur von der. Ich habe

noch sehr gute Augen und könnte auch noch verschiedene andere nennen, die scheel auf dich sehen, wenn deine Gesellschaft bevorzugt wird. Weißt du, was du bist? undankbar gegen den lieben Gott! der dir so viele kleine Talente gab, von denen andere oft nicht eins besitzen. Folge doch Jette Terry und heirate, dann bist du gleich ein anderes Rad. Ich wurde weniger hofiert zu meiner Zeit wie du und habe mich bis heute noch nie für ganz überflüssig gehalten auf der Welt. Ich war ja auch einmal jung und habe auch einmal allerlei geträumt — alle jungen Mädchen tun das — aber versündigt habe ich mich deshalb nicht gegen den lieben Gott, weil er mir den nicht gab, den ich gern wollte.

Sprich nicht noch einmal vom fünften Rad — ich mag das nicht hören, denn es ist eine Torheit!"

Als ob nicht eine törichte Redensart manchmal eine ganze Charakteristik gibt. Liebes altes Tantchen, ich wollte dich nicht reizen, sonst hätte ich dich an gestern erinnert, als du sagtest, die Baronin Nordwall sei sehr schön, aber das Pulver habe sie nicht erfunden. Das ist doch eigentlich auch ein törichter Ausspruch; denn das wissen wir ja, daß das Pulver wer anders erfand — und doch gibt dieser an sich törichte Satz ein deutliches Bild von der hübschen Frau.

Ich will mir aber doch die Mahnung zu Herzen nehmen und nicht mehr klagen! — Gott wie oft habe ich mir das schon vorgenommen? Ich habe eben gar keine Anlage zum geringsten Grad der Vollkommenheit. Wenn die trüben Stimmungen kommen, gebe ich ihnen nach und stöhne — trotzdem ich mir vorgenommen, es nicht mehr zu tun — — und da beneidet mich Fränze um meine „stolze Selbständigkeit“ und Berta Terry bewundert meinen „Mut“.

Ich werde denen bei nächster Gelegenheit klar machen, wie es in Wahrheit um meine innere Stärke steht.

* * *

Jetzt kommt wieder meine schlimmste Zeit, wenn das fahle faule Laub seinen leisen Moderduft zum geöffneten Fenster hereinschickt und die grauen Nebelgeister mit ihren dicken feuchten Dunstgebilden alles verdecken und überziehen, daß man nicht von einem Baum zum andern sehen kann. Ich hasse dieses Wetter und es vergilt diesen Haß. Es ist mir stets besonders feindlich gesinnt, denn so wie die graue Nebelwand heraufzieht, stellt sich mein lästiger Husten ein.

Übrigens habe ich meine Feigheit endlich einmal bezwungen und bin zum Arzt gegangen. Aus seinem

Gesichtsausdruck war nichts zu schließen und sein Mund riet mir freundlich, ein milderes Klima aufzusuchen, da die rauhe Witterung hier mir jetzt nicht dienlich sei — „wenn auch nur nach Wiesbaden".

„Wenn auch nur nach Wiesbaden" ist im Grunde auch nichts wie eine törichte Redensart. Der Medizinalrat behandelt Mama seit einem Jahrzehnt und muß wissen, daß man „draußen bei den Schellenbergs" solchen zwecklosen Rat nicht erteilen kann.

* * *

Ich habe mein Geheimbuch lange nicht in der Hand gehabt. Es gab nichts besonders erfreuliches zu verzeichnen und Verdrießliches einzutragen widerstrebte mir. Ich bin nun schon dahinter gekommen, daß es besser ist, unangenehme Eindrücke tapfer bei Seite zu schieben, als sie durch Beschreibung neu zu beleben.

Meine Zeit ist auch so besetzt, daß ich die wenigen Mußestunden lieber zum Lesen als wie zum Schreiben benutze. Wenn es mir manchmal zu viel wird und die Verzagtheit wieder hervor will, dann tröste ich mich etwas gewaltsam mit später — — später, wenn ich von allen Strapazen ausruhen kann — im Rosenhäuschen.

Die Bausteine, die ich langsam aber doch ziemlich stetig dazu sammele, bilden für meine bescheidenen Ansprüche schon einen ganz netten Umfang im ganzen.

Mein „Bankkonto" steigt immer nur um kleine Stufen höher, aber es steigt! — und außerdem habe ich der Hexe Geldnot hier schon dann und wann einen Possen spielen und sie zur Tür hinaus schieben können. Das ist ein ganz besonderes Vergnügen, mit einem starken Untergrund von Genugtuung.

Meine Erfolge sind keine bedeutenden und ich muß mir jeden einzelnen mühsam, sozusagen Schritt für Schritt, erringen und erkämpfen — man gewöhnt sich aber allmählich an den Kampf wie an jede andere Arbeit, die man aus Pflichtgefühl nicht unterlassen kann, auch wenn man große Lust dazu empfindet.

Meine Lust zur Arbeit ist manchmal äußerst gering, aber das wird bei vielen Menschen der Fall sein, die dann doch „durch" müssen.

Ich muß eben auch durch!

* * *

Die Geldwage steigt und fällt. Ich habe 1000 Mark für Wolffs Equipierung beisteuern müssen. Es wurde mir nicht ganz leicht, aber da es eine selbst-

verständliche Pflicht ist, lohnt es nicht Betrachtungen darüber anzustellen.

* * *

Das Wölfflein führt seine ersten Epauletten ganz unten in den Reichslanden spazieren, und wir sind alle froh, daß er so weit ist.

Wie es nicht anders sein kann, hat Tante Jette alle Hände voll zu tun, ihn gut „unterzubringen". Da er schon 21 Jahre zählt, ist es ja auch hohe Zeit, an eine „passende" Heirat zu denken.

Meinem Geheimbuch will ich's aber gestehen, daß ich trotz allen Verspottens der Heiratstante froh wäre, wenn sie noch eine Tochter wie Tina oder Annchen — oder eine andere gute Frau — für Wolff hätte.

Wäre er dann so glücklich wie Bodo es ist, könnte man doch einmal ganz frei aufatmen.

Es ist ja wahrhaft lächerlich, so etwas zu sagen, wenn man denkt, daß Wolff eben noch Fähnrich war — aber auf einem Boden, auf dem Standesrücksichten und Geldmangel dicht nebeneinander aufwachsen, gedeiht auch leicht einmal eine Lächerlichkeit.

* * *

Die kleine Armgard hat in der Nacht ein

Bloomingdale Branch,
206 WEST 100TH STREET,
CIRCULATING DEPARTMENT.

Brüderchen bekommen. Die Freude ist allseitig überaus herzlich, — fast könnte man sagen maßlos.

Bodo geberdet sich so, daß man große Mühe hat, ernst zu bleiben. Einmal „mit Würd' und Hoheit angetan", den Kopf im Nacken, wie ein Feldherr, der ein Reich bezwungen und im stolzen Bewußtsein seiner neuen Macht voll ernster Würde die Glückwünsche seiner Getreuen entgegen nimmt — dann in der nächsten Stunde von einer jungenhaften Ausgelassenheit, die jeden Hereinkommenden hoch heben und herumschwenken möchte, ganz gleich ob es die kleine Armgard oder Onkel Karl August ist. Die Ausgelassenheit steht Bodo aber so sehr viel besser wie die Würde, denn sie ist wahre Natur und darum rührend, trotz ihres Lärmens — die Würde ist ein für die Situation als passend erachtetes Mäntelchen, das die hübsche Erscheinung des Trägers ein klein wenig lächerlich macht, weil es nicht „sitzt".

Drei Tage ist das Bübchen alt und da Annchen so vergnügt tut, als halte sie ein kleines Schnupfenfieber gegen ihren Willen im Bette fest, so steht dem nichts entgegen, daß im Salon alle Familienmitglieder versammelt sind und zuhören, wie Bodo eine ganz besonders großartige Tauffestlichkeit plant und bei jeder Erläuterung erwähnt, daß Annchen ganz derselben Meinung sei.

Wenn dem russischen Kaiserpaar heute ein Söhnchen geboren worden wäre, mehr Aufhebens könnte man da auch nicht machen, wenigstens nicht mit Worten in der engen Familie.

Ich habe eine sehr unbequeme Eigenschaft — wenn es irgendwo etwas übertrieben freudig zugeht, dann fällt mir regelrecht ein trübes Gegenstück dazu ein. So auch hier. Ich mußte an eine kranke Tagelöhnerfrau in Paulinenfeld denken, die Tina und ich einmal besuchten. Der Weg zum Bette der Kranken wurde uns buchstäblich durch das am Boden spielende Kribbel-Krabbel von neun kleinen und kleinsten Jungen (zwei Zwillingspaare darunter) verwehrt, bis der Vater dieser Schar mit einem freundlichen Scheltwort die Gasse für uns bahnte.

Die kranke Frau gab auf Tinas teilnahmsvolle Frage, ob der Lärm der Kleinen sie sehr belästige, die Antwort:

„Ach nee, gnä' Fru, dat deiht mi nix, äwer mücht de leiwe Gott man'n paar von de Lütten tau sich nehmen."

Das sah so anders aus wie Annchens Stolz.

Und der vielfache Vater zeigte weder erhabene Würde noch Ausgelassenheit. Er verzog seinen glatten breiten Mund zu einem respektvollen Lächeln, aber die roten Bartstreifen an den Wangen schienen

ſich verdrießlich zu ſträuben, als er gefaßt erklärte: „Je jä! wi mött ok ſo taufreden ſien.“

So ſind die Herren Väter. Haben ſie einen Sohn, wiſſen ſie ſich vor Stolz nicht zu faſſen und ſind mindeſtens mit ſich ſelbſt grenzenlos zufrieden — haben ſie neun Söhne, ſind ſie im beſten Falle „ok ſo taufreden!“

Der Stand macht da keinen erheblichen Unterſchied. Wenn dem Bodo einmal ein neunter geboren werden ſollte — ich fürchte ſehr, die allſeitige Freude würde ſich dann auf das gedämpfteſte Maß beſchränken — nach den Beobachtungen zu urteilen, die ich im Laufe der Jahre hier in unſeren Kreiſen machen konnte.

* * *

Mein Neffe heißt nach unſern beiden längſt verſtorbenen Großvätern Bernhard Albrecht. Die großartige Tauffeſtlichkeit hat trotz der pomphaften Veranſtaltung keinen beſonderen Eindruck in mir hinterlaſſen. Ich hätte eine Feier im Kreiſe der Verwandten und Intimen ſchöner und poeſievoller gefunden, wie dieſe große glanzvolle Abfütterung der vielen, vielen Gäſte, von denen die meiſten wenig Intereſſe für den Täufling haben konnten, und die zuſammen-

geſtrömt waren, als handele es ſich um einen Kaſinoball, nicht um eine Familienfeier.

Ich konnte nicht umhin, ähnliches zu Bodo zu bemerken.

Er „ſagte mir die Wahrheit", in der es unter anderm hieß, daß ich „naturgemäß abſolut nichts davon verſtände".

Etwas Angenehmes, ſogar Wertvolles hat mir das, zu Ehren des kleinen Bernhard in Szene geſetzte Feſt doch gebracht. Ich habe eine hier bei Verwandten als Gaſt weilende Dame kennen gelernt, die „ſchreibt", in Berliner erſten literariſchen Kreiſen verkehrt und Verbindungen hat, die es ihr leicht ermöglichen, etwas für mich zu tun.

Sie hat Vatripons Roman in meiner Überſetzung ganz zufällig geleſen, iſt „entzückt von der gelungenen Arbeit" und kann mir leicht dazu verhelfen, daß ich in dem Sinne mehr zu tun bekomme. Sie iſt eben aus Paris heimgekehrt, wo ſie ein Jahr gelebt, und auch dort mit „erſten Leuten" von der Feder verkehrt hat.

Es iſt nicht hübſch, aber ich kann's nicht ändern, daß die angenehmſte Erinnerung an das „blendende" Tauffeſt für mich dieſe wirklich reizende Frau von Wernershofen iſt. Auch wenn ſie ſich nicht für mich verwenden wollte, würde die Freude über dieſe Be-

kanntſchaft groß in mir geweſen ſein. Ich hatte und habe kein Talent dazu, mich lediglich an Feſttafel und Tanzſaal zu ergötzen, und dieſe alte ehemalige Hofdame mit ihrem feinen Charakterkopf, dem ſchneeigen reichen Haar — und der überaus intereſſanten Unterhaltung bildete dort für mich den Hauptanziehungspunkt.

Wenn ich einmal in der Geſellſchaft einen Menſchen finde, der erheblich aus der Menge hervorragt und dieſer Menſch — gleichviel, ob jung oder alt, ob Männlein oder Weiblein — ſich zu mir geſellt, dann bin ich für alle anderen Leutchen nicht zu haben.

Ich ſchien der alten Dame auch ſehr zu gefallen, und ſie „lebhaft an ihre eigene Jugend" zu erinnern, die ſie als Tochter eines Generals in Danzig verlebt — vor 45 Jahren.

Ihre Erſcheinung war auch ſehr anziehend. Ich ſchätze ſchon bei jungen Menſchen ſehr eine tadelloſe Haltung, vielleicht weil ich von Anbeginn des Denkens auf ihre Vorzüge achten ſollte und mußte — und wieviel mehr imponiert es mir, wenn ein alter Menſch ſich ſo gerade hält und ſich dabei ſo natürlich und ungezwungen gibt wie dieſe Frau mit dem geiſtſprühenden Geſicht und den graziöſen Bewegungen.

Wie ſchön und anziehend zugleich muß ſie in

ihrer Jugend gewesen sein, daß noch jetzt ein solcher Zauber von ihr ausgeht. Wenn sie sprach, hoben sich ringsum unwillkürlich die Köpfe, so interessant war alles, was sie sagte. Ein wahrer Strom von geistiger Anregung ging von ihr aus. Und nichts gemachtes, wie man es so oft bei „geistreichelnden" Leuten findet, die in der ersten halben Stunde verblüffen und dann kalt lassen, weil sie sich völlig verausgabt haben.

Alles, was sie sprach, erschien mir reizvoll, auch das einfachste! wie sie beispielsweise lebhaft von der Konditorei erzählte, die früher auf dem langen Markt, dem Neptun schräge gegenüber, sich befand und wohin der Vater sie und fünf andere Schwestern zu Apfelkuchen und Schlagsahne hinführte, wenn sie es „sonstwie verdient hatten" — und wie sie als 17jährige an den Hof kam und auf der Reise dorthin fortgesetzt „ihre" Prinzessin sah, die mit einer goldenen Krone auf dem Kopfe herum ging, wie andere Damen mit einer Sammetschleife.

Und dann nachher bei der Vorstellung ihre Enttäuschung und Erregung darüber, daß die fürstlichen Damen nicht anders erschienen wie andere vornehme Damen auch — und daß nicht eine der Prinzessinnen eine goldene Krone trug.

Ob sie nun harmlos plauderte oder mir Ant-

wort auf meine Fragen nach den indischen Vedaschriften und nach Buddha Gautama gab, immer hörte ich ihr begeistert zu.

Wie schade, daß ich nicht öfter mit ihr zusammen kommen kann.

So geht es immer. Wenn mir einmal eine Freude begegnet und ich armes fünftes Rad hasche darnach und will sie halten — gleich macht sie sich los und geht davon.

So ist auch diese seltene Frau, die trotz ihrer weißen Haare immer anziehend für ihre Umgebung ist, gleich wieder aus meinem Gesichtskreis verschwunden.

Ihre schnelle Abreise betrübte mich sehr und in dieser Stimmung antwortete ich auf Bodos Frage, wie mir das Tauffest gefallen habe, nicht so wie er es erwartet. Er hatte auf uneingeschränkte Bewunderung gerechnet und ich redete etwas von „Völkerfest" — worauf er mir dann „die Wahrheit sagte".

* * *

Mein goldenes Kälbchen hat sich nach der Abmagerung im vorigen Jahr, die eine Folge von Wolffs Leutnantswerdung war, recht gut erholt. Ich bin sehr froh darüber und auch sonst zufrieden. An die Dornen meines Lehramts habe ich mich mit der

Zeit gewöhnt, daß ich all die Spitzlein nicht mehr so intensiv fühle wie früher — das kommt daher, daß ich inzwischen selbst Stunden nahm, die mich belehrten und weiser machten, Stunden bei einer harten alten Frau mit grauen Haaren und vielen Runzeln. Sie heißt Erfahrung.

Sie bewies mir, daß es klüger sei, vorsichtig zwischen den einzelnen Stacheln nach dem Blütenstiel zu fassen, als wie hitzig mit beiden Händen zugleich in die Dornen zu fahren — wenn man Rosen pflücken will.

Und es ist wirklich klüger.

Ich pflücke ja nicht gerade besonders viel, aber ich ritze mich auch gerade nicht besonders viel.

Es geht viel besser wie früher — trotzdem — wenn mein Kälblein weiter zunimmt wie bisher, gebe ich von Neujahr ab mein Lehramt auf.

* * *

Ich habe durch Empfehlung der Frau von Wernershofen einen Auftrag erhalten, der reichlich Mammon bringen wird. Eine Übersetzung, die Arbeit für viele Monate bedeutet. Da ich für jede Spalte eine bestimmte hübsche Summe erhalte, ist diesmal kein Hangen, Bangen und Abwarten dabei, nur die sichere Aussicht auf Gewinn.

Nun habe ich bald den goldenen Herd.

Auch das bedrückteſte Gemüt kann frei aufatmen, wenn es ein Ziel vor ſich ſieht, dieſem Ziel unentwegt zuſtrebt und ihm immer näher rückt.

Ich komme meinem Ziel immer näher, das macht mich ſo froh, ſo froh!

* * *

Uff!! ich bin müde und mein Handgelenk will ſtreiken, aber die Erleichterung iſt ſo groß und wonnevoll, daß ich ſie nach außen ſchaffen muß, ins Tagebuch, das ſo lange faulenzen durfte, während ich mich redlich mühſam plagte.

Uff! ſage ich wie damals, als ich die Pſychologie des Lächerlichen durchgeleſen hatte.

Ich bin fertig mit der großen Arbeit. Sie wurde mir manchmal ſehr ſauer und hat meinem Hirn zuweilen ein bleiernes Hütchen aufgeſetzt, das arg drückte.

Ein naturgeſchichtliches Werk iſt „ſchwerer“ wie ein Roman und außerdem war es mehr „ſachlich“ wie intereſſant geſchrieben, was die Arbeitslaſt nicht verſüßte.

Welcher Segen, daß ich den Mühlſtein nun von meinem Herzen herunter habe und ſtill vergnügt zuſehen kann, wie er ſich in ein Goldklümpchen ver-

wandelt und das Bild des „eigenen“ Häuschens plastischer aus phantastischen Nebeln hervortreten läßt.

* *
*

Das Honorar für die Übersetzung ist gekommen und ein Begleitschreiben so entzückt und enthusiastisch, wie es bei derlei eben nur ein Franzmann fertig bringt, den wohl eine gute Kritik aus berufenem Munde begeistert hat.

* *
*

Seit Monaten wirbelt mir unaufhörlich eine Idee im Kopf herum. Vielleicht läßt sie sich gestalten — nous verrons.

* *
*

Ich bin so selig, froh, stolz und übermütig, wie seit Jahren nicht! Mit Worten kann ich's garnicht sagen, wie glücklich ich bin.

Ich richte ein Tauffest her! Ja staunt nur Ihr alten Blätter mit den leisen Stockflecken hie und da — wundert euch nur, was ich euch heute auf den vergilbten Rücken schreibe: Ich richte ein Tauffest her! meinem Kindlein zu Ehren, das eben erst „das Licht der Welt erblickt“ hat. Es macht mir

so namenlose Freude und keine Mutter kann stolzer sein auf ihr „Fleisch und Blut", wie ich auf mein erstes Geisteskind.

Heute kam es ins Haus geflogen, in einem schlichten grauen Kleidchen, mitten darauf ein kleines Goldgeflimmer: „Rosenmärchen von G. Berg."

Wißt ihr, wer das ist, G. Berg? des Rosenmärchens Mütterlein! ich! Gertrud von Schellenberg!

Ich bin nicht mehr so einsam —, ich habe ein Kind, und ich hoffe, daß es mir Ehre machen wird — und Lust zu neuem Vorwärtsstreben.

Mein goldner Herd, wie lieb' ich dich! Wie will ich mich an deine warme Wand drücken, wenn die Rosen verblüht sind und überall Schnee liegt.

Und heute richte ich ein Tauffest her.

* * *

Ich gebe keine Stunden mehr. Mein „Märchen" ist ein so dankbares Kind. Es brachte ein artiges Säckchen mit Geld, damit sein Mütterlein zu leben hat und ohne Tretmühlenkram weiter schaffen kann.

* * *

Es war ein so zager Versuch dieser erste — und weil ich mich nicht an Menschenschicksale heran-

wagte, ging ich zu den Blumen, schrieb ich ein Blumenschicksal. Schon als Kind erschienen mir immer die Blumen wie Lebewesen, die Freud' und Leid empfanden wie wir Menschen.

Ich wende mich noch heute empfindlich ab, wenn ich sehe, daß man frische Blüten in ein Grab legt, wo die Erdschollen dann erstickend darüber fallen, und wenn ich abgerissene Blumen auf dem Wege finde, hebe ich sie auf und trage sie an den Straßenrand, damit sie nicht fortwährend getreten werden — das ist vielleicht ein wenig kindisch — aber — so kam es wohl, daß mein „Rosenmärchen" erstand — und daß ich nun so froh bin und so glücklich — und gar nicht mehr denke: ich bin ein fünftes Rad.

Tante Ulrike, die weise, hat ganz recht gehabt!

Ich bin jetzt eigentlich ganz wunschlos glücklich und in mir ist eine große Dankbarkeit, daß es mir so gut geht.

Wenn nicht dann und wann der häßliche Husten käme und hartnäckig eine Zeit anhielte, würde ich wohl noch ganz übermütig werden und über Tisch und Bänke springen, so froh bin ich.

Draußen ist alles grau und düster. Die Flocken fallen faul und langsam herab und lösen sich unfroh in schmutzigen Schlamm auf, überall

graue Töne und graue Schattierungen — das hat mich sonst immer so elend gemacht — jetzt sehe ich ganz froh dem schläfrigen Flockenfall da draußen zu, denn in mir ist alles hell und sonnig.

So ein Geschöpf ist man nun. Geht es einem übel auf der Welt, läßt man sich von jeder schwarzen Wolke, die herauf zieht, verstimmen, und denkt nicht daran, daß morgen die Sonne heraus kommen kann — hat man ein bißchen Glück und Erfolg, schaut man ganz heiter auf die dicke Nebelwand, die den Blick ins Weite verwehrt — die Augen erfassen die graue Häßlichkeit nicht so recht, weil sie mehr nach innen blicken, wo alles hell und sonnig ist.

In mir ist helle Sonne!

* * *

Die Mama hat wieder einen bösen Tag gehabt. Es ist diesmal verhältnismäßig schnell besser geworden, doch kann sie wieder nicht auf und herumgehen. Das ist dann immer die Folge des tückischen Anfalls — wir müssen sie an- und ausziehen und von einem Ruhebett aufs andere tragen. Trotzdem ist sie heiter, auch der liebe Papa pflegt sie mit Scherz und Lachen. Mein Glück läßt auf alles Ungemach einen hellen Glanz fallen und läßt alles nicht so trübe erscheinen.

* * *

Ich möchte, sie stießen mich tot in ein schwarzes Loch und würfen mir Erde auf den Kopf — — — der Papa ist tot —

* * *

Schwarze grauenvolle Tage! ich bin wie zerbrochen und darf es nicht zeigen.

Seit Wochen ruht der geliebte teure Papa auf dem Kirchhof — und ich kann nicht hin, mich da einmal sattweinen — nicht zu ihm und nicht zu dem andern — der wenige Reihen davon liegt — ich kann die Mama nicht allein lassen — keine Stunde — denn es kommt keine Stunde, wo ich nicht denke: sie stirbt.

Auf künstliche Art wird sie eingeschläfert, dann verlangt auch mein zerschlagener Körper sein brutales Recht. Ich schlafe wie eine Tote. Dann wache ich auf und sehe etwas, dem kein künstlicher und vielleicht auch kein echter Mut standhalten kann.

Was reden die Menschen von einem seligen Sterben — — grauenhaft ist es anzusehen! — meine Mutter stirbt seit vier Wochen — ein furchtbares Sterben! ich stehe dabei wehrlos — machtlos — kann ihr nicht helfen — — es mag entsetzlich sich anhören, aber ich sage es dennoch: wenn sie stürbe

heute oder morgen — die Hände wollte ich falten und beten: Gott hab' Dank.

Selbst wenn sie wieder aufkommt, wird ihr Leben nichts anderes wie gramvolles Sterben sein.

* * *

Ein halbes Jahr ist vergangen — vergangen in einzelnen schwarzen Tagen — nicht einer war darunter, an dem man sagen konnte: heute ist es etwas weniger finster, nur trübe! nicht einer, der einen kleinen hellen Schein in unsere trostlose Dunkelheit brachte.

Es wäre ja absurd zu denken, wir Kinder könnten der Mama den teuren Toten ersetzen — aber ein wenig könnte sie doch versuchen, bei uns Trost zu finden, wenn auch nur etwas Trost — wenn nicht bei Bodo, dann bei mir und bei Wolff. Wir sind ja auch unglücklich.

Wolff ist hierher versetzt und täglich bei uns. Er trauert so tief und gramvoll, wie ich es ihm nie zugetraut. Das Unglück hat ihn, so jung noch, zum gereiften Mann gemacht. Es ist rührend, zum Weinen, wenn er müde vom Dienst, stundenlang bei der Mama sitzt, ihre Hände streichelt und sich müht, mitzuschleppen an der Schmerzenslast, die sie zu tragen hat — — aber sie sieht ihn nicht, sie spricht

kein Wort — sie ist kaum anders wie in den ersten Wochen, wo ich täglich dachte: jetzt geht die Lampe aus, der man das Öl entzog.

* * *

Morgen ist Papas Sterbetag. Wäre er erst vorüber! Alles steht wieder vor mir. Papas Heiserkeit vorher, der wir keine Bedeutung beilegten, dann sein Gang zum Arzt und die Erklärung, es müsse „ein kleiner harmloser Polyp" entfernt werden — — so sagte man zu uns. Die „harmlose" Operation fand im Diakonissenhause statt — am Abend durfte ich zu ihm, und dann der Mama die frohe Nachricht bringen, daß alles gut sei. Wir hatten ja auch nichts anderes erwartet.

Am nächsten Morgen 8 Uhr schickte Mama ihm ein Briefchen — Rosenblätter darin — dann kommt Dorette zurück mit einem Gesicht, als habe man ihr über die roten Backen graue Farbe gestrichen — und die Mama, die wochenlang nicht fähig gewesen, sich allein zu erheben, steht plötzlich kerzengrade auf — ich sehe es noch, sie stützte sich nicht einmal auf die Seitenlehne ihres Krankenstuhls — kerzengrade steht sie auf und wie eine Blinde mit ausgestreckten Händen geht sie auf Dorette zu — —

Ich lehnte gegenüber im Türrahmen, feige,

kraftlos, wehrlos, wie eine tote Puppe, vor Entsetzen unfähig, mich zu bewegen — — erst als die leise zitternde Frage Mamas und Dorettes lautes Aufschluchzen zusammenfielen, stürzte ich vor und fing sie auf.

Was nachher kam, ist alles undeutlich und verworren — Mamas Blutsturz — die Qual der Begräbnistage — — und dann die ewig gleichgestellte Uhr der schwarzen Tage bis heute — und keine Veränderung im Benehmen der Kranken. Körperlich schwankt es auf und ab, seelisch ist es immer noch wie am ersten Tage.

Es ist nicht auszudenken, was ein Mensch aushalten kann, wenn man dieses Lebensfünkchen sieht, das wie im letzten Verlöschen, unsicher flackert — seit einem Jahre.

Sie sieht ihre Kinder nicht an, sie fragt nicht, ob die Welt weiter schreitet, sie kennt keine Zeitung, kein Buch, keine Handarbeit mehr — sie weint und grübelt und grübelt und weint — und lebt! lebt wie ein lebendig Toter.

Wenn ich sie im Garten herumfahre, sieht sie nichts —, wenn wir ihr etwas erzählen, hört sie nichts — und ihre armen Augen sind halb blind und ganz ohne Glanz vom Weinen — draußen muß sie

dann einen Augenschirm tragen, weil sie nicht mehr ins Helle sehen kann.

29 Jahre lang hat diese einzige, seltene Liebe sie unausgesetzt umgeben, sie eingehüllt wie in eine warme Decke, ihr Leben geschmückt weit mehr wie tausende von Edelsteinen und dann unvorbereitet, wie ein Räuber aus dem Hinterhalt kam der Tod, riß ihr ihre Sonne fort und stieß sie ins Dunkel — und nun findet sie nicht heraus aus der Finsternis.

Es ist so begreiflich . . . und so furchtbar . . .

* * *

Ich habe keine Eltern mehr . . . Heute haben wir die arme Mama begraben. Ich stand vor der offenen Gruft, wie vielleicht nie ein Kind vor seiner Mutter Grab stehen mag — tränenlos — ohne Schmerz — in mir war nichts wie eine stille Ruhe, beinahe heitere Ruhe — — während der Pfarrer sprach und alle um mich weinten, während sie den Sarg hinabließen und Blumen und Erde darauf schütteten, dachte ich immerfort und immerfort das eine: Wie gut, daß sie ausgelitten hat, daß sie da sein kann, wo allein ihre todkranke Seele hin wollte, daß sie in Ruhe schlafen kann an der Seite des einen, ohne den sie nicht leben konnte — — und wie gut, daß ich gleich den Platz daneben gekauft habe, daß sie

nun Seite an Seite ruhen können, nicht getrennt, wie sie im Leben nie getrennt sein mochten — wie gut — wie gut — — — dreihundertundfünfundsechzig schwarze Tage lang hat ihr Sterben gewährt — wie gut, daß die Erlösung endlich kam, wie gut.

Das waren meine Gedanken zu der Stunde, da man Erde auf meiner Mutter Sarg schaufelte.

Ihr armes Leben erlosch, als keiner diese Möglichkeit ins Auge gefaßt hatte. Was sie in all den Monaten nicht getan, tat sie an Papas Todestag — sie fragte nach ihren Alpenveilchen. Es waren ihre Lieblingsblumen und sie hatte immer neue Stecklinge, wenn die alten vergingen.

Ganz überrascht trugen wir ihr die Töpfe ans Bett. — Sie brach mit ihren fleischlosen, schmalen Totenhänden alle Blüten und Knospen und reichte sie uns stumm, ohne Wort — gerade als wir fertig waren, um Papas Grab aufzusuchen. Die Kränze hatten wir draußen gelassen und mit kleinen Listen Zeitung und Abreißkalender entfernt, damit ihr Auge nicht zufällig entdecke, was für ein Tag heute sei — aber sie hatte ihn wohl doch, uns unbemerkt, längst im Gedächtnis, den furchtbaren Tag.

Als wir zurückkamen, saß sie wie sonst auch um die Zeit, in ihrem Stuhl, den Kopf zurückgelehnt, die Hände im Schoß.

Tante Ulrike ſtand weinend daneben — ſie hatte ihr eben die Augen zugedrückt.

Dorette kam herein und erzählte, daß Mama ganz plötzlich ein paar mal mit den Händen vor ſich in die Luft gegriffen, den Kopf zurückgelehnt und einen tiefen Atemzug getan habe. Dann ſei es vorbei geweſen.

Tante Ulrike nickte dazu, alle weinten, auch Wolff ſchluchzte wie ein Kind — — ich hatte keine Tränen . . .

Morgen nachmittag, wenn Wolff keinen Dienſt hat, wollen wir wieder zum Kirchhof wandern, vielleicht werde ich dann weinen.

* * *

Ich bin nicht eigentlich krank, aber ſo ſchwach und hinfällig, daß ich im Bett bleiben muß.

So lange hatte ich keine Zeit, krank zu ſein, daher kommt es wohl, daß ich mich immer noch aufrecht halten konnte.

Sie ſagen alle, die Pflege habe mich überanſtrengt und ich müſſe mich ordentlich erholen.

Ich mag aber gar nicht ſo tatenlos daliegen; Dorette hat mir ein paar Kiſſen ins Kreuz ſtopfen und Schreibzeug reichen müſſen.

Tante Ulrike ſchilt, aber ich beruhige ſie, daß

mir ganz wohl im Bett iſt, und daß ich, ſo wie es geht, gleich die Arbeit vornehmen will, die ich vor einem Jahr anfing, ein neues Märchen, zu dem die ſehr hübſchen kleinen Illuſtrationen ſchon fertig ſind. Wenn ſich die Kräfte nur erſt ein klein wenig heben wollten, damit ich aufſtehen und arbeiten kann. Ich bin ſo ungeduldig und habe den Kopf ſo ſehr voll — es will ſich gar nicht mehr halten laſſen in dem engen Raum, es drängt gewaltſam hinaus zum Licht und ich muß mit all dem Drängen ſtill geduldig im Bett bleiben.

* * *

Heute verſuchte ich, auf der Chaiſelongue zu kampieren, aber die Schmerzen wurden ſo heftig, daß ich es keine Viertelſtunde lang aushielt. Es iſt immer dieſelbe Empfindung, ſo als ſchiebe mir jemand eine haarfeine Nadel in der Herzgegend in den Körper und ziehe ſie hinten, mitten im Rücken, wieder heraus — dieſer feine haarſcharfe Stich wiederholt ſich immer wieder, bis es nicht zum Aushalten iſt — bin ich erſt wieder eine Weile im Bett, iſt es dann beſſer.

Nun ſitze ich geſtützt und buchſtäblich in Watte gewickelt aufrecht und ſchreibe. Nur aufſtehen kann ich nicht.

Tante Ulrike hat mich mit Kognak, in dem Koch-

salz aufgelöst wurde, gehörig eingerieben und mich dann in eine große Tafel Verbandwatte wie in eine Art Korsett eingewickelt — dieses flockige zarte Korsett tut dem bloßen Körper so unendlich wohl, daß die Schmerzen beinahe in Minuten schon nachlassen.

* * *

Sie haben mich pflichtgemäß beim Medizinaltat verklagt, daß ich das Schreiben im Bett nicht unterlasse, trotz aller Verbote. Er wurde erst grob, entschuldigte sich dann freundlich, daß ihm der Geduldsfaden gerissen sei und machte mich mit allerlei unverständlichen Fachausdrücken darauf aufmerksam, daß jede, aber auch jede Übertretung seines Gebots, mich immer weiter vom Aufstehenkönnen entferne.

Das schüchterte mich ein bißchen ein und ich sagte kläglich, daß ich die Absicht habe, ihm von nun an unbedingt zu gehorchen.

Die Absicht! ja! ich habe sie, aber es ist so rasend schwer, sie immer durchzuführen. Wenn ich unbeschäftigt so daliege und auf die Bilder der geliebten Eltern sehe und auf meine Kamee — — dann ist mir ganz so, als sei ich selber gestorben und warte darauf, daß sie kommen und mich abholen — — und wenn ich das denke, ist eine entsetzliche Leere in mir und eine Furcht, als sei die Welt ausgestorben,

Menſchen und Tiere, alles tot, und ich das einzige Lebeweſen auf der ganzen Erde.

Es iſt wie ein ſchweres Alpdrücken.

* * *

Seit vier Monaten lebe ich im Kloſter — nicht als „Konventualin", ſondern als Tante Ulrikes Gaſt.

Und nun bin ich wieder einmal krank und darf nicht aufſtehen, — ganz alle bin ich — kann keinen Schritt gehen und taumele, wenn ich heimlich einen Verſuch mache — acht Tage ſchon an die Matratze gefeſſelt. — Wenn ich recht ungeduldig bin, fällt mir dann Heines „Matratzengruft" ein, aber ich lächele dazu — ſo ſchlimm iſt es nicht, und ſchließlich habe ich das ſelbſt verſchuldet durch meine übertriebene Haſt.

Dem Körper habe ich zu viel aufgelaſtet, nun rächt er ſich für die Unvernunft — ſo ein bißchen Lungenbluten hat ſich eingeſtellt, aber es iſt nicht ſchlimm, es iſt weiter nichts wie die Folge des übertriebenen „Dichtens" zu einer Zeit, als ich mich noch nicht von der Anſtrengung des letzten furchtbaren Jahres erholt hatte.

Mit tauſendfachen Tränen verließ ich das liebe alte Häuschen mit ſeinem gemütlichen großväteriſchen Garten — das alte windſchiefe Giebelhäus-

chen am Petershagener Tor — — eine ganze Welt voll Schmerzen hab' ich zwischen seinen vielfach von Rissen durchzogenen Mauern getragen — auf der kleinen Bleiche habe ich gelegen und wild verzweiflungsvoll ins Gras gebissen — das Sterben meiner Mutter, das ein ganzes Jahr währte, ist dort vor sich gegangen — und ich habe tausendfache Tränen beim Abschied von dir vergossen, du liebes kleines Häuschen, das so großes Weh gesehen — — keiner wird nach uns über deine ausgetretenen Dielen, zwischen deinen schlecht schließenden Türen einhergehen — keinem wirst du in stillen Dämmerstunden geheimnisvoll davon erzählen können, welches Leid deine Wände zuletzt — und vorher umschlossen — — — sie werden dich niederreißen und begraben wie diejenigen, die unter deinem verwitterten Dach lebten, niedergerissen und begraben wurden.

Wenn ich wiederkehre und zu dir pilgern will, werde ich nicht einmal dein Grab finden. Eine Mietskaserne werden sie auf dein Trümmerfeld setzen, einen Steinkoloß, der alles niedertritt, was dich dort so poesievoll verschönte —

Wo sich die Bäume sonst in ihre reizenden Frühlingsgewänder hüllen, wo Flieder und Narzissen dufteten, da wird statt des weichen Rasens ein ge-

pflasterter Hofplatz liegen und die Teppiche von vier Etagen werden ihren Staub dort hochwirbeln lassen.

Liebes kleines altes Häuschen, ich werde dich nie wiedersehen . . . .

* * *

Es ist nicht sehr gemütlich hier im Stift, trotzdem lauter liebe Andenken aus dem Elternhaus mich umgeben, so vieles, das ich dem Hammer des Auktionators nicht gönnte. Am liebsten hätte ich die ganze Auktion vereitelt, aber wo sollten schließlich alle Sachen bleiben. Mein Rosenhaus existiert noch nicht und hier ist kein Platz. — Papas Möbel hat Wolff bekommen, ich nahm, was mir teuer war und dann lief ich in den letzten tiefsten Winkel des alten Gartens, um nicht zu hören, wie um das, was zurückbleiben mußte, gefeilscht wurde.

Ja, es ist nicht gemütlich im Stift. Vielleicht bin ich sehr undankbar, aber die lieben alten Damen, die sich immer nach meinem Befinden herzlich erkundigen kommen, sind mir alle so sehr unbequem — und alle erzählen das Gleiche — alle machen mir zarte Vorwürfe über mein unvernünftiges Arbeiten. Diese ewigen Wiederholungen machen mich ganz elend. Ich weiß schon selber, daß es töricht war, den ganzen Tag außer den Eß- und Spazierstunden zu

schreiben, bis in die tiefe Nacht hinein, und erst die Feder hinzulegen, wenn das Handgelenk rebelliert und empört mit Streik drohte.

Nein, ich war zu dieser Arbeit nicht gezwungen, aber es war die einzige Möglichkeit, mich aus meiner furchtbaren Trauer herauszureißen, aus der Trauer, die mir erst ganz und voll zum Bewußtsein kam, als ich hier einzog.

Vorher das Übermaß der Aufregungen — meine Krankheit und der mißhandelte Körper — das alles hatte verhindert, daß ich nicht zu mir selbst kam.

Hier überfiel es mich plötzlich mit schwerer Wucht, daß ich nicht Vater, nicht Mutter und kein Heim habe — vielleicht trug auch das ganze Milieu hier dazu bei — ich habe ja immer vor dem Stiftstantentum geschaudert — wahrscheinlich mit Unrecht, denn hier ist man ganz glücklich und zufrieden.

Ich warf meine Beklemmung ab und stürzte mich auf die Arbeit, und alles, was ich im Kopf hatte, kam so ungestüm hervor, daß die Feder den Gedanken oft nicht nachrasen konnte — ich merkte wohl in den letzten Wochen, daß dem willigen Geist gegenüber das Fleisch immer schwächer wurde, aber ich schob das natürliche Warnungszeichen hastig bei Seite: erst fertig werden, dann ruhe ich mich aus.

Zur Not bin ich fertig — ich will gerade mit

der Korrektur beginnen, um mein neues Märchen abschicken zu können, da fällt mir die Feder aus der Hand und ich platt auf die Erde — — und nun liege ich hier und muß büßen — — aber die Buße ist ganz erträglich — ich werde rührend gepflegt — mein Kopf ist leicht — mein Herz nicht mehr nur mit Gram und Finsternis gefüllt —. Die Freude hat auch ein Kämmerlein darin — die Freude auf mein zweites Kind — — ob es wohl wieder ein silbergraues Röckchen anhaben wird mit zierlichem Goldgeflimmer darauf: „Dahliennärchen von G. Berg“?

* * *

Diesmal bin ich etwas kühner geworden — ich habe mit dem Blumenschicksal das eines Menschenkindes verwebt — kein eigenartiges, welterschütterndes Schicksal ist es, nur ein kleines Menschenleben, das im Verborgenen aufblüht und im Verborgenen stirbt.

Eine Edeldahlie, vom zartesten blaßlila mit fein gedrehten Blättern, fein wie Federposen, blüht alljährlich in einem kleinen Garten — ihre blassen edelschönen Sterne können in ein Stübchen blicken, wo ein junges Menschenkind erblüht und alles, was diesem das Schicksal beschert an Leid und Freud',

alles sieht die Dahlie — und ihr Blumenherz versteht alles und erlebt alles mit — bis eines Tages ein Sarg an ihrem stillen Standort vorüber getragen wird, ein schmaler Sarg — oben auf zwischen Rosen und Palmen liegt eine Myrtenkrone — — —

Im Herbst kommt dann jemand und will die Dahlienknolle aus der Erde nehmen und sie wie sonst um diese Zeit zur Überwinterung in den Keller bringen — — er reißt das schwarz und schlüpferig gewordene Laub mit den dicken Hauptstämmchen heraus, wirft es zur Seite und tut einen Spatenstich — und ganz verblüfft noch einen — die Knolle ist vergangen — nur ein schwarzes Moderhäufchen am Spatenrand — —

* *
*

Der Frühling meldet sich an — ich höre sein Brausen — und ich kann noch immer nicht aufstehen.

Die Weinranken vor meinen Fenstern haben dicke Blätterknospen, und köstlicher Veilchenduft strömt herein — ich möchte so gern singen, ein Lied, das mir von allen Frühlingsliedern das reizendste ist — der Text ist so sehr zutreffend für meinen geliebten Frühling.

Lieb Kindlein, wach auf — der Frühling iſt da!
Ich hab' ihn heut' morgen geſprochen,
Er war etwas müde vom weiten Weg
Und den letzten kalten Wochen.

Die Augen lachten ihm ſonnig hell,
Als er die Bäume gerüttelt,
Ein Blütenregen fiel rings herab,
Wie er die Locken geſchüttelt.

Komm ſchnell nur heraus — es iſt eine Pracht!
Und ſieh nur die Veilchen, die ſüßen, —
Die hat der Frühling dir mitgebracht
Und läßt mein Kindelein grüßen.

— — aber ich kann nicht heraus — und nicht ſingen — gar nichts kann ich — und ich habe keine Schmerzen — nur ſchwach bin ich, ganz ſchwach — aber jetzt im Frühling wird es beſſer werden. Sie ſagen es alle — auch der Arzt.

Die Augen lachen ihm ſonnig und hell — — ich kenne dies Lachen — ich liebe es ſo — aber ich kann nicht hinaus — wäre dieſe dumme Schwäche doch im Winter gekommen — im Winter iſt es eher auszuhalten das „nicht aufſtehen dürfen" — wenn draußen die Flocken fallen, der Eisſturm an die Scheiben ſchlägt und innen das Feuer im Ofen kniſtert, dann iſt es ganz gemütlich im Bett — aber jetzt — ich bin ſo ungeduldig — ich halte es nicht aus!

Sie haben mir ſchöne intereſſante Bücher ge-

bracht — ich lese so gern, aber über den Rand weg huschen meine Augen immer fort, nach dem Fenster, wo die Vöglein singen und die Veilchen duften.

Ich bin schon wieder müde und muß aufhören — immer müde bin ich —

* * *

Die Brüder waren hier — ganz zufällig, sie machen hier in der Nähe die Hochzeit eines Kameraden mit — ich schalt Wolff, daß er nichts vorher in seinen Briefen erwähnt — aber sie haben sich ganz plötzlich entschlossen.

Wolff schien mir sehr bedrückt — ich fragte, ob er Schulden habe, er wisse ja, ich hätte Geld im Beutel — aber er lachte — etwas gezwungen schien mir — und versicherte: nein!

Ich will, daß Tante Ulrike ihn noch brieflich gehörig ausfragt, ob es auch stimmt.

Beide waren sehr lieb und herzlich, auch Bodo — er ist nun auch ernster geworden und das Jungenhafte scheint ganz abgetan.

* * *

Fränze hat mir geschrieben — viele viele Seiten — auch ihr Bild mit dem Kinde lag bei — sie sehen beide sehr reizend aus. Es war mir eine große

Freude — und so viel Neues teilt sie mit, so viel, das mich heimatlich berührt — ich habe Fränze doch sehr lieb — sie verkörpert mir immer ein Stück Kindheit, ein Stück Jugend — was lange schlief, wacht auf, wenn Fränze spricht. Sie fährt nach Berlin mit ihrem Mann, der dort mit vielen andern Pastoren irgend einer Kirchengeschichte wegen zusammentrifft. Da es von Berlin nur 4 Bahnstunden bis hier sind, will Fränze „ihrem Pastor" heimlich „auskneifen", um mich besuchen zu kommen. Wenn sie es möglich macht, werde ich mich sehr freuen, mir ist so, als müßte ich gleich ein wenig kräftiger werden, wenn Fränze mit ihrem gesunden Humor und ihrer burschikosen Lustigkeit hereinkommt.

* * *

Der Besuch von Fränze hat mich sehr erregt und mir zwei schlaflose Nächte gebracht. Wir haben eigentlich alles von A bis Z durchgesprochen, was wir zusammen erlebten — wir weinten viel dabei — ich bin so schwach und nervös, vielleicht lag es daran, daß diesmal nicht die Lachtöne vorherrschten, wo eine Fränze erschien.

Sie soll nicht wieder herkommen — später, wenn ich mein Häuschen habe, will ich sie einladen

auf viele Wochen mit dem Lisaputtchen — aber hier soll sie nicht mehr herkommen. Ich will keine Erregungen mehr — ich will gesund werden, und dann wollen wir wieder zusammen kommen, und uns zusammen freuen — ein Krankenbett ist kein passender Platz dazu.

* * *

Ein Arzt sollte sich immer umsehen — nach Spiegeln — wenn er einem Kranken den Rücken zukehrend, die Gesichtsmaske fallen läßt — —

Drei Tage habe ich gebraucht, um den Schreck zu bewältigen — nun kann ich darüber schreiben —

Der Arzt hatte mich wieder untersucht, sehr freundlich „ein kleines Heben der Kräfte" konstatiert und sich dann umgedreht. Er trat mit Tante Ulrike an den Tisch, inmitten des Zimmers — auf dem all der Arzneikram steht — sie blickten sich an — ich sah sein Gesicht im Spiegel und daß etwas darin stand — etwas — ein Todesurteil! — und die Hände der Tante sah ich im Spiegel — sie hielten ein Fläschchen — und sie zitterten — — — das lähmte mich — eine grausige Angst schnürte mir innen alles zusammen — und die Brüder und Fränze? war es kein Zufall, ihr Kommen? — — wäre ich nicht halbtot gewesen vor Schreck, ich hätte die Frage hin-

aus geschrien — in die beiden alten Gesichter hinein — — aber es ging nicht — das Grauen, das Entsetzen hielt mich im Bann — es ging nicht —

Ärzte sollten immer darauf achten, ob Spiegel im Krankenzimmer sind.

* * *

Nein, nein, ich werde noch nicht sterben — ich müßte viel mehr krank sein und Todesahnungen haben — aber ich ahne ja nie im Leben etwas — — vielleicht ist das leichte Fieber an allem Schuld — der Doktor lachte so laut und herzlich über meine Frage, ob ich sterben müsse, daß man wirklich nicht an solches Maß von Verstellung glauben kann.

Er sagte, er sei an die drolligsten Fragen bei allen Damen hier gewöhnt — wenn sie ein bißchen Fieber hätten — aber meine klänge extra spaßig, ich möge das einem alten Mann nicht übel nehmen — und dann mit einem Augenzwinkern — „es gibt hier so viele Herrschaften zwischen 80 bis 90, die haben so 'ne gewisse Atmosphäre von Todesgedanken um sich — aber ein so kluger junger Klostergast muß sich davon nicht anstecken lassen, ei! ei!"

Ob ich ihm trauen kann, weiß ich nicht — seine Rede klang mir aber so schön, wie ein Frühlingslied.

* * *

Mein neues Buch ist gekommen. Tante Ulrike mußte das Packet gleich in meine Hände geben und glückstrahlend machte ich mich ans Auspacken— zwei Damen waren noch zugegen — eine davon „zwischen 80 und 90!" aber sie störten mich nicht — ich war so sehr froh und vergnügt.

Ich bin voll großer Freude — aber auch ein wenig enttäuscht —, enttäuscht über das Gewand des neuen Buches, das so ganz anders ist, wie bei meinem „Erstling".

Kein Goldschnitt, ein Ziegelschnitt oder Ziegelrotschnitt! Auf dem Deckel von scharf prononziertem Blau ein dunkelblutroter Querbalken mit schwefelgelben Kanten — diesseits und jenseits des Balkens eine merkwürdig stylisierte Blumengalerie, die sehr wahrscheinlich Dahlien darstellen soll, aber es sind verkümmerte rotlila dickblätterige Herbstastern — das „Futter" des Buchdeckels ein krasses Grün —

Ich bin ganz betäubt von der Farbenorgie.

* *
*

Tante Ulrike hat dem Verleger mein Entsetzen schonend mitgeteilt und nun haben wir die sehr höflich gehaltene Antwort. Also: „es ist ein „ganz

modern und kunſtvoll ausgeführter Buchſchmuck“ — — Schmuck (?).

* * *

Ich habe mein Dahliemmärchen mit ſolchem Intereſſe von Anfang bis Ende geleſen, als wäre mir jedes Wort darin ganz neu. Ich kann gar nicht ſagen, welche Freude ich darüber habe.

Ich denke gar nicht an Sterben — ein Menſch, dem der Tod nahe iſt, kann ſich unmöglich ſo lebensvoll fühlen, wie ich — es wäre auch zu grauſam, wenn ich jetzt, ganz dicht am Ziel, ganz nahe der Roſenwand, die mein kleines Eigenhaus einrahmen wird — wenn ich ganz dicht davor — eingeſcharrt werden ſollte.

Wenn es einen Gott gibt — einen guten Gott — kann er ſo etwas grauſames nicht wollen.

* * *

Ich bin ſehr glücklich. Eine ganze Stunde habe ich auf der Chaiſelongue geſeſſen am offenen Fenſter — um die Birken drüben wehen ganz feine zarte grüne Schleier und die Vöglein ſingen . . .

* * *

Jeden Tag darf ich etwas länger aufbleiben. Heute habe ich mit Tante Ulrike Pläne gemacht, wo

ich mir ein kleines Haus kaufen kann — nun wird das ewige Gerede endlich Wahrheit werden. Tante will, daß ich in Ludwigslust oder Strelitz seßhaft werde, — es sei dort so schön und — weil sie mich in der Nähe haben und nicht weite Reisen machen will. Ich dagegen schwärme für Zoppot, wo alle Sommer ein Kreis lieber Bekannter zusammenkommt — wo ich die Brüder habe — wo alles mit Erinnerungen verwebt ist. Die Tante ist schon so alt —, wenn sie stirbt, bin ich dann hier in Mecklenburg ganz einsam.

* *
*

Etwas sehr merkwürdiges, jetzt wo es mir von Tag zu Tag besser geht, träume ich jede Nacht fast dasselbe: ich taste mich mit vorgestreckten Händen durch einen fast dunklen endlosen Gang — plötzlich wird es Licht, — und ich sehe drei hohe Gestalten von weitem auf mich zukommen — die Eltern und Georg von Katte — atemlos vor freudigem Schreck — daß sie mir entgegen kommen, wache ich dann auf — — und das wiederholt sich fast jede Nacht.

* *
*

Ich will doch ein Testament machen. Wolff soll mein Geld bekommen und das Autorrecht der Bücher. Werde ich gesund, wollen wir zusammen darüber lachen.

* *
*

Tante Ulrike erklärt meinen Traum damit, daß ich mir das Entgegenkommen unserer lieben Toten — vorher, als ich so krank war und an Sterben dachte — ausgemalt habe, und daß das nun seine Rückwirkung ausübt. Tote, die man sehr betrauert, sähe man meist im Traum lebend um sich, das würden mir sehr viele Menschen bestätigen können. Als der teure Papa starb, habe sie allnächtlich von ihm geträumt und immer alles mögliche mit ihm beraten, beim Erwachen sei sie dann in Tränen ausgebrochen darüber, daß es nur geträumt war.

Ich will ihr gern glauben. Es geht mir ja jetzt auch so gut.

* *
*

Wir planen eine sehr hübsche Reise, Tante Ulrike und ich. Sowie ich nur irgend einigermaßen reisefähig bin.

* *
*

Wir wollen nach der Riviera — ich denke Tag und Nacht daran und es machte mich sehr glücklich.

* *
*

Die Domina hat mir ein Buch geschickt: Reiseskizzen. Es ist so sehr interessant — ich flog es nur so durch — aber schön, wunderbar schön wird es erst sein, wenn meine Augen sehen werden — was diese Blätter schildern.

* *
*

Ich will nur meist weiße Kleider mitnehmen. Es soll jetzt schon sehr heiß sein an der Riviera. Das Trauerjahr ist noch nicht um, aber schwarze Kleider sind so ein trostloser Anblick. Sie erinnern immer an schwarze Tage im Leben. Darum war es bei den alten Griechen so schön, daß ihre Trauerfarbe weiß war — wie viel weiser waren doch diese Menschen, daß sie sich nicht zu der Finsternis im Herzen auch noch äußerlich mit schwarzen Bahrtüchern behingen.

* *
*

Wenn wir nach der Blumenstadt kommen — und nach der Lagunenstadt — werde ich gewiß Ströme von Tränen vergießen —, die Sehnsucht wird mir einfallen, die ewig unbefriedigt gebliebene

Sehnsucht nach Italien, die den teuern Papa zuweilen erfüllte, „nur einmal noch“ das schöne Land wiedersehen zu können. Nun wäre es ihm erreichbar und nun liegt er in der Erde.

* * *

Der Flieder hat dicke Knospen, wenn sie aufbrechen, wollen wir reisen.

* * *

Das Wölfflein hat mir ein zärtliches Bettelbriefchen geschrieben — wenn ich es „nicht gar zu unverschämt“ fände, möchte er so gern mit. Ob er kommen dürfe? Wir telegraphierten gleich zurück „Ja!“

Der alte Doktor besorgte es und meinte: „Wenn man die Depesche beim Herrn Leutnant liegen sieht, wird man sich den Kopf zerbrechen, wer ihm da das Jawort gibt.“ Diese Äußerung machte mir viel Vergnügen.

* * *

Der Doktor hat mir heute fest in die Hand versprochen, daß wir bestimmt in 8 Tagen reisen können — wenn ich dann noch nicht allein gehen kann, soll Wolff mich ins Coupee tragen. Es wäre

nichts zu riskieren, zumal die Luft des Südens gleich kräftigend auf mich wirken würde.

* *
*

Nur noch 7 Tage, dann fliegen wir aus — gen Süden — und wenn ich wiederkomme —, gesund, froh — Kopf und Herz voll Licht und Schönheit — dann gehen wir auf die Rosenhäuschensuche — und dann — dann schreibe ich ein italienisches Märchen.

* *
*

Gelacht und geweint habe ich — ganz konfus durcheinander — vor Freude — von meinem Dahlienmärchen sind bereits 2700 Exemplare „fest abgesetzt" schreibt der Verleger. Ich war so zag im Hoffen — und nun bringt mir mein zweites auch Glück und Freude — — und außerdem zunächst 2700 Mark für mein Schatzkästlein.

* *
*

Nun brauchen wir kein Geld schicken lassen. Das paßt sehr gut. Wölfflein soll die Kasse führen. Ich bin so froh, daß er mitreist.

* *
*

Ich kann die Zeit nicht erwarten — mir ist so zu Mut, als müsse ich die Arme heben wie Flügel und mich durchs offene Fenster schwingen, hinaus durch die Luft — über Berge und Täler — der Zug wird mir viel zu langsam gehen — ich bin so ungeduldig —

Ich muß mich zusammen nehmen — meine Ungeduld macht die andern ganz nervös.

* *
*

Langer Brief von Fränze — wie es mir geht — zwanzig mal fragt sie das — Wolff soll ihr morgen schreiben — ich bin so müde — er soll ihr schreiben, daß sie bald von mir Ansichtskarten bekommen wird — wunderbare Ansichtskarten — aus dem Lande der Schönheit . . . .

* *
*

Die Vöglein singen heute besonders hell — mir scheint es so — und die Luft ist so köstlich warm — sonst friere ich immer — heute will ich draußen sein — nur ein Stündchen — und jeden Tag ein Stündchen länger — bis wir ausfliegen — — noch 5 Tage.

* *
*

Eben schlägt die Uhr — in einer Stunde ist Wolff hier. Tante Ulrike soll auch gleich mein Geheimbuch zu meinem Sachen packen — und Wolff muß gleich an Fränze schreiben.

* *
*

Leutnant Wolff von Schellenberg an Frau Pastor Wiens in Danzig:

Liebe Fränze!

Verzeihung für die Anrede. Ich finde heute keine andere.

Gertrud ist heute mittag entschlafen.

Wir mußten sie hinaustragen in den Frühling, den sie immer so geliebt hat. Ihre arme heisere Stimme sprach mit aufgeregter Munterkeit von der Lagunenstadt — mitten darin ein lockeres Aufhusten — Blut auf den Lippen — aus!

Ich glaube, ich kann nie mehr froh werden, wenn ich an den Tod meiner Schwester denke. Edel, hilfreich und gut war sie. Was war ihr Leben? Wie konnten wir es zulassen, daß sie allein blieb mit der Mama, das vergangene furchtbare Jahr hindurch. Ja, wie konnten wir! so sagen wir immer, wenn wir uns schuldig gemacht haben.

Jetzt zimmern sie ihr Häuschen. Der Tischler ist dabei. Und die Rosenwände dazu werden alte Stiftsdamen und ein junger Leutnant bauen.

Am nächsten Dienstag, vormittags 11 Uhr, wird sie dann einziehen.

In tiefem Schmerz

der einstige Spielkamerad

Wolff von Schellenberg.

Bloomingdale Branch,
206 WEST 100TH STREET,
CIRCULATING DEPARTMENT.

3-

AUG 25 1928